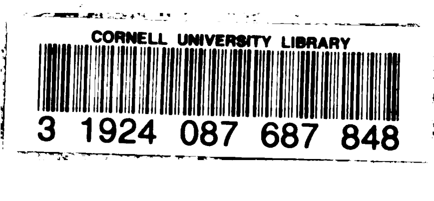



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 087 687 848





VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

G. A. E. BOGENG

ZWEITER JAHRGANG

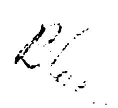
1919

MAX HARRWITZ VERLAG

BERLIN-NIKOLASSEE







*



Inhaltsübersicht

Seite



Anmerkungen zu Büchern:

Anzeigen:

Mitteilungen und Nachrichten:

Anfragen und Antworten:

Poeschel & Trepte, Leipzig



2

VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

G. A. E. BOGENG

JAHRGANG ZWEI · HEFT EINS

INHALT: Ein Geburtstagsgedicht auf die Schwester der Lotte Buff in Wetzlar / Oeuvres du Philosophe de Sans-souci. Au donjon du Château avec privilège d'Apollon. (Paris: 1760) / Andeutungen über Aufgaben und Ziele einer Deutschen Bibliographischen Gesellschaft / Handschriften und Handzeichnungen / Anmerkungen zu Büchern / Anzeigen / Mitteilungen und Nachrichten

1919

MAX HARRWITZ VERLAG

NIKOLASSEE bei BERLIN

VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng

Berlin-Wilmersdorf · Kaiser-Allee 168

BEZUGSPREIS

Jahrgang . . . . M 20.—

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . M 50.—
Halbe Seite . . . . M 30.—
Viertel Seite . . . . M 18.—
Achtel Seite . . . . M 10.—

Verlag von

Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin

Postscheckkonto Berlin Nr. 1423
Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C

EIN GEBURTSTAGSGEDICHT AUF DIE SCHWESTER DER LOTTE BUFF IN WETZLAR.

Vor einigen Jahren fand ich in einem Sammelband der Universitätsbibliothek Gießen (E 20150 4⁰) durch Zufall den lange vergeblich gesuchten Druck von Heinrich Leopold Wagners Abschiedsgedicht an David Friedrich Döllin „Apolls des ersten Bänkelsängers Leben und Thaten auf dieser Welt" (Straßburg bei Jonas Lorenz o. J. [1772]) und, an zwölfter Stelle, ein anderes Gedicht, das mich im ersten Augenblicke nicht weniger interessierte:

Das

Fest der Freundschaft

an

Cloens Geburtstage

geschildert

von

Einem ächten Verehrer derselben.

---

24. 2. 9. 26. 25. 45. 14. 5. 32. 33. 10. 10. 5. 24. 1. 9. 5. 3. 3. 25. 5. 9.

(Druckerstock: Vase)

---

den 9ten Junii 1770.

Wetzlar,
gedruckt bey Georg Ernst Winkler.



4°. 4 unbezifferte Blatt. Am Anfang des Textes (Bl. 2a) eine große Holzschnittvignette: Landschaft in Rokokorahmen, am Ende (Bl. 4b) eine Schlußvignette: Amor auf einem Rokokoornament. Das gut gemeinte, aber fürchterlich geratene Gedicht, 25 Strophen zu je 4 Versen, beginnt:

Auf Freundin! welche uns der Himmel gegeben,
Uns noch erhält, noch leben läßt,
Sey froh! heut blüht Dir heiter ferneres Leben;
Auch mich erfreut Dein schönstes Fest.

Wie waren die geheimnisvollen Zahlen auf dem Titel auszulegen? Wer ein bei Georg Ernst Winkler in Wetzlar um 1770 gedrucktes anonymes Buch in die Hand bekommt, wird zuerst an August Siegfried von Goué, den skurrilen Genossen des jungen Goethe, denken, der mehrere seiner sehr seltenen Werkchen der Wetzlarer Zeit (etwa 1768 bis 1770) bei Winkler drucken ließ. Aber Goué schaltete von vornherein aus. — Die heilige Wiborada, die Schutzpatronin der Bibliophilen, war es wohl, die mir nach vielen mit Drehen und Deuteln der Zahlenkabbala verbrachten ruhenlosen Tagen eines Abends den Gedanken eingab, die Buchstaben des Titels abzuzählen und statt der Zahlen in der Reihe die auf sie treffenden Buchstaben zu setzen. Und siehe da:

C	a	r	o	l	i	n	e	B	u	f	f	E	C	D	r	e	ss	l	e	r
24.	2.	9.	26.	25.	45.	14.	5.	32.	33.	10.	10.	5.	24.	1.	9.	5.	33.	25.	5.	9.

(Diese Methode der Demaskierung trägt vielleicht dazu bei, ähnliche, hinter dunklen Zahlen verborgene Autorschaften aufzuhellen; möglicherweise ist sie anderen schon längst bekannt gewesen, mir war sie neu. I. Cor. 13,9.)

Das Werk ist also ein Geburtstagsgedicht des Musikers, Sängers



und Komponisten E. C. Dressler für Caroline Buff, die älteste, am 9. Juni 1751 geborene Schwester des Urbildes von Werthers Lotte.

Dieser Ernst Christoph Dressler (geb. 1734 zu Greußen in Schwarzburg-Sondershausen, gest. als Opernsänger zu Cassel am 6. April 1779, vgl. Eitner, Quellenlexikon der Musiker Bd. III, Leipzig 1900, S. 251) war ein Vetter der Mutter Carolinens und Lottens, der Frau Amtmännin Magdalene Ernestine Buff geb. Feyler, und damals Kapelldirektor bei dem Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, kaiserlichen ersten Visitationskommissar in Wetzlar. Er suchte durch Gelegenheitsgedichte zu glänzen: Am 6. Oktober 1768 besang er seine kurz vorher verstorbene Gattin, schon am 28. März des folgenden Jahres rühmte er in einem langen Gedicht an J. Chr. Kestner die Vorzüge Lottchens und der verehrten Caroline (Eugen Wolff in Nord und Süd Bd. 66, 1893, S. 191); in einem andern Loblied auf die Mutter „Frau Amtmännin Buff", datiert vom 10. April 1769, widmet er jedem von den 12 Sprößlingen der „Mutter der vielen schönen Kinder" eine Strophe, von Caroline bis herunter zu dem kleinen Louys (Herbst, Goethe in Wetzlar, Gotha 1881, S. 207). Im Jahre 1774 gab Dressler eine Sammlung von 12 eigenen Liedern mit den in Kupfer gestochenen Melodien heraus unter dem Titel: „Freundschaft und Liebe in melodischen Liedern von Ernst Christoph Dressler. (Vignette in Kupferstich: Brustbild Petrarcas) Nürnberg bey Gabriel Nicolaus Raspe 1774." (Kl.-4⁰. 8 Bll., 48 SS. — Wiederholt, aber nicht als neue Ausgabe bezeichnet: Ebenda 1779. Kl.-4⁰. XVI, 48 SS.) Jedes Lied ist einem berühmten Manne oder einem Freunde geweiht: dem Dichter A. R. Utz in Ansbach, den Professoren Raspe in Cassel, Feder in Göttingen, Caspersohn in Cassel, Wiedeburg in Jena, dem Sekretär Krauseneck in Bayreuth, dem Professor Seybold in Jena, dem Hofmaler und Professor Tischbein in Cassel, dem Dichter Boie in Göttingen, dem Le-

gationssekretär Wetzel in Regensburg, dem Herrn Buff Obristwachtmeister und Commendanten zu Wezlar, dem Herrn von Einem zu Hannöverisch Minden. Fast alle diese Gedichte sind Hymnen auf die Reize Cloens d. i. der Caroline Buff.

Trotz der glühenden Verse fand das Liebeswerben des Dichter-Komponisten kein Gehör. Caroline heiratete 1776 oder 1777 den Kammergerichtsprokurator und Hofrat Dietz, einen Vetter von Goethes Mutter (Sohn aus erster Ehe einer Schwester von Goethes Großmutter, mütterlicherseits Susanne geb. Lindheimer, die später einen Geheimrat Lange in Wetzlar heiratete). Durch diese Ehe Caroline Buff—Hofrat Dietz wurde Goethe mit Lotte Buff verwandt.

Ernst Schulte-Strathaus.

ŒUVRES DU PHILOSOPHE DE SANSSOUCI. AU DONJON DU CHÂTEAU AVEC PRIVILÈGE D'APOLLON. (PARIS: 1760.)

Am 1. April 1760 vermerkte die Correspondance Grimm „les œuvres du philosophe de Sanssouci, qui ont paru d'abord en un petit volume et tout de suite après en deux gros volumes". Die Veröffentlichung der Werke Friedrichs des Großen, die der König in seinen Privatdrucken[1]) nur dem eigenen Handgebrauch bestimmt hatte und nur dem der allernächsten Freunde hatte zugänglich machen wollen, durch indiskrete Nachdrucker geschah in einem Zeitpunkt, in dem das Bekanntwerden seiner Bemerkungen über die Kaiserin Elisabeth von Rußland und über den König Georg von England die Einleitung der Friedensverhandlungen zwischen Preußen, England und den Gegenmächten empfindlich stören konnte. Außer der Beschwichtigung seines persönlichen Ärgers, dem er in seiner auf Voltaire bezogenen Ode à la calomnie Luft machte, mußte der König deshalb so schnell als möglich dem scheinbaren oder wirklichen bibliographisch-politischen Mannöver durch die Veranstaltung einer abgeschwächten, geänderten, „authentischen Ausgabe" seiner Gedichte[2]) begegnen, die in weiteren Nachdrucken[3]) die rascheste Verbreitung gefunden hatten. Wie denn überhaupt Friedrich der Große zu den am meisten nachgedruckten Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts gehörte, ein Schicksal, das er übrigens mit Voltaire geteilt hat. Und da Voltaire, wie wir aus den Pariser Polizeiberichten[4]) wissen, auch den Nachdruck in seinen vielen



Streitigkeiten als literarische Waffe mit Geschicklichkeit handhabte, ist der fast zur Gewißheit erhobene Verdacht[5]), er sei der eigentliche Veranstalter der einen der beiden in der Correspondance Grimm erwähnten Raubausgaben, um so weniger von der Hand zu weisen, als er mit ihr nicht nur seine persönliche Rache an dem König für die beim Verlassen Preußens in Frankfurt am Main, freilich teilweise ohne dessen Schuld, erduldete Behandlung nehmen, sondern auch als diplomatischer Intriguant sich in die hohe Politik mischen konnte. Das aber gehörte bekanntlich zu den Lieblingsbeschäftigungen Voltaires. Die bibliographische Duplizität der Ereignisse wollte es indessen, daß seine auch etwas politischen Spekulationen von den bloß kommerziellen eines Buchhändlers gestört wurden, der ebenfalls eine Ausgabe der Werke des Philosophen von Sanssouci vorbereitet hatte. So kamen die beiden Unternehmungen von Anfang an in eine gewisse Verbindung und wenn auch der (am 17. Januar 1760 erschienene) Lyoner Nachdruck[6]) einen Vorsprung gewann, so konnte dafür der (am 31. Januar 1760 erschienene) [7]) Pariser den Anspruch erheben, gewissermaßen eine diplomatisch-offiziöse Publikation der französischen Regierung zu sein. Unter diesem Gesichtspunkte wird er auch heute noch die Teilnahme der Büchersammler finden dürfen, die sonst wohl die zahlreichen, sich gegenseitig befruchtenden Nachdrucke der Schriften Friedrichs des Großen gleichgültig lassen werden. Hat doch bereits Sainte-Beuve, als er in seinem Lundi vom 2. Dezember 1850 den Anteil der französischen Regierung an diesem Nachdruck zuerst bekannt machte, damit ihn seines literarhistorisch-politischen Charakters wegen der Bibliographie derjenigen Nachdrucke zugewiesen, die für die Biographie des Autors durch die Art ihrer Verbreitung von dessen Werken wesentlich wurden und nicht selten auch noch für deren Textgeschichte.

Als der Pariser Buchhändler Saillant (am 4. August 1759) sich an

den Leiter der Pariser Zensurbehörde, Malesherbes, mit der Bitte um die Erlaubnis eines Nachdruckes der drei gleichzeitig vorgelegten Quartanten: Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg und Oeuvres du philosophe de Sanssouci, Tomes II & III in der Ausgabe von 1750[8]) gewendet hatte, um eine stillschweigende Druckerlaubnis zu erlangen, da er in diesem Falle auf die Erteilung eines öffentlichen Privilegs nicht rechnen konnte und ein gleiches Verfahren bei den der Regierung sonst genehmen, von ihr aber aus irgendwelchen Gründen nicht für die Aufnahme in die Register geeignet gehaltenen Büchern üblich war, machte Malesherbes seine Antwort von der des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Herzogs von Choiseul, abhängig. Der Minister entschied nach Durchsicht der drei Bücher einige Wochen später, daß der Druck zu genehmigen sei unter der Bedingung, daß die von ihm angegebenen Änderungen und Auslassungen vorgenommen würden und daß vor allen Dingen auch jeder Anschein vermieden werden solle, der auf Frankreich als das Ursprungsland des Nachdruckes und auf eine Beteiligung der französischen Regierung an ihm hinweisen könne. Diese Entscheidung und auch die anderen bisher bekannt gewordenen Akten lassen nicht mit Deutlichkeit erkennen, in welchem Umfange das damalige französische Kabinett auch als Urheber der Veranstaltung eines Nachdruckes der Werke Friedrichs des Großen in Betracht kommt. Mündliche Verhandlungen dürften sowohl dem Gesuche Saillants an die Zensurbehörde wie der Entscheidung des Herzogs von Choiseul vorangegangen sein. Jedenfalls läßt die Form der Druckerlaubnis und auch die weitere amtliche Haltung der französischen Regierung bei dem unerwarteten Verlauf der ganzen Angelegenheit erkennen, daß sie wenigstens als Mittel zum Zweck an eine diplomatische Benutzung des Nachdruckes gedacht hatte. Gegen Ende des Jahres war es nämlich durch diskrete Indis-

kretionen bekannt geworden, daß in Paris die Werke des Philosophen von Sanssouci gedruckt werden sollten und der Lyoner Buchhändler Bruyzet teilte daraufhin Saillant mit, daß auch in seinem Verlage demnächst eine Ausgabe dieser Werke erscheinen würde, deren Druckvorlage (es war der Band der Oeuvres von 1752)[9]) er von einem Herrn de Bonneville[10]) gekauft habe. Saillant reichte den Brief Bruyzets der Zensurbehörde ein, worauf eine amtliche Untersuchung veranlaßt und nach Vernehmung Bruyzets in deren Verlauf de Bonneville verhaftet und nach Pierre Encise, einem als Gefängnis benutzten Schloß an der Saone, gebracht wurde. Inzwischen waren aber sowohl die Lyoner wie die Pariser Ausgabe erschienen, diese ohne die ursprünglich von dem Herzog von Choiseul geforderten Änderungen und Auslassungen (es blieben nur 6 Epigramme fort), da ja die Lyoner Ausgabe vollständig war, wohl aber vermehrt um alles das, was der Druckvorlage der Pariser Ausgabe gefehlt hatte und was die Lyoner mehr enthielt. Über die abweichende Textgestalt der beiden Ausgaben wurden zwar mancherlei Betrachtungen der Neugierigen laut, da ja die Ursache dafür, die Verschiedenheit der beiden Textredaktionen, die als Druckvorlagen gedient hatten, dem Publikum nicht bekannt war. Aber ernsthafte Zweifel an der Echtheit des Textes konnten trotzdem nicht aufkommen. Und die auch äußerlich sehr ansehnliche, vollständigere Pariser Ausgabe war rasch die beliebtere geworden, weshalb auch die zweite Lyoner Ausgabe[11]) sie zugrunde legte, nachdem Bruyzet schon das, was Saillants Ausgabe mehr gehabt hatte, in dem zweiten Bande, mit dem er seinen ersten Band noch ergänzte, nachgetragen hatte. Er tat damit Saillant kein Unrecht, denn dieser hatte ja seinerseits, wie bereits erwähnt wurde, nach der Lyoner Ausgabe, von der er ein Exemplar zwei Wochen vor der Fertigstellung seiner eigenen Ausgabe erhalten hatte, diese ergänzt, indem er, mit eingeklammerter Seitenzählung [(311)



bis (357)] die Nachträge anreihte und mit neuer Seitenzählung ebenfalls nach der Lyoner Ausgabe die L'Art de la guerre wiederdruckte. So war bereits aus dem wechselseitigen Nachdrucken der beiden ersten Nachdrucke der Werke des Philosophen von Sanssouci der bibliographische Rattenkönig entstanden, der wegen seines raschen Wachstums zu immer weiter voneinander abhängigen Nachdrucken auch insofern ein Literaturwunder genannt werden kann, als die Nachdruckverwirrung schließlich dazu führte, daß die Zeitgenossen Friedrichs des Großen den Originaltext seiner Schriften ganz und gar in Vergessenheit kommen ließen.

[1]) Eine ausreichende Bibliographie der Schriften Friedrichs des Großen fehlt. Für die eigenen Ausgaben des Königs ist zu verweisen auf den „Katalog der zweiten Ausstellung für die Maximilian-Gesellschaft. Berlin: 1913."

[2]) Außer der augenblicklichen Störung der politischen Geschäfte durch die unzeitgemäßen Veröffentlichungen seiner Werke mußte der König, zumal wegen der in ihnen vertretenen Weltanschauung, Nachwirkungen befürchten, die er verhüten wollte. Doch kamen die ‚Oeuvres' des Philosophen von Sanssouci bereits am 12. März 1760 auf den Index librorum prohibitorum. Die Druckleitung der ‚authentischen' Berliner Ausgabe führte nach einem vom König im Freiburger Feldlager durchgearbeiteten Exemplar des Amsterdamer Nachdrucks des ersten Bandes der ersten Lyoner Ausgabe (Oeuvres du philosophe de Sans-Souci. Potsdam, et se trouve à Amsterdam chez J. H. Schneider. 308 S. Titelvignette von Philips Mis. d'Argens), ihren Verlag erhielt der Buchhändler Voß. Bereits am 29. März ließ d'Argens ein von ihm verfaßtes ‚Avis du Libraire' in den Berliner Zeitungen erseheinen und sorgte auch für dessen Verbreitung in London und Petersburg. Der Druck der ersten privilegierten Berliner Ausgabe war am 12. April 1760 beendet worden, nachdem Friedrich der Große bereits am 9. April den ersten fertigen Abzug erhalten hatte. Die Ankündigung durch die Vossische Zeitung erfolgte am 17. April. Auf das Verhältnis der Druckverschiedenheiten der Poësies diverses. Berlin, Chretien Voss: MDCCLX 8° [322 bez. 308 bez. 306 Seiten] braucht hier ebensowenig näher eingegangen zu werden wie auf die Ende Mai begonnene, am 30. September für die Herbstmesse angezeigte Quartausgabe, die veranstaltet wurde, weil die Ausführung der Oktavausgabe nicht den Beifall des Königs gefunden habe. Auch die im gleichen Jahre bei Voß erschienene deutsche Übersetzung der ‚Vermischten Gedichte' ist nur kurz zu erwähnen. Die seit Mai 1760 erschienenen Nachdrucke sind leicht daran kenntlich, daß sie die Bereicherungen der Berliner



Ausgabe, die ,Ode à la calomnie' und die ,Paraphrase de l'Ecclesiaste' mit verwerten.

[3]) Die Poesien Friedrichs des Großen. Chronologisch-bibliographische Übersicht der Ausgaben von 1760 und 1761 und ihrer Übersetzungen. Von Johannes Sembritzki (Memel) [Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 25 (1913) 2, 233 ff.].

[4]) B. Léouzon le Duc, Voltaire et la Police. Paris, Bray: 1867.

[5]) Der bibliographische und historische Sachverhalt ist aufgedeckt von Lemoine et Lichtenberger, Frédéric II. poète et la censure française [Revue de Paris 8 (1901) 1, 287ff.] und dann ausführlich erörtert worden von Hans Droysen, Friedrichs des Großen Poésies diverses von 1760 [Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 24 (1911) 1, 227ff.].

[6]) Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. Seconde Edition. A Potzdam MDCC. LXI [Lyon, Bruyzet] VI (VIII), 298 S. 8°, Titel in Rot- und Schwarzdruck. Holzschnittvignette auf dem Vortitel, aufgeschlagenes Buch über zwei gekreuzten Merkurstäben, darüber ein Lorbeerkreuz, darunter zwei Füllhörner. Als Titelvignete ein Medaillonporträt Friedrichs des Großen. Die Bezeichnung Seconde-Edition soll den Anschein erwecken, daß die Ausgabe eine berechtigte Neuauflage ihrer Vorlage, der ,Oeuvres du philosophe de Sanssouci' von 1752 sei. Der Tome II (IV, 148 S. 8°) hat einen Titel im Schwarzdruck mit gleicher Vignette.

[7]) Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. Au Donjon du Chateau. Avec Privilège d'Apollon. MDCCL [Paris, Saillant: 1760] XIV (XVI), 416 S.; 357 (358), 62 S. 8° [Bandbezeichnungen nur auf den Vortiteln, jeder Titel mit abweichender Holzschnittvignette].

[8] und [9]) Die ausführliche Beschreibung dieser Originalausgaben u. a. in dem Anmerkung 1 erwähnten Kataloge.

[10]) René Comte Hyacinthe de Bonneville, ein 1755 aus preußischen Diensten desertierter Offizier, der noch andere Abschriften oder Drucke von nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Werken Friedrichs des Großen bei seiner Flucht mitgenommen hatte.

[11]) Poésies du philosophe de Sans-Souci. Nouvelle édition considérablement augmentée et à laquelle on a joint des variantes très-curieuses qui ne se trouvent dans aucune de éditions publiées jusqu' à présent. A Sans-Souci. MDCCLX und mit vermehrten Umdruck des Schlußbogens des ersten Bandes ... Nouvelle édition conforme à celles avouées par l'auteur et plus ample d'un tiers, avec des variantes...

[12]) Im Anschluß an die Lyoner Ausgabe erschien auch noch Oeuvres du philosophe de Sans-Souci. Tome Troisième. 1761. [(10), 194 S.] Die Druck-



ausstattung dieses dritten Bandes weicht aber erheblich von der des Lyoner Nachdrucks ab. Sembritzki vermutet wohl mit Recht, daß das Buch seiner inneren Übereinstimmung mit der sogenannten Thüringer Übersetzung des Oeuvres wegen in Sachsen oder Thüringen erschienen sei. Auch für den Pariser Nachdruck gibt es Anlehnung an seine Buchgröße suchende Ergänzungsbände: Oeuvres diverses du philosophe de Sans-Souci. Tome troisieme. A Berlin. MDCCLXII. (X, 188 (192) S. 8° und Supplément aux Oeuvres du philosophe de Sans-Souci. A Berlin. MDCCLXII [(4), 136 S. 8°], die beide eine gleiche Holzschnitttitelvignette zeigen und auch sonst auf gemeinsamen Ursprung, vermutlich französischen, weisen. Sie finden sich gelegentlich ebenso wie der Pariser Nachdruck gebunden, diesem als dritter Band zugerechnet.



AUFGABEN UND ZIELE EINER DEUTSCHEN BIBLIOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT.

Die am 19. April 1902 in Berlin begründete Bibliographische Gesellschaft bezweckte, „den einheitlichen Zusammenschluß der die Literaturgeschichte und ihre Grenzgebiete betreffenden bibliographischen Arbeiten, soweit sich diese auf periodische Erscheinungen und Sammelwerke erstrecken". Bibliographische Veröffentlichungen sollten den in Zeitschriften und Zeitungen, dann überhaupt den in Sammelwerken aller Art enthaltenen Stoff der bequemen Benutzung erschließen. Ein von Heinrich Hub. Houben bearbeiteter ‚Entwurf zu einer Deutschen Bibliographie' bestimmte die Richtlinien des groß angelegten Planes einer erschöpfenden Bibliographie der deutschen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts. Dieser Gedanke eines Generalindex der deutschen periodischen Literatur, zunächst des 19. Jahrhunderts, hatte allgemeinen Beifall bei den maßgebenden Vertretern der deutschen Literaturwissenschaft gefunden und die Teilnahme der Forscher und Sammler ermöglichte das Entstehen und die Entwicklung eines Vereins, der aber nach einigen Veröffentlichungen seine Arbeiten unterbrach. Warum das mit Erfolg begonnene Werk der Bibliograpischen Gesellschaft keine Fortsetzung gefunden hat, ist hier nicht zu prüfen. Wohl aber ist darauf hinzuweisen, daß der in dem ‚Entwurf' bestimmte Leitgedanke der Bibliographischen Gesellschaft, die auch die Gründung einer Zeitschriftenbibliothek plante, sich mit ähnlichen Gedanken kreuzte, die auf die Schaffung einer allgemeinen deutschen Zeitschriften- und Zeitungsbibliothek hinlenkten, also den umgekehrten Weg zu einem im Grunde gleichen Endziele einschlagen wollten. Eine bibliothekarische Stimme von bestem Klang, diejenige Dziatzkos, ließ sich bereits damals vernehmen, die zu einer Begrenzung des Planes aufforderte, umfangreiche Zeitschriften, die über eigene gute Indices verfügten, zunächst unberücksichtigt gelassen wissen wollte und verlangte, daß die alphabetischen Sachregister nicht nur Titel-, sondern überhaupt Inhaltsangaben bringen müßten. Andererseits ließ sich nicht verkennen, daß die geschickte Art der Bearbeitung und die Auswahl des Stoffes in manchen Veröffentlichungen der Bibliographischen Gesellschaft vielfach benötigt gewesene brauchbare Hilfsmittel geschaffen haben. Aber das ferne Ziel war und ist doch in absehbarer Zeit nicht zu erreichen, die Arbeitsleistung, die die Vollendung des Weges zu ihm voraussetzt, wird wohl nur auf einem günstigeren Boden gelingen, als ihn die immerhin beschränkten Mittel eines Ver-



eins schaffen können. Auch hier dürfte die Zentralbibliothek der deutschen Zeitschriften und Zeitungen zum Mittelpunkt aller derjenigen Bestrebungen werden, die die Bibliographische Gesellschaft mit kühnem Anfang zu verwirklichen begonnen hat. ◐ In England und auch in den Vereinigten Staaten von Amerika ist es ähnlichen bibliographischen Vereinigungen in höherem Maße, als es bisher der deutschen Bibliographischen Gesellschaft beschieden war, gelungen, ihren Wirkungskreis zu sichern. Freilich haben die in jenen Ländern blühenden bibliographischen Vereine von vornherein darauf verzichtet, sich Aufgaben zu stellen, die von der Entsagungsfähigkeit ihrer Mitglieder, sowohl der arbeitenden wie der nur beitragenden, allzu große Opfer verlangten, haben, der Mehrzahl ihrer Mitglieder sich anpassend, den Charakter von bibliophilen Klubs angenommen. Und wenn darin auch ganz gewiß ein geringerer Idealismus lag und liegt, so gab und gibt ihnen der praktische Erfolg recht. Ein Verein, dessen Hauptzweck es sein soll, seinen Mitgliedern Vereinsveröffentlichungen zu bieten, kann nur bestehen, wenn er die regelmäßigen Beiträge mit regelmäßigen Vereinsgaben vergütet. Denn nicht allein die wenigen, die auch ohne eine solche Entschädigung dem Verein und seinen Zielen treu bleiben, schaffen ihm die Mittel, die er zur Lösung seiner Aufgaben braucht, sondern die immer in der Mehrzahl bleibenden Mitglieder, die, um es einmal mit schroffen Worten auszudrücken: für ihr Geld etwas verlangen. Das mag bedauerlich sein, aber es ist auch eine Tatsache, an der man nicht vorübergehen kann, wenn man die Möglichkeiten einer deutschen Bibliographischen Gesellschaft erörtert. ◐ Da das Bestehen einer deutschen bibliographischen Gesellschaft daher im hohen Maße auch davon abhängig erscheint, ob die sie bildenden Mitglieder von den Gesellschaftsleistungen befriedigt werden oder nicht, gehört die Bestimmung ihrer in Angriff zu nehmenden Veröffentlichungen zu den wichtigsten Grundlagen des Planes. Denn darüber dürfte sich niemand einer Täuschung hingeben, allein mit allgemeinen, fernen Zielen läßt sich kein Verein gründen, dessen Mittel aus regelmaßigen Beiträgen zusammenfließen sollen. Und unter dieser Voraussetzung wird man leicht zu Vorschlägen für erwünschte Veröffentlichungen gelangen können, wenn man prüft, welche bisher nicht vorhandenen bibliographischen Handbücher und Nachschlagewerke als ein Bedürfnis des buchfreundlichen Deutschland, nicht allein einiger engerer fachwissenschaftlicher Gruppen, gelten können. Ob dann, wenn erst die Bedürfnisfrage einmal geklärt ist, der Aufbau einer deutschen Bibliographischen Gesellschaft sich als Ausbau der noch bestehenden alten Gesellschaft vollziehen wird, ob eine Neugründung Anschluß zu suchen hätte an die anderen Bibliophilen- und Bibliothekarvereine Deutschlands oder nicht, das zu überlegen, mag späteren Erwägungen Berufener anheim gestellt werden. ◐ Man wird wohl die Abgrenzung der Aufgaben, die sich eine deutsche Bibliographische Gesellschaft stellen müßte, am besten so vornehmen, daß man zunächst einmal feststellt, welche Aufgaben der deutschen Bibliographie gegenwärtig schon in ausreichender Weise (das ausreichend muß freilich betont werden) ge-



löst werden oder doch wenigstens in Angriff genommen sind. Es kann sich dabei für diese kurzen Ausführungen selbstverständlich nur darum handeln, auf einige bekannteste Werke allgemeiner Art zu verweisen, um zu zeigen, daß bereits der gesicherte Fortgang groß angelegter deutscher bibliographischer Unternehmungen eine Bibliographische Gesellschaft von vornherein entlastet und ihre Arbeiten erleichtert. Später wird es sich dann darum handeln, einmal genau festzustellen, welche alten eingestellten Vorarbeiten sich weiter führen, welche bereits vorhandenen Untersuchungen und Werke sich verbinden ließen, so daß gewissermaßen auch im Rahmen einer deutschen Bibliotheca bibliographica ein einheitlicher Arbeitsplan aufgestellt werden kann. Denn darüber muß man sich von vornherein klar sein, daß viele ältere und neuere bibliographischen Quellen ganz und gar verschüttet sind, erst von neuem erschlossen werden müssen, weil sie sich an allzu abgelegenen Stellen befinden, in Sammel- und Zeitschriften, in denen sie niemand sucht, in ephemeren Monographien usw. ● Eine Zusammenstellung der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher, Zeitschriften und Landkarten liefert seit 1911 das von der Bibliographischen Abteilung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler bearbeitete, mit einem Stich- und Schlagwortregister versehene „Deutsche Bücherverzeichnis". Als eine allgemeine Bibliographie nach dem Autorenalphabet angeordnet, durch seine enge Verbindung mit der Deutschen Bücherei gefördert und in seiner größtmöglichsten Vollständigkeit gesichert, mit selbstverständlicher Sorgfalt ausgeführt, bietet das Verzeichnis eine abschließende bibliographische Kodifikation des deutschen Schrifttums auch über dessen Buchware-Erscheinungsformen hinaus und ist eine erneuerte Fortführung der bisher wichtigsten buchhändlerischen Hilfswerke (Kaysers Bücherlexikon, Hinrichs Mehrjahrskataloge, Georgs Schlagwortkatalog) für das zwanzigste Jahrhundert. Da auch für das neunzehnte Jahrhundert (und das erste Jahrzehnt des zwanzigsten) von den eben genannten Werken der bibliographische Rohstoff aufbewahrt wird, ist das Bedürfnis nach anderen allgemeinen deutschen Bibliographien des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nicht vorhanden und seine erneuerte Befriedigung müßte zu unnützen Wiederholungen führen. Wohl aber könnte man daran denken, durch Berichtigungen und Ergänzungen, auch durch Schlüsselwerke, die Benutzung jener großen Sammlungen zu erleichtern, sie zu einer festeren Einheit zu verbinden, Arbeiten, die dem Aufgabenkreise der „Deutschen Bücherei" und des „Deutschen Bücherverzeichnisses" zufallen würden. ● Inwieweit Gesamtkataloge des Bestandes der deutschen öffentlichen Bibliotheken nötig und nützlich sind, das zu entscheiden ist zunächst die Aufgabe bibliothekarischer Praxis und der Bibliothekswissenschaft. Daß aber, ganz abgesehen von seiner Bedeutung als Arbeitsmittel, ein Gesamtkatalog aller großen deutschen Bibliotheken, zumal für die ersten Buchdruckjahrhunderte, ein nicht zu unterschätzendes Quellenwerk wäre, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Wie dem indessen auch sei, der Aufgabenkreis, dessen Mittelpunkt ein solcher Gesamtkatalog sein würde, bleibt der Bibliotheken-Zentralisation vor-



behalten und wird für die Wiegendruckzeit dazu noch durch die Arbeiten der Gutenberg-Gesellschaft, der Gesellschaft für Typenkunde und des vorbereiteten großen Inkunabeln-Kataloges gefördert. ◉ Wenn demnach für die Aufnahme des Bestandes an Büchern deutschen Schrifttums weder für die Vergangenheit noch für die Zukunft eine deutsche bibliographische Gesellschaft zu sorgen hat, so gibt ihr diese Entlastung von allen Arbeiten der reinen Bibliographie (im Ebertschen Sinne) die Möglichkeit, die Nutznießung jener allgemeinen Bestandsaufnahme für die angewandte Bücherkunde zu versuchen, wobei sie ebenso die Bedürfnisse des Forschers wie diejenigen des Sammlers berücksichtigen kann, um so eher, als ja Forschen und Sammeln sich nicht gegenseitig ausschließt. Auch größere bibliographische Spezialwerke allgemeiner Tendenz sind seit geraumer Zeit im Werden und Wachsen. Ein deutsches ‚Anonymen-Lexikon' verdanken wir der Gesellschaft der Bibliophilen. (Es wird durch den — Leipzig: 1906 im Akademischen Verlag erschienenen Entwurf eines ‚Pseudonymen-Lexikons' ergänzt.) Wenn dieses Lexikon noch Lücken hat, an deren Ausfüllung gearbeitet wird, so ist es trotzdem eine dankenswerte Bereicherung unserer bibliographischen Literatur und ohne den schönen Wagemut der Gesellschaft der Bibliophilen hätten wir höchstwahrscheinlich bis heute überhaupt kein Anonymen-Lexikon. Das muß einmal nachdrücklich gegenüber den häufigen Klagen betont werden, die vergessen, welche äußere und innere Schwierigkeiten das Unternehmen bis zu seinem Zustandekommen zu überwinden verstand. Wie der weitere Ausbau des Anonymen-Lexikons durch die Gesellschaft der Bibliophilen gewährleistet wird, sind andere bibliographische Einzelunternehmungen auch von anderen Stellen geplant, in Vorbereitung oder bereits in der Ausführung begriffen. Darüber einen sich nicht nur auf das bereits Erschienene beschränkenden genauen Überblick zu gewinnen, müßte eine der ersten Arbeiten einer Bibliographischen Gesellschaft sein, damit sie wenigstens für die Verwirklichung ihrer eigenen Pläne einen sicheren Ausgleich schaffen kann. Sie wird dabei auf der Grundlage der Vorarbeiten, zunächst für den eigenen Arbeitsbereich, zur Anlage eine Bibliotheca bibliographica (mit Beschänkung auf die Deutschtum-Grenzen) gelangen und den so gewonnenen Stoff vorteilhaft in einem kurzen ‚Führer durch die deutsche bibliographische Literatur' verwerten, dessen dauernde Erneuerung durch Nachträge oder Neuauflagen notwendig, aber bei sachgemäßer Verwertung der Stereotypie und keinem allzugroßen Umfange, nicht allzu schwierig würde. ◉ Ein allgemeines bio-bibliographisches Handwörterbuch der hervorragendsten Schriftsteller erscheint vielleicht weiterhin vor allem als wünschenswert, ein Vorhaben, dessen planvolle wissenschaftliche Lösung eine Hauptaufgabe einer Bibliographischen Gesellschaft werden könnte. Erwägt man aber, ganz abgesehen von der Auswahl, der Sammlung und der Sichtung der Stoffmasse, deren gewaltigen Umfang, so versteht es sich beinahe von selbst, daß ein solchas Unternehmen, wenn es sich eine abgeschlossene Bandreihe zum Ziel setzt, kaum Aussicht auf eine befriedigende Verwirklichung hat. Der ‚Goedeke',



der freilich auch an inneren Schwächen leidet, kann hier trotz aller seiner Verdienste ein warnendes Beispiel sein. Man wird deshalb zunächst die äußere Buchgestaltung wohl überlegen wollen. Vielleicht, daß man dann dazu gelangt, das Monographien-System für das zweckmäßigste zu halten, das heißt jeden Verfasser gesondert auf einem Blatt oder Bogen zu behandeln. Dadurch wäre die äußerste Beweglichkeit des Ganzen gewonnen, von den ersten Anfängen an ließe sich die Ausdehnung beliebig weit begrenzen, Ergänzungen durch Ersatzblätter oder Bogen ließen sich leicht vornehmen usw., kurz, ein Veralten des Werkes würde ausgeschlossen sein. Die Annäherung an den Zettelkasten wird manchem mißfallen. Doch ließe sich die alphabetische Anordnung des entstehenden Werkes bequem in Buchkästen durchführen, es ließen sich zwei Ausgaben herstellen, die eine auf Druckpapier für diejenigen, die sich einzelne Teile zusammenbinden lassen wollen, die andere auf Karton für diejenigen, die eine Kastenordnung wählen. Auch die Möglichkeit, die Arbeit von allen Seiten in Angriff nehmen zu können, ungehindert von den Rücksichten auf die Bandform, darf nicht unterschätzt werden. Und die bequeme Erscheinungsweise würde schließlich noch eine bequeme Kostenreglung herbeiführen. Daß die Benutzung der Vorarbeiten ebenso wie die Leitung der Ausführung den Zusammenhang des Ganzen nicht aus dem Auge lassen dürfte, daß ein sorgfältiger Grundplan vorhanden sein müßte, versteht sich von selbst. Er würde eine bestimmte Gliederung des Werkes erforderlich machen, bestimmte Arbeitsregeln, die jeder Mitarbeiter zu befolgen hätte. Die biographischen Daten könnte man am besten in Annalenform bringen, die die Lebensgeschichte nach den besten Quellen genau und kurz aufzuzeichnen gestattet. Die bibliographischen Daten, die die Werk (und Buch-)geschichte enthalten sollen, hätten sich auf die für die Textgeschichte maßgebenden Ausgaben zu beschränken. Das setzt eine strenge bibliographische Methodik und Systematik voraus. Und damit ist auch derjenige Arbeitskreis der Bibliographischen Gesellschaft bezeichnet, der ihre allgemeinen Aufgaben als Voraussetzung ihrer besonderen Aufgaben bestimmt. ● Man müßte zunächst einmal einen Leitfaden der bibliographischen Methodik und Systematik auf literaturwissenschaftlicher Grundlage schaffen, das Verhältnis eines Schriftwerkes zu seinen Buch- (und überhaupt Druck-)Gestaltungen in allen Beziehungen zu klären suchen. Mit Hilfe eines solchen Leitfadens wäre es dann leicht möglich, ein bibliographisches Formelnsystem aufzustellen, dessen Benutzung es erlauben würde, durch Abkürzungen bibliographische Tatbestände auf kleinem Raum darzustellen. Ein derartiges Formelnsystem hätte nicht allein den Vorzug, ein erwünschter Arbeitsbehelf zu sein, es würde auch bei selbständigeren Untersuchungen, z. B. auf dem Gebiete der bibliographischen Statistik, nutzbringende Verwertung finden, wie überhaupt den Unternehmungen einer Bibliographischen Gesellschaft nach den verschiedensten Richtungen hin eine grundsätzliche Einheitlichkeit sichern. ● Schließlich mögen noch einige Nebenarbeiten einer Bibliographischen Gesellschaft Erwähnung finden, deren Fortführung, meisten-



teils als Handlisten, ihren Arbeitskreis erheblich erweitern oder sie zu gemeinsamer Tätigkeit mit verwandten Gesellschaften verbinden könnte. Eine Aufstellung der bedeutenderen ungedruckten oder unvollkommen gedruckten Urhandschriften hervorragender Werke könnte eine Übersicht vermitteln, die vielleicht die Bestrebungen, die in den zahlreichen, häufig mehr oder minder überflüssigen, Neudrucken ihren Ausdruck finden, auf wichtige Desiderata hinweisen, die die Ein- und Zufälle, die oft einen Neudruck veranlassen, zugunsten einer mehr notwendigen Drucklegung ausschalten könnte. Auch die Nachbildungen von Urhandschriften ausgezeichneter Schrifttumswerke, die durchaus nicht als Ausstattungswunderwerke die geringfügigen Einzelheiten ihrer Vorlage bis auf die Exemplarflecken der Vorlage zu wiederholen brauchten, wenn sie nur das wesentliche, die schriftliche Aufzeichnung selbst, richtig wiedergeben, würde dahin gehören. ● Bei dieser Gelegenheit darf die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch die Begründung einer Gesellschaft für neue deutsche Literatur, die die Arbeiten des Stuttgarter Literarischen Vereins ergänzen würde, nützlich sein könnte. Es gibt Handschriften, deren Drucklegung ebenso den Forschern wie den Liebhabern höchst willkommen sein müßte, ohne daß doch ihre wissenschaftliche Ausgabe von einem Verleger, der die geschäftliche Seite seiner Unternehmungen nicht vergessen will, zu erhoffen stände, Handschriften, die bei allem ihren Wert auch in absehbarer Zeit kaum der Gegenstand von Akademiearbeiten werden dürften und die deshalb, vielgenannt, entweder gar nicht oder nur unvollständig gekannt sind. Wir haben, um nur einige berühmteste Beispiele anzuführen, weder einen vollständigen Abdruck der Reimarusschen Schutzschrift noch der Tagebücher Varnhagens von Ense. Es ließe sich leicht ein Überblick dessen finden, was allein in den öffentlichen Sammlungen von solchen Handschriften noch der Drucklegung oder der Druckerneuerung harrt, und damit die Grundlage schaffen für die Tätigkeit einer Gesellschaft, die gewiß überall eine weitgehende Unterstützung finden wird, wenn sie durch ihren Arbeitsplan und diejenigen, die ihn verbürgen wollen, die Gewähr gibt, daß sie der Wissenschaft dienen will. Vielleicht, daß einmal dazu Berufene die eben angedeutete Frage unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten prüfen. ● Daß bisher vorwiegend von praktischen Zielen die Rede war, liegt in der Natur der Sache; die Haupt- und die Hilfswerke, die eine Bibliographische Gesellschaft veröffentlichen wird, haben eben bestimmte praktische Zwecke zu erfüllen und nach diesen haben sich so Anlage und Ausführung zu richten. Dadurch wird aber ebenso selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß auch bibliographische Arbeiten, die einen engeren fachwissenschaftlichen oder einen mehr bibliophilen Charakter haben, die mit aller Ausführlichkeit bestimmte Teilgebiete behandeln, von einer Bibliographischen Gesellschaft veröffentlicht werden können. Einen bequemen Rahmen dazu böte die regelmäßige Sammlung der Schriften einer Bibliographischen Gesellschaft, in deren Reihe alljährlich eine illustrierte Monographie oder ein ähnliches abgeschlossenes oder wenigstens in



einigen Fortsetzungen abgeschlossenes Werk erscheinen könnte. Das hätte den Vorteil, den Mitgliedern mit einer Jahresgabe dienen zu können, die immer eine Gegenleistung für ihren Beitrag sein würde, auch dann, wenn größere Werke Sonderzuschüsse erforderlich machen müßten, das heißt unabhängig vom Mitgliedsbeitrag zu bezahlen wären. Kürzere Abhandlungen und Beiträge ließen sich in einem Jahrbuch, in einer Zeitschrift oder in zwanglos erscheinenden Blättern sammeln, sobald erst das Bedürfnis bestände, dergleichen Nebenarbeiten bekannt zu machen. Daß die Ausdehnung auf die Biblio-Ikonographie ebenso wie eine etwa erforderliche Illustration durch Faksimile-Reproduktionen usw. nicht ausgeschlossen sein sollte, braucht kaum betont zu werden. Sie wäre, wie die Lösung aller Ausstattungsfragen, in erster Linie natürlich von den Mitteln abhängig. Immerhin müßten sich alle Gesellschaftsveröffentlichungen auf einer gewissen typographischen Höhe halten, um neben den ihnen verwandten bestehen zu können. ●
Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß eine Bibliographische Gesellschaft sich durch die Förderung derjenigen Arbeiten, die die Ausbildung der bibliographischen Methodik, Systematik und Terminologie bezwecken, Verdienste um die Wissenschaft erwerben könnte. Ebenso verdienstreich wären diejenigen Arbeiten, die der Bibliographie als Kulturstatistik dienen würden. (Wobei die Bezeichnung Kulturstatistik hier im allgemeinen Sinne verstanden werden und nicht etwa sich für bestimmte als staatswissenschaftliche vielleicht noch streitige Theorien erklären soll.) Dabei wäre ein Anschluß an die gesellschaftswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Untersuchungen ähnlicher Art, die bereits vorhanden sind, gegeben, die Verbindung mit den insbesondere für die geistes- und geschichtswissenschaftlichen Gebiete bestehenden Einrichtungen und Vereinen. Wenn es an dieser Stelle im allgemeinen noch vermieden wurde, bereits besondere Aufgaben als lösenswert hinzustellen, gewissermaßen Buchtitel erwünschter, noch fehlender Werke vorweg zu nehmen, so geschah das deshalb, weil die eben gemachten Ausführungen absichtlich das Festlegen auf ein fertiges Programm vermeiden wollen, auf ein Programm, das seine Grundlagen erst durch die eingehendere Erörterung aller an ihm Interessierten gewinnen kann. Die Andeutungen, die über die Aufgaben und Ziele einer Bibliographischen Gesellschaft gemacht wurden, sind also ganz gewiß weder vollkommen noch vollständig. Aber sie könnten doch einige Anhaltspunkte geben für die Bestimmung des Arbeitskreises einer solchen Gesellschaft, wobei dann von vornherein auch zur Erörterung stehen müßte, ob nicht einzelne der Sonderaufgaben besonderen Gesellschaften oder anderen Arbeitsunternehmungen vorzubehalten sein würden, die in Verbindung mit der Hauptgesellschaft oder auch selbständig ihre Sonderziele zu erreichen suchen sollten. Das selbst ein Spezialthema, das nur die Teilnahme eines kleinen Kreises findet, auf der Grundlage einer wissenschaftlichen Organisation unter Überwindung großer Schwierigkeiten zu einer achtunggebietenden Darstellung gelangen kann, beweisen die Veröffentlichungen der ‚Gesellschaft für Typenkunde‘. Wie viel mehr müßte



es da, wo das Gebotene weitere Kreise zur materiellen Förderung eines ideellen Zweckes veranlassen würde, möglich sein, zum Ziele zu kommen. Allerdings, es setzt die Beteiligung arbeitsfreudiger und arbeitskundiger Männer voraus, eine innere Kraft des Unternehmens, die bisher noch nicht in die Rechnung eingestellt wurde. Ob sich solche Kraft erwecken und aufrecht erhalten läßt, wird hoffentlich die Zukunft im bejahenden Sinne entscheiden.

Die vorstehenden Ausführungen waren einer Anzahl von Herren, die sich bereits früher um die Ausgestaltung einer Deutschen Bibliographischen Gesellschaft bemüht hatten, im Fahnenabzug mitgeteilt worden. Im Anschluß an die von mir gemachten Vorschläge, die lediglich die Möglichkeiten einer solchen Gesellschaft zur neuen Erörterung stellen, aber nicht ihren endgültigen Plan vorzeichnen wollten, werden im folgenden zunächst die Äußerungen der Herren Dr. Fick, Direktor an der Preußischen Staatsbibliothek und Leiter des Gesamtkatalogs, Dr. J. Hashagen, Professor an der Universität Bonn und Hofrat Dr. Sauer, Professor an der deutschen Universität Prag, zum Abdruck gebracht. Ergänzend sei bemerkt, daß Herr Direktor Dr. Fick mit Herrn Oberbibliothekar Dr. J. Saß, ständigem Mitarbeiter im Auswärtigen Amt, bereits im Sommer 1914 ein umfassendes Referat über die Wiedererweckung der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft vorbereitet hatte, das durch den Ausbruch des Krieges verhindert wurde. Herr Bibliothekar Dr. G. Schneider arbeitet seit etwa 12 Jahren an einem Handbuch der allgemeinen und nationalen Bibliographie, dessen Abschluß bevorsteht und dessen erster Teil eine Theorie der Bibliographie enthalten wird, so daß in absehbarer Zeit auch der Wunsch nach einer den gegenwärtigen Stand der Forschung berücksichtigenden Begründung der Bibliographie als Wissenschaft erfüllt werden dürfte. Auf einzelne der von den Herren im Zusammenhange mit meinen Darlegungen aufgeworfenen Fragen gedenke ich späterhin genauer zurückzukommen. Wenn auch über die Aufgaben und Ziele einer Deutschen Bibliographischen Gesellschaft die Meinungen noch vielfach abweichen, so besteht jedenfalls über den Nutzen einer derartigen Gesellschaft keine Meinungsverschiedenheit.

G. A. E. Bogeng.

Dr. Richard Fick, Abteilungsdirektor an der Preußischen Staatsbibliothek. Aufgaben und Ziele einer deutschen bibliographischen Gesellschaft müßten meines Erachtens wesentlich anders gefaßt werden, als dies Herr Dr. Bogeng in seinen Ausführungen tut. Bogeng ist anscheinend zu sehr in Vorstellungen befangen, die seinerzeit bei Gründung der Bibliographischen Gesellschaft von 1902 maßgebend gewesen sind. Damals handelte es sich um den einheitlichen Zusammenschluß der die Literaturgeschichte und ihre Grenzgebiete betreffenden bibliographischen Arbeiten. Eine deutsche bibliographische Gesellschaft sollte ihre Ziele einerseits weiter stecken, andererseits schärfer abgrenzen gegenüber Vereinigungen literaturgeschichtlichen Charakters und so auf rein bibliographische Aufgaben beschränken.

Man wird dem entgegenhalten, daß sich, wie auch Bogeng sagt, mit solchen





allgemeinen Zielen kein Verein begründen läßt und daß es aus praktischen Gründen unerläßlich ist, nicht nur bestimmte Veröffentlichungen in Aussicht zu stellen, sondern auch bibliophilen Neigungen entgegenzukommen. Dieser Einwand hat seine Berechtigung, doch glaube ich, daß sich die finanziellen Schwierigkeiten — wenn man von den augenblicklichen, allen bibliographischen Unternehmungen ungünstigen Zeitverhältnissen absieht — bei Aufstellung folgender Leitsätze überwinden lassen.

1. Die D. B. G. erstrebt den Zusammenschluß aller in Deutschland auf dem Gebiet der Bibliographie und Bibliophilie tätigen Vereine und Gesellschaften.

2. Bibliophile Klubs, die sich der D. B. G. anschließen, verfolgen ihre besonderen Ziele wie bisher. Die D. B. G. übernimmt es, in ihrer Zeitschrift einen Mittelpunkt für alle bibliophilen Vereine zu schaffen, über deren Tätigkeit zu berichten und eine laufende Bibliographie aller auf dem Gebiet der Bibliophilie erscheinenden Veröffentlichungen herauszugeben.

3. Die D. B. G. veröffentlicht außer ihrer Zeitschrift nur Arbeiten rein bibliographischer Natur. Als erste Veröffentlichungen sind die Neu-Bearbeitung einer Bibliotheca bibliographica (ohne Beschränkung auf die Deutschtum-Grenzen) sowie die Schaffung eines Handbuchs der bibliographischen Methodik und Systematik ins Auge zu fassen. In der Zeitschrift wäre an der Hand des vom Bibliothekar Dr. Schneider für die Bibliotheca bibliographica bereits fertiggestellten Materials eine Aufstellung der Wissenschaftsgebiete zu machen, über die bisher keine, ungenügend bearbeitete oder zeitlich im Rückstand befindliche Bibliographien vorliegen.

4. Es muß dahin gestrebt werden, daß die deutschen Regierungen und wissenschaftlichen Körperschaften, behördliche wie private, sich der Förderung der Bibliographie annehmen und sie mit Geldmitteln kräftig unterstützen. Bibliographien sind für die Wissenschaft ebenso wichtig wie Bibliotheken. Ohne Bibliographien können auch die Bibliotheken ihre Aufgaben nur unbefriedigend lösen.

5. Die D. B. G. tritt ferner ein für die Schaffung einer Zentralstelle für Bibliographie, die entweder als selbständiges Institut oder angegliedert an eine große öffentliche Bibliothek (Preußische Staatsbibliothek in Berlin oder Deutsche Bücherei in Leipzig) zur Aufgabe hat, alle bibliographischen Arbeiten in Deutschland zu fördern und auf ihre planmäßige und zweckentsprechendste Organisation hinzuwirken.

6. Die D. B. G. legt auf möglichst hohe Mitgliederzahl den größten Wert. Der Beitritt aller in Deutschland bibliographisch, bibliothekarisch, buchhändlerisch, bibliophil, literarhistorisch interessierten Kreise ist anzustreben. Der Mitgliedsbeitrag könnte tunlichst niedrig, etwa 5 M im Jahr, bemessen werden.

Dr. Justus Hashagen, Professor an der Universität Bonn. Vorschläge zur Ergänzung des Arbeitsprogramms einer bibliographischen Gesellschaft.

A. Organisatorisches Gebiet: Fühlungnahme mit:

1. den Ministerien, besonders dem Kultus- und Handelsministerium.



II. den Archivverwaltungen.
III. den Universitäten zwecks Heranziehung von Studenten zu ehrenamtlicher Hilfsarbeit.
IV. den privaten Sammlungen in Museen, Theatern, Zeitungsredaktionen, Buchhandlungen usw.
V. den wissenschaftlichen Gesellschaften.

B. Sachliches Gebiet:

I. Allgemeines.

1. Erweiterung des Programms auf Bearbeitung aller Wissenschaften, entsprechende Einteilung der Gesellschaft in fachwissenschaftliche Sektionen, die auch von Ortsgruppen zu unterstützen wären.
2. Der Schwerpunkt der Arbeit der Bibliographischen Gesellschaft muß auf Erfassung der periodischen Literatur liegen, da die „Bücherbibliographie“ bereits ausreichend entwickelt ist.
3. Der Begriff der periodischen Literatur ist möglichst weit zu fassen. Größere Tageszeitungen sind einzubeziehen [1]).
4. Von nichtperiodischer Literatur verdienen besondere Aufmerksamkeit:
   a) Manuskript- und sonstige Privatdrucke.
   b) Flugblätter und sonstige bibliographisch bisher nicht erfaßte Einzeldrucke.
   c) Die ausländische Literatur.

II. Historisch-politische Bibliographie.

1. Vorbereitung einer die neuste internationale Geschichte (Zeitgeschichte) erfassenden Bibliographie, die für das Ausland noch weiter zurückgehen müßte, als eines Gegenstückes zum Dahlmann-Waitz in ähnlicher Anordnung (Herre ist unzulänglich).
2. Bibliographie der Werke der großen deutschen Historiker.
3. Besonderes Verzeichnis der ausländischen Zeitschriften- und Zeitungsliteratur.
4. Bibliographie der Bibliographien:
   a) Verzeichnis aller Registerwerke, historisch-politisch wichtiger Nachschlagebücher usw.
   b) Anlegung von Registern zu deutschen Tageszeitungen.

III. Bibliographien für die Zwecke des Hochschulunterrichts, zur Entlastung der Vorlesungen und Lehrbücher.

IV. Bibliographien für die Zwecke des Auslandsdienstes, des Auslandsdeutschtums, der Diplomatie [2]).

[1]) Vgl. den mustergültigen Official Index to the Times, dem wir in Deutschland nichts an die Seite zu setzen haben. Saß.

[2]) Die letztangeführten Bibliographien wären sehr wichtig. Wichtig wäre auch ein allumfassendes Verzeichnis der Gelehrten-Nachlässe! Saß.



Hofrat Professor Dr. Sauer-Prag. Gern erfülle ich die Bitte der Redaktion und des Verlages dieser Zeitschrift mich über die äußerst anregenden „Andeutungen über Aufgaben und Ziele einer deutschen Bibliographischen Gesellschaft" zu äußern.

Der Herr Verfasser knüpft an die dem Namen nach derzeit noch bestehende „Deutsche Bibliographische Gesellschaft" an, an deren Wiege ich gestanden habe. Da er aber den eigentlichen Zweck der damals gegründeten Gesellschaft, nämlich die bibliographische Bearbeitung periodischer Erscheinungen und Sammelwerke einer (bereits bestehenden oder erst zu gründenden?) „Zentralbibliothek der deutschen Zeitschriften und Zeitungen" vorbehalten will, so stellt sich der Zweck der neuen bibliographischen Gesellschaft wesentlich als ein anderer dar. Trotzdem wäre ich, falls ich als einstiges Ausschußmitglied der alten Gesellschaft meine Stimme abzugeben hätte, damit einverstanden, daß die alte Gesellschaft sich umbilde und allenfalls noch vorhandene Barbestände der neuen Gründung zugute kämen.

Noch anderes scheidet der Verfasser aus. So will er eine Gesellschaft für deutsche Literatur begründet wissen, die die Arbeit des Stuttgarter Literarischen Vereins zu ergänzen hätte. Dabei scheint mir nur nicht scharf genug zwischen Erstdruck von Handschriften, Neudruck von Büchern und schlecht herausgegebenen Handschriften und faksimilierten Handschriften unterschieden zu sein. Vielleicht ist die Verwirrung durch das Wort „Urhandschrift" hervorgerufen worden, wohl einer Verdeutschung von Original. Er will auch das Neudruckwesen vereinheitlichen oder überwachen lassen. In der Tat hätte eine solche Gesellschaft ein großes Feld für eine ersprießliche Tätigkeit. Erwiesenermaßen gedeihen die sogenannten Neudrucke in den Händen der Verleger bisher nicht sehr gut. Als auf Wilhelm Scherers Anregung die Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts begründet wurden, war geplant, die grundlegenden Werke dieser Zeit, die in den alten Drucken selten geworden waren und doch jedem Forscher stets bequem zugänglich sein sollten, systematisch der Reihe nach zu erneuern und unsere Hoffnungen waren unbegrenzt. Noch erinnere ich mich, wie lebhaft mir August Fresenius den Wunsch entwickelte, die Bremischen Beiträge mit umfangreicher Einleitung und guten Registern möglichst bald in die Sammlung eingereiht zu sehen; andere Zeitschriften und die wichtigsten Musenalmanache sollten folgen. Die erste Auflage von Gottscheds Poetik war ins Auge gefaßt; ebenso die Poetik der Schweizer und vieles andere. Wie wenig ließ sich trotz der unausgesetzten Bemühungen der Herausgeber von alledem durchführen. Das meiste scheiterte an dem großen Umfang, an den hohen Kosten, an der Teilnahmslosigkeit des größeren Publikums und wohl auch der Fachgenossen. Jede Kuriosität oder Aktualität war dem Verleger wichtiger als die wissenschaftliche Notwendigkeit. Ebenso dringend scheint es mir aber zu sein, daß die wichtigsten Handschriften unserer großen Schriftsteller in guten, billigen, bequem zugänglichen (auch für Seminar-Übungen verwendbaren) Faksimileausgaben vorgelegt werden. Und zwar handelt es sich zunächst nicht so-



sehr um Reinschriften, um Prunk- und Prachthandschriften wie die Marienbader Trilogie, sondern um alle jene Papiere, welche schwer lesbar sind, welche noch nicht vollständig entziffert sind oder bei denen Zweifel nicht für ausgeschlossen gelten, also um die Paralipomena zu Goethes Faust, um alle dramatischen Entwürfe Goethes, Schillers und anderer Dichter. Um die Gedichte und Aufsätze aus Hölderlins letzter Zeit usw. Wie aufschlußreich war Morris' Sammlung aller Dokumente von Goethes erster Schweizerreise. Wie aufschlußreich wäre erst ein „Junger Goethe" in völlig getreuer Wiedergabe der Handschriften, eine Sammlung von Goethes dramatischen Plänen und Entwürfen wie die von Merker, aber im Faksimiles; man druckt gegenwärtig Goethes Gedichte in chronologischer Folge nach den ältesten Handschriften ab. Man gebe doch diese Handschriften selbst wieder. Von Spinozas Briefen soll eine Faksimileausgabe veranstaltet worden sein. Man denke sich Goethes Briefe an Frau von Stein in solcher Wiedergabe! Überläßt man diese Aufgaben den bestehenden Sondergesellschaften, so geht ein Jahrhundert darüber hin, bis sie erfüllt werden. Da wäre also für mehrere neu zu gründende Gesellschaften Raum und Stoff.

Der Verfasser spricht auch von Goedekes Grundriß. Dieser unser Schmerzenskind müßte wie das Grimmische Wörterbuch von der Reichsregierung in Obhut genommen werden; es geht doch auf die Dauer nicht an, daß die ersten drei Bände nicht wieder aufgelegt werden, daß einzelne Bände in zweiter, andere in dritter Auflage vorliegen. Es müssen alle Bände gleichzeitig und gleichmäßig in Angriff genommen und gefördert werden, nach einem einheitlichen Gesichtspunkt bearbeitet, den man allerdings nicht so engherzig abstecken dürfte, etwa mit Hinweis auf den Titel „Grundriß". Goedeke selbst hat, je näher er an die neueste Zeit herankam, weit mehr als einen Grundriß aus seinem Werke gemacht. Ein Konkurrenzwerk zum Goedeke zu schaffen in einem bio-bibliographischen Handwörterbuch der hervorragenden Schriftsteller, schiene mir dann überflüssig; jedoch ist die Idee, ein solches Werk in zwangloser Folge auf einzelnen leicht auszutauschenden Blättern auszugeben, nicht unglücklich.

Die bibliographischen Sammel- und Hilfswerke, die der neuen Gesellschaft als nächste Aufgabe zugewiesen werden, scheinen mir recht gut ausgewählt zu sein. Hinzufügen möchte ich eine Erneuerung von Gottscheds „Nötigem Vorrat", und zwar zunächst in ursprünglicher Gestalt, weil man das Buch immer wieder zu zitieren hat und dann mit den notwendigen Ergänzungen, wie sie Johannes Bolte schon vor Jahren geplant hat.

Aber ich warne davor, diese wichtigen und grundlegenden Nachschlage- und Handbücher als bloße Vereinspublikationen für einen beschränkten Kreis auszugeben, sondern ich schlage vor, daß durch die Vereinsmitglieder gewissermaßen ein Grundstock von Subskribenten für diese Werke geschaffen werde, daß sie aber in größerer Anzahl hergestellt und dem buchhändlerischen Betrieb übergeben, wie andre Bücher angekündigt, wegen meiner auch angepriesen werden, daß sich ein Verlagsbuch-



händler und die Sortimenter mit dem ganzen neuzeitlichen Apparat dafür einsetzen und daß die öffentliche Besprechung dieser Werke nicht verhindert oder erschwert werde. Die Vereinsmitglieder mögen für ihre Jahresbeiträge durch kleine Monographien, durch eine Zeitschrift oder ein Jahrbuch entschädigt werden, wie es übrigens der Herr Verfasser jenes Aufsatzes selbst vorschlägt.

Ich bin nämlich an der Zweckmäßigkeit solcher Vereine irre geworden. Für wen arbeiten wir eigentlich? Für den Antiquariats-Buchhandel, der die Preise für solche Vereinspublikationen, besonders in allerletzter Zeit, übermäßig emporschnellte. Das mag für rein bibliophile Werke, für Luxusdrucke, für Vorzugsdrucke, für illustrierte Bücher, für Kuriositäten u. dgl. gleichgültig sein, aber notwendige, unentbehrliche Werke, wie ein Anonymenlexikon, sollten auf diese Weise nicht hergestellt werden. Die Anschaffung der vollständigen Publikationsreihe des Stuttgarter Literarischen Vereins ist heute fast unerschwinglich und doch enthalten sie die bedeutendsten Werke unseres Schrifttums für das 15., 16. und 17. Jahrhundert. Man schadet der Sache mehr als man ihr nützt. Die sechs Bände von Grillparzers sogenannten Gesprächen, einer Sammlung aller zeitgenössischen Zeugnisse über den Menschen Grillparzer, für den Detailforscher unentbehrlich, kann man sich nur verschaffen, wenn man sechs Jahresreihen der Veröffentlichungen des Wiener Literarischen Vereins erwirbt. Nicht nur muß man dabei eine Reihe andere z. T. unvollständiger Werke mit in den Kauf nehmen, die dem Käufer vielleicht ferner liegen; die sechs Bände stellen sich auf den (vor dem Krieg gewiß höchst bedeutenden) Betrag von 120 Kronen und die Sammlung ist noch nicht abgeschlossen. Die Folge davon ist, daß das Werk in Deutschland fast unbekannt ist. Einzelne Bibliotheken haben es abgelehnt, die ganze Reihe der Veröffentlichungen zu beziehen und die Lücke klafft. Es ist vorgekommen, daß von zwei Münchner Dissertationen über Grillparzer, die bei demselben Professor gearbeitet sind, die eine die Sammlung kennt und benutzt; die zweite nicht, und der unglückselige Promovend sich aller jener Sammelarbeit unterziehen mußte, die ich ein für allemal überflüssig gemacht zu haben glaubte. Dergleichen wäre kaum geschehen, wenn das Werk dem regelmäßigen buchhändlerischen Betriebe zugänglich wäre.

Der Verfasser unseres Aufsatzes deutet auch an, daß die einzelnen literarischen Vereine miteinander Fühlung nehmen sollten. Bei der gründenden Versammlung der alten bibliographischen Gesellschaft habe ich in meinem Berliner Einleitungsvortrag diese Anregung seinerzeit gegeben; leider ist beim Abdruck dieses Vortrages in der Vossischen Zeitung gerade dieser Eingang weggelassen worden. Ich hatte vorgeschlagen, daß alle literarischen und bibliophilen Vereine Deutschlands und des deutschen Österreich sowie die lokalen und provinzialen Geschichtsvereine (und, wäre heute hinzufügen, sowie seitdem die volkstümlichen Vereine) sich zu einem Bund zusammenschließen, vielleicht ein gemeinsames Anzeigeblatt herausgeben sollten (da doch die von den einzelnen Vereinen ausgegebenen Blättchen und und Zettelchen so leicht auflebten) und vor allem eine gemeinsame Zahlstelle er-



richten sollten, die einen in Zukunft das auf einmal abzutun ermöglicht, was man jetzt zwölf und vierundzwanzigmal im Jahre tun muß. Vielleicht nimmt einmal der Verfasser jenes Aufsatzes diesen Gedanken auf und schafft eine solche Vereinigung, deren Mittelpunkt ganz wohl die erneuerte bibliographische Gesellschaft sein könnte.

Zum Schlusse richte ich noch die Bitte an den Herausgeber dieser Zeitschrift, er möchte uns in einem größeren Aufsatz über jene bibliophilen Vereine und Klubs in England und den Vereinigten Staaten Amerikas belehren, deren Tätigkeit er so gerühmt hat. Überhaupt wäre gewiß vielen Lesern dieser Zeitschrift damit gedient, wenn ihnen ein Verzeichnis über alle ausländischen bibliophilen Gesellschaften vorgelegt würde mit genauer Angabe, ob die Mitgliedschaft auch für uns erwerbbar ist, mit den Adressen der Sekretäre, mit der Höhe der Jahresbeiträge, ja vielleicht auch mit einer Übersicht über ihre bisherigen Publikationen. Oder wäre dies schon eine der kleineren Aufgaben, welche die neue Gesellschaft zu lösen hätte?
[Prag, 22. Februar 1919.]



HANDSCHRIFTEN UND HANDZEICHNUNGEN

Das Blatt mit der auf der folgenden Seite gezeigten Schadowschen Zeichnung entstammt dem gleichen Sammelalbum, dem das im ersten Bande unserer Zeitschrift veröffentlichte Berliner Bild E. T. A. Hoffmanns verdankt wurde. Es ist bisher nur in einer in wenigen Abzügen 1915 verbreiteten Wiedergabe bekannt geworden und soll eine Reihe von Nachbildungen bemerkenswerter Handschriften und Handzeichnungen eröffnen, deren Auswahl vor allem den Autogrammliebhabern zu dienen hofft, indem sie charakteristische Autogrammproben zusammenstellt. ◉ Es darf vielleicht bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß wir, trotzdem die Wissenschaft der Psychologie auch erfolgreich die Graphologie in ihren Forschungsbereich gezogen hat, noch immer ein Handbuch der neueren Handschriftenkunde, das für Sammler bestimmt ist, entbehren. Ein Handbuch dieser Art müßte vor allem ein brauchbares Nachschlagewerk sein, das es gestattet, an kennzeichnenden Beispielen, die die Altersstufenentwicklung berücksichtigen, die Echtheit einer Handschrift zu überprüfen. Wer es weiß, wie schwierig es bisweilen ist, die Handschrift selbst bekanntester Persönlichkeiten der Geistesgeschichte in ausreichenden Nachbildungen aufzufinden, wie man das notwendige Vergleichungsmaterial von überallher zusammensuchen muß, wird den Wunsch nach einem solchen Handbuche teilen. Auch dem Büchersammler, der Eintragungen prüfen will, müßte ein derartiges Werk sehr willkommen sein, wofern es in methodischer und systematischer Weise auf wissenschaftlicher Grund-


Ein alter Mann
der wenig sieht
und nicht mehr zeichnen kann
Berlin den 17 July 1844
Dr. G. Schadow Director.

lage die ihm gestellte Aufgabe lösen würde, zunächst einmal für die bekanntesten Namen der Geistesgeschichte der Neuzeit, also etwa der Zeit von (1300) 1400 bis 1900, Handschriftenproben zusammenzustellen. Bei einer überlegten Anordnung und Auswahl (die Beschränkung auf 1000 Namen gäbe schon einen weiten Spielraum) ließen sich durchschnittlich drei Handschriftenproben auf einer Seite unterbringen, so daß ein Oktavband von 500 Seiten genügen könnte, wenn die Handschriftenproben auf kennzeichnende Ausschnitte beschränkt werden sollten, wie es dem Rahmen eines solchen Werkes entspräche. Der Aufwand einer reicheren Ausstattung dürfte überflüssig sein, so verlockend es auch wäre, in bunter Mannigfaltigkeit ganze kostbare Stücke nachzubilden. Aber diesem Bedürfnisse kommen bereits manche freilich meist nicht billige Sammelwerke entgegen, die Faksimilia von Handschriften einzelner Schriftsteller zusammenstellen und die teilweise bereits zu jener Gruppe von Handschriftennachbildungen gehören, die Urhandschriften ganzer Werke wiedergeben. Ihre Absicht ist dann bereits eine andere, weiterreichende, als die eines Handbuches, das Nachschlagezwecken dienen soll. ● Daß auch Handzeichnungen, die die Hand bildender Künstler weisen, dieser ihrer handschriftlichen Bedeutung wegen in die Handschriftenreihen aufgenommen werden, soll ausdrücklich betont werden, um einem etwaigen Mißverständnisse vorzubeugen, als ob hierin der Kunstwert entscheidend sei. [Allerdings wird man ein künstlerisch bedeutungsvolleres Stück vorziehen wollen, wie man ja auch ein Autogramm mit beachtenswertem Inhalt dem nichtssagenden Schriftstück vorzieht, sofern beide für die Autogrammcharakteristik ähnliches oder gleiches bieten.] Dagegen durfte die Technik eines Blattes, sogar dann, wenn sie nur eine angenommene, eine Manier ist, mit entscheidend sein, weil sich auch in ihr das Wesen der Handschrift ausspricht.



ANMERKUNGEN ZU BÜCHERN

Allgemeine musikalische Zeitung. Eilfter Jahrgang vom 5. Oktober 1808 bis 27. September 1809. Leipzig, bey Breitkopf & Härtel. 4⁰, 1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten [Inhaltsübersicht], 848 Spalten, 48 Spalten [Intelligenzblatt] 3 Blatt musikalische Beilagen) • . . . Zwölfter Jahrgang vom 4. Oktober 1809 bis 26. December 1810 . . . (1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten [Inhaltsübersicht], 1060 Spalten, 60 Spalten [Intelligenzblatt], XXVII Seiten musikalische Beilagen, 2 Blatt Kupfertafeln) • . . . Dreyzehnter Jahrgang vom 2. Januar 1811 bis 25. December 1811. . . . (1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten [Inhaltsübersicht], 886 Spalten, 86 Spalten [Intelligenzblatt], 4 Blatt Kupfertafeln). • . . . . Vierzehnter Jahrgang vom 1. Januar 1812 bis 30. December 1812 . . . (1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten [Inhaltsübersicht] 870 Spalten, 80 Spalten [Intelligenzblatt], 4 Blatt [zu den musikalischen Beilagen], 1 Blatt Kupfertafel) • . . . . . Funfzehnter Jahrgang vom 6. Januar 1813 bis 29. December 1813 . . . (1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten [Inhaltsübersicht], 856 Spalten, 48 Spalten [Intelligenzblatt], 9 Blatt musikalische Beilagen, 1 Blatt Kupfertafel) • . . . Sechzehnter Jahrgang vom 5. Januar 1814 bis 28. December 1814 . . . (1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten [Inhaltsübersicht], 888 Spalten, 40 Spalten [Intelligenzblatt] 20 Blatt musikalische Beilagen, 1 Blatt Kupfertafel) • . . . Siebzehnter Jahrgang vom 4. Januar 1815 bis 27. December 1815 . . . (1 Blatt Kupfertitel VIII Spalten [Inhaltsübersicht] 876 Spalten,



32 Spalten [Intelligenzblatt], 14 Blatt musikalische Beilagen, 2 Blatt Kupfertafeln) • . . . Ein und zwanzigster Jahrgang vom 6. Januar 1819 bis 29. December 1819. . . . (1 Blatt Kupfertitel, VIII Spalten Inhaltsübersicht], 896 Spalten, 28 Spalten [Intelligenzblatt], 18 Blatt musikalische Beilagen, 1 Blatt Kupfertafel).

1813, im Geburtsjahre Richard Wagners, schrieb E. T. A. Hoffmann in seinem Aufsatz ‚Der Dichter und der Komponist': Ich behaupte, der Operndichter muß ebensogut gleich alles im Innern komponieren wie der Musiker, und es ist nur das deutliche Bewußtsein bestimmter Melodien, ja bestimmter Töne der mitwirkenden Instrumente, mit einem Worte: die bequeme Herrschaft über das innere Reich der Töne, die diesen von jenem unterscheidet". Mit dieser Forderung des Musikdramas, wie es Richard Wagner verwirklichen sollte, wurde E. T. A. Hoffmann dessen urmittelbarer Vorgänger, bestimmte er seinen Platz auch in der Musikgeschichte, für die er nicht allein mit seinen eigenen Tonschöpfungen, sondern vor allem mit seinen musiktheoretischen Schriften eine Bedeutung hat, die erst in den letzten Jahren recht gewürdigt worden ist. Die Hauptmasse der Hoffmannschen Abhandlungen zur Musik bergen die oben angeführten Jahrgänge der ‚Allgemeinen Musikalischen Zeitung' in ihrem ersten und teilweise einzigen Urdruck, der umso wertvoller ist, als die Urhandschriften nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. So sind die Jahrgänge dieser Zeitschrift mit den (von Hans von Müller, Hoffmann und Härtel. Durchgesehener Sonderabdruck aus den Süddeutschen Monatsheften vom Dezember 1907, Januar und März 1908, Privatdruck. Berlin: 1908 verzeichneten) Beiträgen E. T. A. Hoffmanns für den Sammler ebensowohl als Schrifttumszeugnisse wie als Urkunden der deutschen Musikgeschichte wertvoll. Trotzdem aber fehlen sie vielen Sammlungen, die eine vollständige Zusammenstellung der E. T. A. Hoffmann Uraus-



gaben erstreben, vielleicht, weil ihnen die abschließende Buchform abgeht, obschon ihnen eine solche bei Lebzeiten des Dichters nicht zuteil geworden ist. Ein Hinweis, den an dieser Stelle zu geben, deshalb nicht versäumt werden soll, weil noch im Jahre 1918 die Bände der ‚Allgemeinen Musikalischen Zeitung' mit den Beiträgen Hoffmanns beim Verleger nicht vergriffen waren.

Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer kombinatorisch-aphoristischen Grundlegung. Von G. Fr. Daumer. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe: 1850 (XXIV, 331 (332), IV S. 8⁰) [Zweiter Band. 4, 330 (334), II S. 8⁰. Dritter Band. (8), 307 (310) S. 8⁰]

Analekten, Anthologien, Kollektaneen erfreuen sich meist nicht der Hochschätzung der Buchfreunde und Schrifttumskundigen, obschon unter dergleichen Überschriften auch Klassiker wie Caesar und Lessing ihre Lesefrüchte in eigenen Werken gesammelt haben, und obschon wir den Auswahlsammlungen und Blütenlesen, zumal denen des Altertums, die Erhaltung kostbarer Literaturschätze verdanken. Das ist unschwer zu verstehen. Wenn derartige Sammlungen nicht schon allein durch den Reiz der Subjektivität wirken, das heißt wenn sie nicht von einer hervorragenden Persönlichkeit veranstaltet wurden, deretwegen sie gelesen werden, um in ihnen die Denkart, den Geschmack jener Persönlichkeit wieder zu finden, bleiben sie eine bunte Folge von Auszügen, wofern sie eines großen Leitgedankens ermangeln, in dem als in dem Brennpunkt des Werkes sich die vielen es bildenden Einzelstücke zusammenwirken. (Allerdings, die Anthologie als Synthese des geistigen Zielstrebens von ganzen Geschlechtern, die zur Verdeutlichung eines geistigen Phänomens wird, gewinnt damit vielfachen Wert, wird auch insofern wichtig, als sie als nationale Vorarbeit einer späteren inter-



nationalen Sammlung, die eine Auslese der Auslesen vornimmt, betrachtet werden kann.) Beispielsammlungen, Lesebücher dienen allenfalls zum Nachschlagen, Eigenwert beanspruchen sie nicht. Aber auch die Anthologien, die sich selbst einen eignen Wert beimessen, ihre Tendenz auf dem Titel tragen, sind nicht immer das, was sie sein wollen, weil das Vollbringen nicht dem guten Willen entsprach. Und deshalb finden auch diejenigen Werke dieser Literaturgattung nicht die verdiente Aufmerksamkeit, die sie haben sollten, wie Daumers Versuch, auf den nicht als auf eine bibliographische Merkwürdigkeit hier hingewiesen wird, sondern als auf ein vergessenes Werk, das das Schicksal der meisten Schriften seines bedeutenden Verfassers teilt, da und dort bei den Zeitgenossen zwar einiges Aufsehen gemacht zu haben, dann aber dem Gedächtnis der Leser, das heißt den Literaturgeschichten, verloren gegangen zu sein. Man muß freilich eine Übersicht des ganzen Daumerschen Lebenswerkes suchen, um in ihm trotz seiner vielen Widersprüche die es verbindenden Zusammenhänge zu entdecken. Aber man lernt Daumer, den berühmten Dichter, doch erst recht verstehen, wenn man die Absichten seiner Dichtung auch in seinen unberühmt gebliebenen Prosaschriften verfolgt, von denen die angeführte den Vorzug hat, mit der Begründung einer Weltanschauung, über die man urteilen mag, wie man will, durch die Anordnung der sie erläuternden Auszüge, unter denen sich viele weniger bekannte, sowie auch Gedichtproben des Herausgebers finden, ein nachdenkenswertes Buch geworden zu sein. Man vergleiche nur die: ‚Das äußerlich abstrakt-politische Treiben der Zeit. Sein Wert und Resultat' überschriebenen Abschnitte mit gegenwärtigen Zuständen, wenn man die Daumersche Stoffsammlung auf ihre Benutzbarkeit in der Reihe der Gedankenbücher prüfen will.

ANZEIGEN

English printed Almanacks and prognostications. A bibliographical history to the year 1600. By Eustace F. Bosanquet. London, Bibliographical Society: 1917. XI, 204 S. 26 Bl. 4°. (Illustrated Monographs 17).

Aarbog for Bogvenner. Udgivet af Svend Dahl. Anden Aargang. V. Pios Boghandel. Poul Branner, København: 1918. (8), 278 (280) S. 4°.

Das dänische Jahrbuch für Buchfreunde, dessen zweiter Jahrgang sich dem ihm vorangegangenen gleich wertvoll anschließt, rechtfertigt von neuem die Aufnahme, die es bei seinem ersten Erscheinen gefunden hat. Es bietet einen bunten und sich doch glücklich zusammenpassenden Inhalt, in dem die Beiträge zur Bibliophilie-Geschichte Dänemarks ebenso wie die Abhandlungen, die in ihrer Gesamtheit eine dänische Bibliophilie-Chronik 1918 bilden, auch der Orientierung des gelegentlich nachschlagenden Bibliographen dienen werden. Über Peter Nansen als Mitarbeiter und Leiter des Gyldendalschen Verlages macht Poul Levin manche Mitteilungen, die in Deutschland, wo dieser Teil der Lebensarbeit des liebenswürdigen Dichters sehr viel weniger als seine Werke bekannt geworden ist, schon deshalb eine erhöhte Teilnahme finden dürfte, weil sie eine literarische Persönlichkeit im Mittelpunkte des Betriebes eines großen buchgeschäftlichen Unternehmens zeigen und damit Probleme berühren, die von jeher zu den bemerkenswertesten in der Geschichte der vom Buche ausgehenden Kulturwirkungen gehört haben. Eine zu mancherlei Vergleichen anregende Übersicht der dänischen Bücherversteigerungen des Jahres 1917 und ihrer hauptsächlichen Preise vermittelt Herman Lynge. Kristian Kongstad, der zu den besten Buchkünstlern Dänemarks gehört, würdigt das dänische Buchhandwerk nach seinen bedeutendsten in der Berichtszeit des Jahrbuchs hervorgetretenen Leistungen, indem er gründlich die technischen Ursachen der ästhetischen Wirkungen der von ihm besprochenen Druckwerke untersucht. Eine kurze Geschichte des öffentlichen Bibliothekswesens Dänemarks in den Jahren 1917 bis 1918 liefert der Herausgeber. Der Aufsatz



von Lauritz Nielsen über die Seltenheitswerte der älteren gedruckten dänischen Literatur ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Liebhaberpreises. Anker Kysters Ausführungen über den Bucheinband der Holberg-Zeit haben neben ihrem historischen Interesse manchen praktischen Nutzen für den Sammler, der alte Einbände ausbessern oder alte Bücher neubinden lassen muß. Carl Dumreichers Nachrichten über die Büchersammlungen jütländischer Herrenhöfe erinnern an behaglichere Zeiten, in denen die Romantik noch nicht vom Büchermarkt verschwunden war. Victor P. Christensens Betrachtungen über alte dänische Büchereizeichen, hauptsächlich Exlibris-Blätter, geben eine, ikonographisch sehr reichhaltig kommentierte, Liste dieser Besitzerzeichen, die für die Feststellung von Provenienzexemplaren auch außerhalb Dänemarks sehr brauchbar sein dürfte. Außerdem enthält das Jahrbuch noch eine Einführung in das Buchhandwerk und die Buchkunst Persiens, als deren Verfasser Arthur Christensen zeichnet, sowie vom Herausgeber eine Notiz über die amüsante bibliographische Mystifikation der Vente Fortsas. Die Ausstattung des in einer Auflage von 685 gezählten Abzügen erschienenen Bandes ist seiner Bestimmung angemessen: die Druckausführung auf dem kräftigen Büttenpapier, die Auswahl und Wiedergabe der Abbildungen sind wohlgelungen, das Format ist gewichtig, ohne schwerfällig zu werden, der leichte Pappband hat einen schönen, nach einem Entwurfe Th. Bindesbolls in Anker Kysters Werkstatt hergestellten Buntpapierüberzug.

Erinnerungen eines Bibliophilen. Von Leopold Hirschberg. Berlin-Wilmersdorf, Bibliophiler Verlag O. Goldschmidt-Gabrielli: [1918]. IX (XII), 207 (208) S. 8°.

Der bekannte Berliner Büchersammler plaudert zu den Genossen seiner Leidenschaft und Liebe frisch, bisweilen sehr frisch, von der Leber weg über seine Erfahrungen und Erlebnisse mit den Büchern. Bibliophilen-Memoiren gehören in der, an sich durchaus nicht armen, deutschen Memoirenliteratur zu den ‚größten Seltenheiten' und schon deshalb wird diese Veröffentlichung den deutschen Buchfreunden sehr willkommen sein, obschon sie nicht das letzte Kunstgeheimnis eines glückbegünstigten Schatzgräbers offenbaren möchte, vielmehr den Neugierigen, die nach seiner Anleitung die deutschen Leihbibliotheken durchstreifen wollten (Seite 118), die Warnung zuruft: ‚wo ich war, da wächst kein Gras für den Nachkömmling mehr!' Aber nicht nur als einen Kenner alter Schriften zeigt sich der Herr Verfasser in seinem autobiographischen Werke, sondern auch als einen gefühlvollen Leser, dem sich Musik und Poesie zu edlem Kunstgenuß verbinden, als einen Mann, der sich mit stiller Forscherfreude halbvergessener deutscher Dichter annimmt, um für sie zu werben. Freilich verlockt er auch recht oft zum Widerspruch, dem er vielleicht durch die von ihm (Seite 133) gegebene Begriffsbestimmung des ‚wirklichen' Bibliophilen begegnen wird. Schließlich dürfte wohl ein jeder Buch-



freund, wenn er in die Verbannung einer einsamen Insel ziehen müßte und nur die besten Bücher dorthin mitnehmen könnte, so wählen, daß, wenn alle Bibliophilengenerationen auf dieser Insel geweilt und die mitgenommenen Bücher zurückgelassen hätten, dort längst die schönste Bibliothek vorhanden wäre. Die tiefe Weisheit des Wortes: ‚in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen' gilt auch für den bescheidenen Bezirk des menschlichen Lebens, den die, die ihn erleben, ‚Bibliophilie' nennen, womit sie dann ihr Verhältnis zu den Vermittlern geistiger und künstlerischer Werte, den Büchern, umgrenzen wollen. Und deshalb sind wir dem Herrn Verfasser für seine den Bücherherzen gewidmete Gabe dankbar. — Etwas anderes ist es jedoch, wenn der Widerspruch sich gegen Einzelheiten richtet, sich nicht gegen Gedanken oder Gefühle wendet, sondern sich auf bibliographische Tatsachen bezieht. Man kann natürlich über die Aufgaben einer Büchersammlergesellschaft voneinander sehr abweichende Meinungen als berechtigt gelten lassen und wenn der Verfasser dieser Zeilen dem (Seite 183 ausgesprochenen) Urteil des Herrn Verfassers über die Veröffentlichungen der ‚Gesellschaft der Bibliophilen' nicht beipflichten kann — denn eine solche Gesellschaft muß dem Geschmack aller ihrer Mitglieder Rechnung tragen, nicht nur einer Richtung einseitig folgen —, ist das eben auch nur eine Antwort auf eine Geschmacksfrage. Aber wenn das Verlangen gestellt wird, die ‚Gesellschaft der Bibliophilen' möge sich um die ‚Ergänzungsbände' vorhandener Ausgaben der ‚Werke' deutscher Schriftsteller sorgen, dann muß ihm eindringlich widersprochen werden, weil es von bibliographisch irrtümlichen Voraussetzungen ausgehend um so eher Verwirrung stiften kann, als der Herr Verfasser an manchen Stellen seiner Erinnerungen den Verlegern wertvolle Winke gibt. Herr Dr. Hirschberg hat, nachdem er seine umfangreiche, rund 20000 Nummern zählende Sammlung von Werken der deutschen Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts der Berliner Universitätsbibliothek überlassen hat, sich die ‚Original'-Gesamtausgabe zum Gegenstand seines Sammeleifers mit bei ihm selbstverständlichen Erfolge gemacht. Aus seiner berechtigten Finder- und Forscherfreude glaubt er nun das Dogma ableiten zu können, die alte, womöglich erst gedruckte, Gesamtausgabe sei auch dann der endgültigen und vollständigen, der kritischen, vorzuziehen, wenn der Verfasser an ihr keinen Anteil hatte und man müsse, um den ‚wirklichen' Bibliophilen zu helfen, das zusammenstellen, was den alten Gesamtausgaben fehle. Bisweilen mag eine derartige Forderung sich begründen lassen, zum Beispiel für die Gesamtausgabe der Werke Achim von Arnims, deren bessere Wiederholung doch wohl in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. In anderen Fällen indessen wäre ihre Erfüllung nur eine Empfehlung vielleicht zwar äußerlich schöner, jedenfalls aber durch ihre Textgestaltung schlechter Ausgaben. Nicht die ersten, sondern die besten Gesamtausgaben wollen wir uns wünschen, es sei denn, daß die ersten Ausgaben Urausgaben durch die Beteiligung der Verfasser selbst an ihnen sind. Die Abneigung der Erinnerungen gegen die bibliographischen Hilfsmittel ist nicht gering und dieser allzusehr betonten biblio-

graphischen Selbstgenügsamkeit wegen finden sie manche längst bekannten Neuigkeiten, übersehen sie absichtlich oder unabsichtlich viele nützliche Vorarbeiten. Weshalb wird zum Beispiel Seite 188 die ‚Abrundung' der alten Göschenschen Ausgabe von Wielands Werken durch Ergänzungsbände gefordert, während die (auf Buchschönheit leider verzichtende) Gesamtausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften das Verlangen größtmöglichster Vollständigkeit schon zu erfüllen strebt? Selbst wenn ausschließlich ästhetische Gründe dafür maßgebend sein sollten, ließe sich ein solches Verlangen nicht rechtfertigen. Denn die hochgepriesene alte Oktavausgabe hat der gerühmte Göschen in den meisten Bänden bekanntlich durch seine Nachschußdrucke recht verunstaltet. Ebenso wäre Seite 44 der Doppeldrucke der Erstausgabe von Lessings Schriften zu gedenken gewesen. Und glaubt der Herr Verfasser wirklich (Seite 82), daß die von Eduard v. Bülow und Ludwig Tieck besorgte Ausgabe der Werke Friedrich Ludwig Schröders nichts zu wünschen übrig läßt, bezieht er etwa (Seite 46) bei der Erwähnung der ersten Herder-Gesamtausgabe sein bewunderndes: ‚Welche Fülle edlen Fleißes' auf die Herausgeber? Auch die Empfehlung der Erstausgabe von Raimunds Werken (Seite 95) erscheint etwas allzu enthusiastisch, kurz, die Begeisterung für die ‚alten' Gesamtausgaben nur ihres Alters wegen wird von allen Bibliophilen durchaus nicht geteilt werden können. Dazu kommt, daß die Art der Ergänzungen und Vervollständigungen, die den Sammlern vorgeschlagen wird, von Willkür nicht frei ist. Seite 36 werden doch wohl allzu viele ‚Supplemente' der Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken (der als Bestandteil auch die Illustrationen, wie schon in diesen Blättern, Erster Band, Seite 95, ausgeführt wurde, nicht angehören) zugesprochen. Auch über die Zusammenstellung der ‚Original'-Ausgabe von Börnes Werken (Seiten 40, 137) ließe sich streiten. Dadurch, daß ihre Ansprüche an die bibliographische Kritik und literaturhistorische Methode nicht gerade groß sind, bringen die Erinnerungen sich sogar einmal (Seite 37) um die Freude, die Entwicklung einer eigenen Entdeckung weiter zu verfolgen, weil sie es verschmähen, die Nachträge zu der in der ‚Zeitschrift für Bücherfreunde' bekanntgemachten Titelblatt-Variante der ersten berechtigten Ausgabe von Goethes Werken zu nennen, machen sie sich unnütze Arbeit, wie Seite 104 mit der Aufklärung des Verhältnisses der verschiedenen Bände von Fritz Reuters Werken zueinander, die in dem (im Russelschen Kataloge abgedruckten, Hinstorffschen Verlagsverzeichnisse leicht zu finden war oder bringen sich um den Genuß (Seite 135), Goethes Venetianische Epigramme, die jetzt durch die versteckte Veröffentlichung in der Sophienausgabe, seitdem auch in einer neuen Ausgabe Otto Denekes nahezu vollständig zugänglich geworden sind, kennen zu lernen, überschätzen sie vielleicht den Wert einer Ausgabe, wie Seite 143, wo es sich auch um die Münchhausen-Nachschußausgabe handeln kann. Ebenso wird man den Seite 129 beginnenden Ausführungen über die Bedeutung der Einzel- und Gesamtausgaben nicht vorbehaltlos beistimmen wollen. Aber der Verfasser denkt vielleicht weit weniger streng, wenn er nicht wie in seinen Erinnerungen ex cathedra

spricht. Vergißt er sich doch soweit, daß er trotz seines (Seite 115) gegen die Einbandliebhaberei geschleuderten Anathema, der freilich an anderer Stelle (Seite 174) Ratschläge über den Bucheinband ein wenig widersprechen, die alten Maroquins nach Gebühr zu rühmen weiß, wenn sie ihm nur selbst gehören. Eine Beobachtung, die von den eben gemachten Anmerkungen, die gerade in diesen Blättern nicht fehlen durften, auch deshalb nicht, weil die ‚Erinnerungen' sicherlich zum Nutzen und Vergnügen von sehr vielen deutschen Büchersammlern ihrem — bibliographischen Apparat eingereiht werden dürften, zurückführt auf die eigentliche Bestimmung des angemessen ausgestatteten, mit bibliographischen Bildern gedruckten Buches, eine anregende Gedenkschrift für die älteren Sammler zu sein, besonders für diejenigen, die ihrem hilfsbereiten Verfasser Bereicherungen ihres eigenen Vorrates aus seinem reichen Dublettenschatze verdanken und eine an nützlichen Winken reiche Anleitung für jüngere Buchfreunde. Allerdings ist das über Sammeltechnik, zum Beispiel auf den Seiten 173 und den folgenden Gesagte bisweilen allzu individuell. Aber glücklicherweise ist ja der Verfasser der ‚Erinnerungen' selbst inkonsequent, wenn es sich um die Bibliophilie handelt. Er, der die Menzelsammlung verschmäht, weil sie doch nicht vollständig wird (Seite 163), der dringend grundsätzlich von Spezialsammlungen abrät, empfiehlt sie doch auch wieder (zum Beispiel auf den Seiten 147, 173) und handelt in seinem eigenem Werke im allgemeinen nur über eine Sondersammlung von Erstdrucken der deutschen Dichtungen der Klassiker- und Romantiker-Epoche einschließlich der Komponisten, so daß auch der Musikbibliophile manche erwünschte Aufklärungen empfängt, wie die Seite 167 über die Anordnung einer Notensammlung gegebenen. Wir wünschen dem amüsanten und interessanten Werk die Anwendung seiner Supplement-Theorie auf sich selbst: möge es der Anfang einer Ergänzungsbuchfolge sein.

Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler. Band 14. Das alte Buch von Dr. Karl Schottenloher, Bibliothekar an der Staatsbibliothek in München. Mit 67 Abbildungen. Berlin, Richard Carl Schmidt & Co.: 1919. 280 (320) S. 8⁰.

Das angezeigte Werk behandelt im wesentlichen die Buchkunstgeschichte des gedruckten Buches bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts und darf als die beste Einführung in dieses Gebiet gelten, die bisher in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Den Mangel eines Werkes über Gutenberg und die Wiegendruckzeit, das die wissenschaftlichen Ergebnisse der neueren Forschung zusammenfaßt, kann es seiner Kürze und der reichen Stoffülle wegen freilich nicht beheben. Aber es bietet doch auch für die Frühdruckzeit in seinen Abschnitten über das Blockbuch, über die frühesten Druckdenkmäler, über die Verbindung des Holzschnittes mit dem Buche und über die Inkunabelnkunde reiche Anregungen und Belehrungen, die den Leser leicht erkennen lassen, daß der Herr Verfasser nicht



auf das Studium der Bücher über die Bücher angewiesen gewesen ist, sondern als Beamter der Bibliothek, die über die größte Inkunabelnsammlung der Welt verfügt, aus weit reichender eigener Anschauung schöpfen konnte. Wie denn überhaupt sein Werk der Beschäftigung mit den Schätzen der Münchener Staatsbibliothek nicht allein die lebendige Art der Darstellung, sondern auch die großzügige Übersicht verdankt, die sich nicht mit Ausgabenbeschreibungen begnügt, sondern die Buchentwicklung in ihren großen Zusammenhängen zu erfassen strebt. Leider muß sich der Herr Verfasser gerade bei solchen Hinweisen auf die kulturhistorischen Momente der Buchgestaltung oft nur mit Andeutungen begnügen, die zwar den schon sachkundigeren weiterleiten, dem Anfänger in der edlen Bücherkunde indessen leicht entgehen werden. Doch das ist nicht die Schuld des Verfassers, sondern die der ihm für die Lösung seiner Aufgabe gezogenen räumlichen Grenzen. Allerdings hätte hier ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, das leider fehlt, den Reichtum des inhaltreichen Werkes besser aufschließen können. Das gilt ebenso für die weiteren Abschnitte, die sich mit der äußeren Buchgestalt vornehmlich des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigen, ohne sie doch als eine Ausprägung des Buchgehaltes zu verkennen. Was über die Blütezeit des deutschen Holzschnittbuches, über die außerdeutsche Buchausstattung, über das liturgische Druckwerk des 15. und 16. Jahrhunderts, über die Livres d'heures und Seelengärtlein, über die Heiltumsbüchlein, über Humanismus und Buchentwicklung, über Kaiser Maximilian I. und das Buch, über Druckwerke mit Farbenholzschnitten, über Typen und Zierbuchstaben der Frühdruckszeit, über die Einwirkung der Reformation auf das Buch, über den Verfall der Buchausstattung, über berühmte Drucker und Verleger des 15. und 16. Jahrhunderts, über die Bedeutung der Büchermarken, über Buch und Kupferstich, über Balthasar Moretus und Rubens beigebracht wird, beschränkt sich gleichfalls nicht auf die Aufzählung von Buchtiteln mit einigen Füllworten, sondern versteht es, verschiedene Gesichtspunkte für die Betrachtung alter Bücher zu gewinnen, die bedeutenderen Entwicklungslinien in ihrer Verknüpfung und Wirkung anzuzeigen. Die eigentliche Druckwerkentwicklung nach ihren technischen Grundlagen, aus der erst die Bestimmung der Buchformen und ihr Verständnis sich ergibt, kommt etwas zu kurz fort. Sie läßt sich ja auch kaum mit wenigen Worten besprechen, dazu fehlt es noch allzusehr an ausreichenden Vorarbeiten. Den Abschluß des ersten Hauptteils, der das alte Buch im Wandel der Jahrhunderte zeigen sollte, bilden die Kapitel über den Tiefstand der Buchausstattung und ihren Wiederaufschwung, über das illustrierte Buch des 18. Jahrhunderts und über Buchhandel und Buchherstellung. Doch will es scheinen, als ob die volle Teilnahme des Herrn Verfassers den neueren Druckwerken nicht mehr in gleichem Maße wie den älteren gehört, als ob er, bei aller Achtung vor den buchgewerblichen Leistungen des 18. Jahrhunderts, ihren Sinn sich nicht zu eigen machen möchte. Der zweite Teil erörtert Besonderes vom alten Buch und sollte wohl nach der Bestimmung der Sammlung, in deren Reihe das Werk erscheint,



das alte Buch als Sammelgegenstand besprechen. Indessen ...
über die Sammelpraxis selbst, die kurzen Seiten über selten...
Bücher, über den Marktwert des alten Buches können sogar ...
Auffassungen der Bibliophilie verleiten. Auch über die Einsch...
einbandes als nicht zum Wesen des Buches gehörend (Seiten ...
streiten. Dagegen ist das über Buchpflege, insbesondere über Erh...
an ihrem ursprünglichen Platze gesagte (Seite 227) sehr beherzigen...
die wertvollen Ausführungen über alte Misch- und Sammelbände ...
es der bibliographischen Terminologie und damit auch der Erh...
merkwürdiger, unter einer Bucheinbanddecke zusammengeschlosse...
Schriften verschiedener Art, zugute kommen, wenn man der...
Zusammenstellungen als Mischbände bezeichnen, dagegen ...
buchbinderische Vereinigungen verschiedener Werke nennen ...
stimmte Einheitlichkeit (Darstellungen des gleichen Themas, ...
Verfasser usw.) erstreben. Die Anordnung der Bildbeigaben ist ...
mit großer Sorgfalt vorgenommen worden. Sie berücksichtigt ...
Bekanntes, was die einen bedauern, die andern, die der vielen ...
immer der gleichen Bilder müde sind, dem Verfasser danken werden ...
haltigkeit wäre den Literaturangaben zu wünschen gewesen, ...
gerade die eigentliche Sammlerliteratur sich meist in Zeitschriften ...
findet. (Ich habe in meiner Fachkunde für Büchersammler und ...
über den Bucheinband den Versuch gemacht, auch solche Abhandlu...
Zahl zu verzeichnen. Aber seitdem ist mancherlei Neues hinzugek...
die dort angeführte ältere Literatur ließe sich noch ergänzen.) ...
heiten weitläufig zu erörtern, erscheint überflüssig. In der ersten ...
Buches, das einen großen Stoff verwertet, wird sich immer ...
andere lapsus calami finden, den der Verfasser selbst später ...
lehrungen einer Besprechung berichtigt. Deshalb sei am Ende ...
fehlend hervorgehoben, daß die Arbeit Schottenlohers in ihren ...
nur ein vortreffliches Werk in wissenschaftlicher Beziehung ist, ...
behagliches Buch, das heißt ein Buch, das dem Leser die Liebe ...
zu dem von ihm behandelten Gegenstande zu vermitteln versteht und den ...
so in den Bannkreis des alten Buches versetzt, ohne ihn mit grundgelehrten ...
gewaltsam in einen Kenner verwandeln zu wollen.

Die zehn Bücher der Architektur des Vitruv und ...
Herausgeber seit 1484. Von Prof. Bodo Ebhardt, Arch...
Mit einem Verzeichnis der vorhandenen Ausgaben ...
läuterungen nach der Sammlung solcher im Besitz ...
fassers. Burg-Verlag, Berlin-Grunewald. [1919.] ...

Des altrömischen Baumeisters Vitruv berühmtes Werk: De Architectura ist nach der Überschätzung, die ihm die begeisterten Humanisten und Künstler der Renaissance zuteil werden ließen, gegenwärtig einer gewissen Unterschätzung anheimgefallen, welche, wie die angezeigte bibliographische Monographie mit Recht hervorhebt, darin ihren eigentlichen Grund haben dürfte, daß die späteren Beurteiler den Standpunkt Vitruvs nicht recht würdigen konnten. Dessen Absicht war es ja nicht, der Nachwelt ein Quellenwerk über die hellenische und römische Architektur zu hinterlassen, sondern den eigenen Zeitgenossen eine Darstellung des Bauwesens zu geben, das er, ein Praktiker, der sich an Praktiker wendete, in seiner Gesamtheit als eine hohe Kunst aufgefaßt wissen wollte. Daß sich auch diejenigen Baukünstler späterer Jahrhunderte mit der Schrift ihres Vorfahren beschäftigt haben, die nach einer vertieften Bildung auf ihrem Gebiete strebten, versteht sich von selbst: ist doch der Vitruv die einzige antike Architektur Theorie, die erhalten blieb. So verdanken wir denn ihnen, die an erster Stelle zur sachverständigen Erklärung des alten Schriftstellers berufen erscheinen, auch die wertvollsten Erläuterungen zum Verständnis seines Werkes, denen sich der angezeigte stattliche Band ehrenvoll anreiht. ● Die Bedeutung der Arbeit Bodo Ebhardts für die Archäologie, die Architekturgeschichte und die klassische Philologie ist hier nicht zu prüfen, sie liefert auch diesen Wissenschaften ein willkommenes Hilfsbuch. Wohl aber ist mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß sie, ein Ergebnis langjährigen liebevollen Forschens und Sammelns, in buchgeschichtlicher und buchgewerblicher Hinsicht den Buchfreunden Anregungen gibt, die sie nicht ungenutzt lassen sollten. Die Überlieferung des Vitruv teilt das Schicksal fast aller illustrierten Werke des Altertums, die eigenen vom Verfasser seinem Werke beigegebenen Zeichnungen sind nicht bis in unsere Tage gelangt und die Bildsprache, die verbunden war mit Vitruvs Worten, ist für uns längst verstummt. Als dann die gedruckten Ausgaben zu erscheinen begannen, allein in dem Zeitraum von 1484 bis 1600 rund dreißig, mußten die Herausgeber notgedrungen mit den Beigaben neuer Bilder einen Ersatz suchen. So zeigt die Ausgabenreihe des Vitruv die Wandlungen der Bildsprache im Buche wie nur wenige andere Werke und ist gerade unter dem angedeuteten Gesichtspunkte für diesen noch lange nicht ausreichend genug erforschten Teil der Kulturgeschichte des Buches von hohem Wert. Daß außerdem die Vitruvbilder in ihrer Vielfaltigkeit einen Abglanz der Formwandlungen in der Baukunst widerspiegeln, für die architektonische Denkweise und Kunstauffassung der wechselnden Stilepochen kennzeichnend sind, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Ist doch auch die Auslegung und Erklärung des Vitruvwerkes selbst, ebenso wie seine allgemeine Wertung wechselnd, wobei die philologischen Interpretationen keineswegs immer sein Verständnis vervollständigten. Denn auch für den Vitruv bestätigt sich die alte Erfahrung, daß Fachschriften nur von den eigentlich Fachverständigen erläutert und vor allen Dingen nur von solchen übersetzt werden sollten, wozu auch die angezeigte Schrift in dem S. 19

erwähnten Beispiel der vielerörterten scamilli impares einen
Beitrag liefert. Freilich, alle Geheimnisse, die der Vitruv noch
auch seine Fachgenossen nicht enthüllen können, wie das
der er, selbst in amtlicher Stellung zu deren Überwachung
rechnungen der Kriegsmaschinen verhüllte. ❧ Nach einer warmher
Einleitung, in der sich der Herr Verfasser gelegentlich der
Vitruvhandschriften sogar ein wenig der bibliophilen Phantasie
Zusammenstellung der dürftigen Angaben über das Leben
der erste Teil der Bibliographie einer Darlegung des Inhalts
der Architectura zu, die eine klare Übersicht des nicht nur als
sondern auch als antike Kunstphilosophie zu verstehenden Werk
manchen vortrefflichen Hinweis enthält, so zum Beispiel über
trischen Grundlagen der Architektur. (Ob allerdings Vitruv unter
wähnten bestiae palustres Bazillen verstanden haben könnte,
Der Gedanke an lästige Sumpfinsekten lag ihm näher und
gerade hier auch den Anschauungen der modernen Medizin
folgt die ausführliche Ausgabenbeschreibung und Würdigung.
das auch die Vitruvliteratur im weiteren Sinne berücksichtigende
Ausgaben bildet, das gleichzeitig mit der Mehrzahl seiner Num
der Bodo Ebhardtschen Vitruvsammlung ist. Dieser eigentliche bibli
wird trotz seiner bisweilen in der Form der Aufnahmen, zum
Einbandkennzeichnungen, etwas individuellen Art dem Sammler
Dienste leisten, besonders, wenn er ihn mit der ausführlicheren
hauptsächlichen Ausgaben und Übersetzungen zusammen benutzt.
verzeichnisse vollenden das verdienstvolle Buch, das durch die Beigabe
bildungen älterer Vitruvillustrationen zur Biblio-Ikonographie
wert wäre die Trennung der eingedruckten Bilder vom Text
so reichhaltigen und auch in den Größenabmessungen nicht
stattung erleichtert ein Anhang der Bildtafeln nicht allein
dern entlastet gleichzeitig auch den Satzspiegel, wofür der Leser
Am Ende sei das den Band beschließende kleine Memento mori
erwähnt, weil es in glücklicher Weise zeigt, wie sich mit einfachen Mitteln,
von allem Buchschmuckehrgeiz, eine Erneuerung der gedankenreichen
verzierungen früherer Jahrhunderte zur Wirkung bringen läßt. Buchdru
Federzeichnung passen ausgezeichnet zusammen, und man sollte neben den
tischen Reizen auch die technischen Vorteile nicht übersehen, die eine Textglie
durch Kopfleisten, Zierbuchstaben usw. erzielen könnte.

Lyrische Übersetzung der Psalmen 78—150. Von Fr
Leopold Grafen zu Stolberg (Fortsetzung der
Übersetzung der Psalmen von Jos. A

Handschrift zum ersten Male herausgegeben von Clemens Löffler. Münster, Coppenrath: 1918. VIII, 106 S. 8°.

Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden. Nebst einem kritischen Text der ‚Sieben Legenden' und einem Anhang herausgegeben von Albert Leitzmann. Halle, Niemeyer: 1919. 174 S. 8°. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur Nr. 8.).

Albert Köster. Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms. Leipzig, Teubner: 1918. 73 S. 8°. (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse 70, 3.)

Charles Baudelaire. Lettres inédites à sa mère. Préface, notes et index de Jacques Crépet. Paris, Conard: 1918. XVI. 407 S. 8°.

Stikordsregister til den Danske Skønliteratur for Aarene 1841—1908. Udarb af H[olger] Ehrencron-Müller. Kobenhavn, Gad: 1918. 81 S. 4°.

Dante Alighieri. La Divina Commedia. Vollständiger Text mit Erläuterungen, Grammatik, Glossar und sieben Tafeln, herausgegeben von Dr. Leonardo Olschki, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Julius Groos: 1918 XVII (XX), 640 S. 8°. 2 Bl.

Mit dieser aus langjährigen akademischen Erfahrungen entstandenen Studienausgabe ist deutschen Dantelesern ein Hilfsmittel geschaffen worden, wie sie es sich nicht besser wünschen können. Gerade durch ihre zunächst praktische Zweckbestimmung und deren ausgezeichnete Lösung ist die Ausgabe ein bei sich gleichbleibender wissenschaftlicher Zuverlässigkeit bequemes Handbuch und Nachschlagewerk zur Divina Commedia geworden, das auch deren genaueren Kennern in Deutschland bald unentbehrlich sein wird, vor allem deshalb, weil sie weder zu viel noch zu wenig bietet, weil sie sich mit der Erschließung des Gedichtes selbst begnügt, die sie dann aber dem aufmerksamen Benutzer auch wirklich leistet. Der Herr Herausgeber hat Dantes Mahnung (Paradiso 13, 121—123) befolgt,

indem er mit Recht davon ausging, daß die Einführung des deutschen Lesers in das fremde tausendjährige Werk nicht auf dem gleichen Wege gelingen wird, der dem in der Gedankenwelt der Divina Commedia aufgewachsenen, in ihr gebildeten Italiener gangbar erscheint, daß eine solche Einführung ihm zu einer Einführung in den Stoff, nicht nur zu einem äußeren Sprachverständnis verhelfen muß. Der jetzt im allgemeinen gesicherte Vulgatatext wird ohne hier störende textkritische Erörterungen geboten. Wer die Elemente der italienischen Grammatik kennt, kann sich leicht, unterstützt von der sehr übersichtlichen kleinen, durch ein Register rasch benutzbar gemachten Grammatik, der Sprache Dantes, die auf sprachhistorischen Gelehrsamkeitsprunk verzichtet, und von dem ausführlichen Glossar, das natürlich nicht die noch jetzt üblichsten, in jedem italienischen Wörterbuch zu findenden Wortbedeutungen aufgenommen hat, zurecht finden. Auch der Abriß der Danteschen Metrik beschränkt sich dankenswerterweise auf das für den Leser des Gedichtes selbst Wissenswerte, ebenso wie der Abriß der Biographie Dantes mit erschöpfender Kürze seine Dichtung selbst als die Hauptquelle unserer Kenntnisse von seinen Lebensumständen erweist. Die beigegebenen astronomischen, geo- und topographischen Karten und Tafeln ergänzen den Kommentar, ohne zu überflüssigen Bildspielereien zu werden. Der Kommentar selbst bietet außer Konstruktionsangaben sachliche Erläuterungen in reicher Fülle, aber nicht in jener bei manchen Danteausgaben beliebt gewordenen Überfülle, die auch das Bekannteste und Verständlichste mit abschreckender und ermüdender Breite erläutert. Er läßt dafür auch bei schwierigen Fragen nicht im Stich, sondern sucht ihre Lösung in der von der Dichtung selbst angezeigten Richtung zu finden, schaltet aber die Kommentar-Polemik mit ihren allzuoft unfruchtbaren Um- und Weiterdeutungen aus. Es steckt eine Menge Arbeit und Wissen in dem anspruchslosen Kommentar, was erfahrene Danteleser bei seiner Benutzung bald würdigen werden, wenn sie seine Hilfe bei einer schwierigen Interpretation anrufen. Der gelungenen Anordnung des Ganzen entspricht die Ausstattung. Ein gefälliges und zweckmäßiges Satzbild, eine genügend große Schrift mit ausreichendem Durchschuß, eine bequeme Buchgröße, ein nicht durchschlagendes Dünndruckpapier, das das Bandgewicht auf 350 Gramm ermäßigt, das sind für eine Handausgabe nicht zu unterschätzende Vorzüge, besonders, da bisher nur die Ausgabe der Oxforder Universitätspresse auch auf Dünndruckpapier zu einem mäßigen Preise weiter Kreisen zugänglich war. (Neben der Dünndruckpapierausgabe ist noch die [illegible] vermeidliche Vorzugsausgabe von 300 numerierten Exemplaren hergestellt die ein dickes Papier hat.) Alles in allem: eine Ausgabe der Divina Com deren Brauchbarkeit sie den Dantefreunden Deutschlands rasch empfehle

MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

Die Waise von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" und der „Luftschlösser". Hamburg, Hoffmann & Campe: 1855. (4), 300 S. 8°). ● Der Verfasser dieses und noch sehr vieler anderer Werke ist durch die Bemerkung Heinrich Heines in einem (im November 1825 an Moses Moser gerichteten) Briefe, in der es heißt: „Hast Du schon gehört, daß mein Vetter Schiff Hoffmanns ‚Kater Murr' fortgesetzt? Ich habe von dieser Schreckensnachricht fast den Tod aufgeladen?" in eine bibliographisch-literaristorische Perspektive gerückt worden, die seine Persönlichkeit nur in starker Verzeichnung zeigt. Mag immerhin D. Schiff in jenem seinem sogenannten Erstlingswerke (Nachlaß des Katers Murr. Eine Fortsetzung der Lebensansichten des Katers Murr von E. T. A. Hoffmann nebst einer Vorrede des Herausgebers. Leipzig, Wilhelm Lauffer: 1826) gegen den guten Geschmack sich versündigt haben, so darf man dabei doch nicht übersehen wollen, daß im Jahre 1826 der Dichter E. T. A. Hoffmann fast noch unbekannt war, dagegen der beliebte Unterhaltungsschriftsteller viel gelesen wurde. Grund genug für einen jungen Mann, der in die Laufbahn des ‚Literaten' gelangen wollte, sich zu seinem Anschwung fremder Federn zu bedienen. Besonders feinfühlig ist Schiff freilich auch in den meisten seiner späteren Schriften nicht gewesen, in denen er die Gaben des Tages nach seinem Sinn zu genießen und anderen mundgerecht zu machen nicht verschmäht. Aber er hat doch bisweilen auch heute noch sehr beachtenswerte Leistungen zustande gebracht und hätte, wenn seine Talente andere Entwicklungsmöglichkeiten gefunden hätten, wie sie etwa damals die Spalten der Pariser Boulevardblätter boten, nicht die dritten Rollen spielen müssen, die ihm sein Leben zugemutet hat. Man braucht nur die ‚Waise von Tamaris', die keineswegs das Meisterwerk Schiffs ist, zu lesen, um seine Art, wenn auch nicht gerade zu bewundern so doch richtiger schätzen zu lernen als nach jenem flüchtigen Heineschen Witz; ein Buch, das mit geringen Modernisierungen den Stoff für einen aktuellen Roman oder für einen Film oder gar für eine Operette mit tragischem Ausgang liefern könnte. Beziehungen, die durchaus nicht die Schiffsche Tanznovelle herabsetzen, sondern lediglich andeuten sollen, daß sie von lebendigerem Wesen ist als manches andere viel berühmter gewesene Buch ihrer Zeit, an dem uns jetzt nicht einmal mehr das vergilbende Papier ärgert. ● Aber nicht ihres mehr oder minder hoch





einzuschätzenden Eigenwertes wegen wird an dieser Stelle auf die ‚Waise von Tamaris' hingewiesen, sondern weil sie auch ein merkwürdiges literarhistorisches Dokument für Heinrich Heines Faust ist. Vielleicht, daß einmal noch eine genauere Untersuchung wenigstens einen indirekten Anteil des Dichters selbst an der Entstehung der hierhergehörigen Teile des Buches insofern aufdecken wird, als der Verleger einige ihm von Heine überlassene Reklamenotizen Schiff zur Benutzung überlassen haben könnte. Wenn stilkritische Erwägungen hier nicht bloße stilkritische Vermutungen sein würden, ließen sich wohl einige Stellen der dem Faustballet gewidmeten Seiten der ‚Waise von Tamaris' ebenso auf Heine zurückführen wie die Begründung des Verhältnisses von Heines Werk zu dem Goetheschen. Vom vierten Buche (Seite 189) an bis zum Ende der Tanznovelle dient die geplante und schließlich verhinderte Aufführung des Heineschen Balletes zum Rahmen der Geschichte der ‚geistreichen, schönen Tänzerin Sylvanie, der ‚Waise von Tamaris'. ◉ Als in dem eleganten Salon des französischen Gesandten sich die Unterhaltung Goethes ‚Wilhelm Meister' zuwendet, schlägt der Akademiedirektor der ihm freudig beistimmenden Tänzerin vor, Mignons Eiertanz zu verwirklichen. Sämtliche vier Bände des ‚Wilhelm Meister' werden sogleich aus einer nahen Leihbibliothek herbeigeholt. Aber Sylvanie ist enttäuscht, nachdem sie näheres über Mignons Eiertanz erfahren hat. „Dieser Tanz", sagte sie, „ist nicht erfunden. Dieser Herr (Goethe) hat nur beschrieben, was er auf einem Dorfjahrmarkt gesehen, und eine Ballettänzerin kann sich auf der Bühne nicht mit solchen Zigeunerkunststücken befassen." Das Gespräch dehnt sich weiter aus, der Theaterdirektor träumt schon von einem Komödienzettel, auf dem es heißen würde: „Wilhelm Meister, nach einer Episode aus Goethes gleichnamigem Roman. Mademoiselle Sylvanie wird als Mignon den Eiertanz nach Vorschrift des Dichters mit verbundenen Augen auf wirklichen Eiern ausführen." Schließlich gibt sich aber der Direktor geschlagen, er darf es eingestehen, „denn ein wenig bekommt Goethe mit ab". Der Professor der Ästhetik lenkt das Gespräch nun auf das Ballet-Libretto, das den ungebildeten Tanzmeistern überlassen wäre, weshalb es Leuten von künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung unmöglich zusagen könne. Fräulein Sylvanie kennt einen deutschen Balletmeister, der in London für das Theater der Königin ein Libretto comme il faut gedichtet habe, das sie aus dem Nachlasse ihres Lehrers Spalazzani, von diesem für sie arrangiert, besitze. Der deutsche Balletmeister, Herr Anriähn, ein Gelehrter und Doktor, soll in seinem Vaterlande sehr berühmt sein. Das Namensrätsel löst sich und ein lautes Gelächter erhob sich. „Heinrich Heine! Der alte Heinrich Heine." — ‚Er soll in Deutschland sehr berühmt sein?' — ‚Das ist wahr, nur nicht als Balletmeister. Der arme kranke, an allen Gliedern gelähmte Mann!' — ‚Aber er hat doch den ‚Doktör Fohst' gedichtet?' — ‚Ja! auf dem Krankenbette, dem Tode nah.' — Sylvanie wurde über die allzu rücksichtslose Heiterkeit empfindlich. — „Wenigstens hat er sein Libretto ein Tanzgedicht genannt und die Herren Dok-

toren und Professoren werden einräumen, daß Tanzgedichte dem Ballet ersprießlicher sind, als die berühmtesten Eiertänze deutscher Dichter." — Sylvanie wird erklärt, wer Heinrich Heine sei, der Professor der Ästhetik, der gerade über Faust liest, findet, daß ein Ballet Faust ein kühner Gedanke sei, von dem er in seinen Vorlesungen Notiz nehmen wolle und erkundigt sich, wie man des besprochenen Tanzgedichtes habhaft werden könne. Er erfährt: — „Es ist erst kürzlich erschienen und liegt in allen Buchhandlungen auf." — „Ich besitze es," sagte Doktor Krause, Redakteur der ‚—Zeitung', „und werde mir ein Vergnügen daraus machen, es Ihnen vorzulegen. Heine hat seine Aufgabe nach Möglichkeit gelöst. Sein Ballet hat strenge Form, hält sich streng an die alte Sage, ist bald edel, bald bizarr, bald lustig, bald gräßlich, kurz, es hat alle Vorzüge bis auf einen. Es ist nicht aufführbar." — „Ich bitte um Verzeihung!" rief Sylvanie. „Es ist sehr aufführbar. Die hiesige Oper ist freilich keine Pariser grande Academie und hat nicht den Raum und die Maschinerien. Auch die Zeit in Deutschland ist beschränkt, das Publikum hält bei einem Ballet nicht von 7 Uhr abends bis 2 Uhr in der Nacht aus. Doktor Faust kann hier nicht in einem Abende gegeben werden. Aber der erste und der zweite Akt und dann wieder jeder folgende Akt ist ein wohl eingerahmtes Ganzes, mit abgerundeter Haltung, voll Mannigfaltigkeit und Feerei. Geben Sie den Faust in zwei Abenden. Zuerst die ersten drei, darnach die letzten beiden Akte. Wo nicht entweder zwei Akte den Abend, oder einen Akt nebst einer unbedeutenden Operette. Wo bleiben dann die Schwierigkeiten?" — „In der Tat," sagte Doktor Krause, „auf diese Weise würden alle Schwierigkeiten gehoben. — Man kann aus diesem Faust fünf Teile machen. Heine ist kein reicher Dichter. Er gibt immer nur wenig und kleines. Aber in diesem Ballet war er verschwenderisch, wie es die grande Academie nur irgend wünschen kann. Erster Teil: Bündnis mit dem Teufel. Zweiter: Erste Ausflucht in die Welt. Dritter: Auf dem Blocksberg. Vierter: In Griechenland. Fünfter: In den Niederlanden oder Tod des Doktor Faust . . ." Man begeistert sich für eine Aufführung, bestürmt Sylvanie. „Sie würden die Mephistopheline tanzen?" fragt sie der Direktor. — „Niemals! Diese Partie gehört einer ersten Solotänzerin, die weder Bravour- noch Charaktertänzerin ist. In diesem Ballet sind die Episoden größer als die Partien. Was ich mir aussuchen würde, wenn ich die Wahl hätte, wäre im ersten Akte: ‚Der Affe als Tänzer', „König David vor der Bundeslade," jüdischer Grotesk-Pas. Im zweiten: Bachantin, pas serieux und im fünften: ‚Der bucklige Zwerg als Fahnenspieler.' Schließlich verbindet man sich zu einer kleinen Konspiration, um die Theaterdirektion zu einer Aufführung des Balletes zu zwingen: Der Journalist will in seiner Zeitung die öffentliche Meinung interessieren, der Akademiedirektor von seinen Schülern Figurinen zeichnen lassen, der Ästhetiker in seinen Vorlesungen die Studenten für den Plan gewinnenen, der französische Gesandte dem König berichten. ◉ Der Feuilleton-Artikel erscheint schon nach zwei Tagen als eine

MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

kleine Abhandlung über den Faust. Heines: „... In unserer Zeit der Mechanik und Industrie wird das Märchen aller Orten ausgewiesen. Die Frommen verfolgen es, um jeder Konkurrenz mit der Bibel vorzubeugen. In den Kinderstuben hält man es für bildungswidrig und in der Literatur für volksaufklärungsfeindlich. Der ungezogene Liebling der Grazien und Musen sah sich daher gemüßigt, des heimatlosen Märchens sich anzunehmen, ihm ein Asyl anzuweisen und ihm in seiner neuen Heimat Kredit zu verschaffen. Denn auch das Märchen braucht Kredit, um zu bestehen, wie ja so mancher Kredit auch nur als Märchen besteht. Unter uns gesagt, das Märchen treibt sich, seit es heimatlos geworden ist, ohne polizeiliche Erlaubnis an allen Börsen herum. — Nur eine einzige Sage hat, trotz aller Eisenbahnanlagen, politischen Richtungen, Industrieausstellungen und nordischen und östlichen Heldentaten ihren Kredit zu behaupten vermocht. Denn eine wohltitulierte und hochgestellte Dichterexzellenz hat sich an dieser Sage vierzig Jahre lang altersschwach und lahm geschrieben ... Heine ist nicht bloß politischer Literat, er ist auch literarischer Politikus und hat hier einen coup diplomatique ausgeführt. Der Deutsche heutigen Tages ist sehr auswanderungslustig; das deutsche Märchen, dem es, wie gesagt, heutigen Tages sehr schlecht geht, sieht sic hvielleicht auch genötigt auszuwandern, und die größte Unbequemlichkeit des Auswanderns besteht darin, daß man in Gegenden gelangt, wo fremde Sprachen gesprochen werden, die uns unverständlich sind. Heine hat sein Tanzgedicht daher weder metrisch noch in Prosa abgefaßt. Er hat die erste und älteste Sprache dazu gewählt: die Zeichensprache, die Pantomime. Er läßt sein Gedicht tanzen, und diese Sprache versteht man in allen zivilisierten und unzivilisierten Hauptstädten und Ländern ... Der deutsche Geist hat gegenwärtig nur die Wahl zwischen Freihandel und Ballet. Heine und der Faust haben sich zum Letzteren geschlagen ... Leider unterblieb die Aufführung dieses Tanzgedichtes im Theater der Königin zu London, für das es bestellt war. Die soziale Literatur hat dadurch einen Fingerzeig verloren, nach dem sie sich orientieren gekonnt haben würde ... Zum ersten Male hat ein Dichter sich mit dem Ballet befaßt ... ● Ein anderer Feuilleton-Artikel führte den ersten weiter aus, wobei auch die angebliche Ablehnung der Theaterdirektion erwähnt wird: „Man sei durchaus nicht abgeneigt, den Faust zu geben, sobald nur erst auf anderen Bühnen sich herausgestellt habe, welch ein Erfolg davon zu erwarten sei. Eine echt deutsche Antwort. Keiner will den Anfang machen, einer verläßt sich auf den anderen, und kommen wir wirklich einmal dahin, etwas anzufangen, so ist das Ende auch gleich wieder ein deutsches. Eine Erfahrung, die schon sechsjährige Kinder gemacht haben werden. Der Faust ist eine deutsche Volkssage, von einem deutschen Autor und ein deutsches Ballett. Es muß daher notwendig zuerst in Paris oder London gegeben werden, damit wir imstande sind, es nachzuahmen.“ — Endlich erscheint dann noch ein dritter Artikel, der über die Vorlesung des Faust-Ästhetikers berichtet, der — nach einem absprechenden Urteil über die

dichtungen Goethes und Lenaus — diejenige Heines als die universelle gepriesen und auf deren bevorstehende Aufführung hingewiesen habe. Erst aus diesem Hinweise erfährt der Operndirektor von dem Plane der Faustaufführung, dem es seiner hohen Ausführungskosten wegen widerstrebt. Indessen muß er seiner schmollenden Virtuosa nachgeben und die eingehend geschilderten Vorbereitungen beginnen. (Die Bemerkungen für Dramaturgie des Heineschen Faust und zur Theorie der Tanzkunst, die sich in der weiterer Darstellung, besonders S. 236ff. finden, könnten ebenfalls zu etwa von Heine selbst gegebenen Anregungen, z. B. hinsichtlich der Abmilderung von Unanständigkeiten S. 243, 245, eine Beziehung haben, erscheinen aber auch ohne eine solche Beziehung durchaus beachtenswert.) Schon ist der Tag der Erstaufführung herangekommen, als eine von der Rivalin Sylvanies, deren Liebhabern und dessen Helfershelfern eingeleitete Intrigue wirkt. Ein anonymer Brief verdächtigt den Dichter Heine und sein Werk bei der Polizeidirektion. (Auch diese negative Kritik des Faustballetes Heines, die S. 230ff. mitgeteilt wird, ist im Vergleich mit den vorhergegangenen Übertreibungen des Wertes der Dichtung insofern interessant, als sie die Einwendungen der Heine-Gegner parodierend vorwegnimmt.) Die Intrigue hat zunächst den von ihr erstrebten Erfolg, die Aufführung wird des Verfassernamens wegen verboten, findet aber schließlich doch statt. Es kommt zu einem Theaterskandal, aus dem die ‚Waise von Tamaris' zwar als triumphierende Siegerin hervorgeht, der ihr aber auch in der Apotheose ihres Schlußtanzes den Tod bringt. ● Man mag nun diese Kritik in belletristischer Form, die Schiff dem Werke seines berühmten Verwandten gewidmet hat, auf eine Veranlassung des für einen Geschäftsartikel werbenden Verlegers Campe zurückführen wollen oder nicht, jedenfalls gehört sie in ihrer sonderbaren Mischung von Angriffen und Verteidigungen Heines, von konstruktiven und negativen Elementen zu den beachtenswertesten Beurteilungen, die Heines Schöpfung von einem Zeitgenossen zuteil geworden ist.

ANFRAGEN UND ANTWORTEN

9. K. G. Lessing, in seinem Werk über „Gotthold Ephraim Lessings Leben" berichtet: „Eine Posse erschien zu Leipzig unter dem Titel: Gnissel, dem rückwärts gelesenen Namen Lessing. Es war Rache eines Gottschedianers wegen der Kritik über die Ästhetik in einer Nuß, die Lessing in die Vossische Berlinische Zeitung eingerückt; aber eine so kahle und geschmacklose Rache, daß Lessing nicht Boshafteres tun konnte, als sie zu Berlin nachdrucken und gratis austeilen zu lassen." Ist diese Bemerkung einmal genauer auf ihre bibliographischen Grundlagen hin überprüft worden?

VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

G. A. E. BOGENG

JAHRGANG ZWEI · HEFT ZWEI

1919

MAX HARRWITZ VERLAG
NIKOLASSEE bei BERLIN



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE
Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng
Harzburg (Harz)

BEZUGSPREIS

Jahrgang . . . . M 20.—

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . M 50.—
Halbe Seite . . . . M 30.—
Viertel Seite . . . . M 18.—
Achtel Seite . . . . M 10.—

Verlag von
Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin
Postscheckkonto Berlin Nr. 1423
Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C

REINHOLD SOLGER.
DER REICHSTAGSPROFESSOR. 1850.

„Merkwürdiger Weise steht jetzt ziemlich allgemein das Charakterlustspiel in sehr üblem Rufe. Und gewiß wird niemand leugnen, daß ein solches Charakterlustspiel sogar bei Meistern wie Molière zuweilen ins Unnatürliche, oft sogar ins Peinigende ausartet; der Mensch geht öfterer auf in großen Leidenschaften als so ganz und gar in großen Thorheiten und ‚Humours'. Trotzdem glaube ich, gerade das Charakterlustspiel hat jetzt eine große Zukunft. Die komischen Käuze sterben nicht aus, im Gegentheil, sie werden sich nur um so breiter machen, je mehr uns eine wahrhaft menschliche Bildung befreien wird von der glatten und farblosen Gleichförmigkeit unserer heutigen gesellschaftlichen Sitten und Zustände. Und was die Hauptsache ist, das Lustspiel wird fortan nicht mehr „jene zufälligen Narren, welche in der Enge des Privatlebens ausgebrütet werden", sondern „große Narren, geschichtliche Narren, Staatsnarren, historische Masken" herausgreifen. Politiker, die sich in irgendeine einseitige Parteiansicht festgerannt haben und nun von allen Seiten durch Menschen und Ereignisse gehänselt und geprellt werden; Charaktertypen, deren Verspottung die Verspottung ganzer Parteien und damit ächt aristophanisch die Verspottung der ganzen Zeit ist; das sind fortan die komischen Charaktere des modernen Charakterlustspiels. Und in diesem Sinne stehe ich nicht an, die in Kolatscheks deutscher Monatsschrift 1850 (Oktoberheft) mitgetheilte Posse, „Der Reichstagsprofessor," von Reinhold Solger, als einen überaus glücklichen und erfreulichen Anfang unserer politischen Komödie zu bezeichnen. Die anderen Parteien mögen es ihrerseits ebensowenig fehlen lassen an Geißelung der Demokratie. Immer zu, immer zu! Je toller, desto besser." [Hermann Hettner. Das moderne Drama. Ästhetische Untersuchungen. Braunschweig. Friedrich Vieweg & Sohn: 1852. S. 167f.] ● Als der ausgezeichnete Literarhistoriker diese seine Hoffnung auf die Entwicklung einer deutschen politischen Komödie aussprach, war der Mann, den er lobte, weil er damit den erfreulichen Anfang gemacht habe, wohl bereits auf dem Wege nach Amerika. Reinhold Solger (1820

in Stettin geboren, 1866 in Washington gestorben) gehört in der Geschichte der deutschen Dichtung zu den mehr als Vergessenen, zu den Verschollenen. Die Nachrichten über ihn und seine Schriften sind dürftig und ungenau. (So ist es zum Beispiel recht zweifelhaft, ob Solger der Verfasser der ihm zugeschriebenen Satire: ‚Anton in Amerika. Seitenstück zu Freytags „Soll und Haben". Aus dem deutsch-amerikanischen Leben. In zwei Abtheilungen von Reinhold Solger. Bromberg, C. M. Roskowski: 1862' ist. Augenscheinlich ist die Ausgabe Nachdruck einer amerikanischen, vielleicht nur in einer Zeitschrift oder Zeitung veröffentlichten Vorlage. Und Edward Frankel — New York — bezeichnet. (Berliner Curiosa. Herausgegeben von Gotthilf Weisstein, Nr. 2. Berlin, Frensdorff: [1905] Seite 49) als Autor des Romans Silvius Landsberger.) Zwar hat Eduard Grisebach (in seinen Katalogen) nachdrücklich auf den kennenswerten Mann hingewiesen, der sich, freilich nur mit wenigen kleinen Werken, als einen der bedeutendsten politischen deutschen Dichter um 1850 gezeigt und auch späterhin noch einige hervorragende Proben seiner großen Begabung veröffentlicht hat. Aber die Schriften Solgers, fast immer Gelegenheitsschriften, sind zerstreut und nicht gesammelt worden, hätten vielleicht auch für eine Herausgabe von vollständigen Werken nach Inhalt und Umfang nicht ausgereicht. Dazu kam dann wohl auch noch, daß die Schärfe und Ungezwungenheit, mit denen der Radikale Solger seine politischen Anschauungen vertrat, damals ohnehin in Deutschland nur eine lückenhafte Ausgabe gestattet hätte, während dem zum amerikanischen Beamten gewandelten die Fragen deutscher Tagespolitik zu fremd geworden waren, als daß er noch an eine Sammlung seiner Schriften hätte denken sollen. Der Abdruck der von Hettner gerühmten Posse (man übersehe für die Beurteilung des Stückes nicht, daß sein Titel selbst es dieser dramatischer Gattung zurechnet) wird zwar keine ‚Minna von Barnhelm' von 1850 aus einem über ein halbes Jahrhundert verborgen gewesenen Schlupfwinkel in das Licht einer andern und ihr doch wieder auch nicht ganz wesensunähnlichen Zeit führen, wohl aber auf eine schon ihres Datums wegen bemerkenswerte, vier Jahre von Freytags ‚Journalisten' veröffentlichte Skizze hinweisen, die keine geringe verhaltene dramatische Kraft beweist (so in dem allegorisch-symbolischen Untergrund mancher Szenen mit ihren anspielungsreichen Wendungen). Die Bemühungen Solgers, den Absichten seines Scherzes auch die Mundart dienstbar zu machen, scheinen bei dem süddeutschen Drucker kein volles Verständnis gefunden zu haben. Aber der Neudruck folgt hier wie auch sonst der Schreibweise der Vorlage.

DER REICHSTAGSPROFESSOR.

Posse in einem Akt.

Personen.

Herr Heuler, Rentier.
Herr Duselmann, Reichstagsprofessor.
Herr Oertel, vormaliges Mitglied der Frankfurter Linken.
Amalie, Heulers Nichte.
Hanne, Dienstmädchen.
Ein Lieutenant. Ein Schutzmann. Ein Gensd'arm. Ein Polizeikommissär.

Das Stück spielt in Heulers Hause in Berlin.

(Ein Zimmer. Im Hintergrund ein Bett, rechts davon eine Thür nach der Treppe, links davon ein Fenster. Zwei Seitenthüren, die rechte nach Herrn Heulers Zimmer, die linke nach Hanne's. Ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Ein Schrank.)

Erste Scene.

Amalie. Hanne. Oertel.

Hanne *(führt Oertel aus der linken Seitenthür herein)*. Hier bring' ick en endlich.
Amalie. Oertel! Was soll das vorstellen, Hanne?
Hanne. Ach! duhn Se doch man nich so!
Oertel. Mein Fräulein —
Hanne *(parodirend)*. Mein Freilein! Jott, des wollen Jeliebte sind!
Amalie. Hanne, geh!
Hanne. Genier ick Ihnen? *(Ab.)*
Amalie *(zu Oertel)*. So blamiren Sie mich vor meinem Mädchen!



Zweite Scene.

Oertel. Amalie.

Oertel. Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein — dies war die einzige Gelegenheit, Ihnen Adieu zu sagen.

Amalie. Adieu? Sie wollen von Berlin?

Oertel. Von Berlin grade nicht, aber ins Gefängniß.

Amalie. Ins Gefängniß? Was haben Sie denn verbrochen?

Oertel. Braucht man heute etwas zu verbrechen? Eine Anklage auf Hochverrath, noch von Frankfurt her.

Amalie. O! da werden Sie freigesprochen.

Oertel. Aber wann? Freilich, Sie haben Recht, es war nicht der Mühe werth, Sie um solche Kleinigkeit vor ihrem Mädchen zu blamiren.

Amalie. Empfindlich? Nein, aber in Ernst, Sie haben in jeder Beziehung den schlimmsten Ort zum Rendezvous ausgesucht. Da ist Onkels Zimmer —

Oertel. Was? Ist er drin?

Amalie. Er kann jeden Augenblick kommen.

Oertel. Wär' er denn gar nicht zu überreden?

Amalie. Er! Ich habe Ihnen noch ein berühmtes Geheimniß nicht erzählt.

Oertel. Erzählen Sie.

Amalie. Nun, daß er mich schon vor Jahr und Tag an einen Frankfurter Reichstagsprofessor verschachert hat, für dessen Reden in der Paulskirche er damals schwärmte.

Oertel. Und Sie haben mir nie etwas davon gesagt?

Amalie. Sie können ganz ruhig bleiben. Mein patriotischer Onkel hatte die Bedingung gestellt, daß vor meiner Hochzeit erst das große deutsche Einigungswerk vollendet sein müßte.

Oertel. Ah! ich athme wieder auf.

Amalie. Sie sind mir auch ein schöner Patriot. Wie übrigens die Verhandlungen jetzt stehn, weiß ich nicht; aber das Erfurter Parlament und die Union hängen wie Gewitter über meinem Schicksal.

Oertel. Aber morgen sind Sie ja mündig.

Amalie. Ja, d. h. wenn ich mich verheirathe, ehe Deutschland groß und einig ist, so bekomme ich keinen Pfennig von ihm.

Oertel. Nun, so kann ich Ihnen keinen andern Rath geben, als „Gehn Sie in ein Kloster!" Was, um so eine elende Erbschaft wollen Sie Ihre Jugend und Ihre L—. Ah! ich hätte beinah gesagt: „Liebe" opfern. Wahrlich! wenn Sie nur einen Funken —

Amalie. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich um so eine elende Erbschaft etwas opfern will? Ich will gar nichts opfern, weder meine Jugend, noch meine Liebe, aber —



Oertel. „Aber" — ich verstehe; — so eine zarte Berliner Seelenliebe, so eine Liebe von Briefpapier und Tinte, die vom Postdebit abhängt, die weder ja sagen will, noch nein; so eine —

Amalie. Schweigen Sie. Ich möchte Ihnen in Ernst auf gut berlinisch antworten, Oertel, Sie verstehen mich nicht. Soll ich mich Ihnen denn an den Hals werfen? Soll ich denn sagen: wenn Sie ein Mädchen ohne einen Heller haben wollen, hier bin ich?

Oertel. O, Amalie! *(Mit einer Bewegung gegen sie.)*

Amalie. Nun denn, hier bin ich!

Oertel *(stürzt ihr in die Arme)*. Amalie! *(Hanne tritt auf. Sie fahren auseinander).*

Dritte Scene.

Die Vorigen. Hanne.

Hanne *(hereinstürzend)*. Der Herr! der Herr! — *(Erblickt die beiden in der Umarmung.)* Na ja, siehst de wie de bist!

Amalie. Wer? Onkel?

Hanne. Ja, Onkel kommt eben die Treppe ruf.

Amalie. Ich sagt' es Ihnen.

Oertel. Nun, ich dächte, ich ginge ganz einfach wieder den Weg, den ich gekommen bin. *(Will in Hanne's Zimmer.)*

Hanne. Ach Jotte doch, des jeht ja nich. *(Hält ihn zurück.)*

Oertel.
Amalie. } Warum nicht?

Hanne. Ick habe ja ooch meinen Jeliebten bei mich.

Oertel. Verflucht!

Amalie. Welche Unverschämtheit!

Hanne. So, un Sie?

Amalie *(zu Oertel)*. Da sehn Sie's.

Oertel. Nun, zum Teufel, Ihr Geliebter wird sich doch vor mir nicht fürchten?

Hanne. Ne, des jrade nich, aber wenn Sie sich man nich vor ihm fürchten. Mein Jeliebter is Schutzjeist.

Oertel.
Amalie. } Schutzmann?

Hanne. Un des schlimmste is, des er Ihnen schon uf's Korn hat.

Oertel. Er hat mich gesehn?

Amalie. Er weiß?

Hanne. Er ahnigt. *(Pathetisch.)*

Amalie. Da ist Onkel — mit noch Jemand. *(Horchend.)*

Oertel *(sich umsehend)*. Verzweifelte Geschichte. *(Die Tür geht auf. Er tritt hinter die Bettgardinen.)* Ah hier!

Hanne. En jroßer Jedanke.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Heuler mit einem Schutzmann.

Heuler *(sich wild umsehend)*. Des wäre ja janz — anarchisch.

Hanne *(bei Seite)*. Mein Schutzjeist!

Heuler *(zu Amalie)*. Hast dun' jesehn?

Hanne. I, Jott bewahre!

Amalie *(unruhig)*. Wen denn?

Hanne. Ja, wem?

Heuler. Wem? Ihm.

Schutzmann. Beruhjen sich Se man, Mammsellken, ick winschte hier blos eine jewisse verabscheiungswidrige Persehnlichkeit, Namens Oertel, abzufangen.

Heuler. Een Mitjlied von de Frankfurter Umsturzpartei.

Amalie. Und den suchen Sie hier in meinem Zimmer? Das ist denn doch aber unerhört.

Hanne. Un darum kömmst de in de Kiche un schwerst mich ewije Treie, feijer hinterlüstijer Italiäner?

Heuler *(zu Amalie)*. Nu sei doch man nicht jleich so.

Schutzmann *(zu Hanne)*. Erst Hinkeldei un denn Hanne!

Hanne. Is jut, is jut. Sie treiben mir mit Jewalt in des republikanische Lager.

Amalie. Onkel, wenn ich ein Mann wäre, so wüßte ich mein Haus gegen Einbruch zu schützen, er möchte kommen, woher er wollte.

Heuler. Aber, liebe Male, ick kann doch nich jejen — *(zum Schutzmann.)* Entschuldjen Se man jnädigst, Herr Schutzmann; Se wissen, Frauenzimmer sind mal so — et is nicht meine Schuld — ich bedaure ufrüchtig, des ich Sie mit diese Pestbeile der menschlichen Jesellschaft nich ufwarten kann.

Schutzmann. Des is mich doch hechst zweideitrig. Hier um't Haus rum is er verschwunden. *(Ab.)*

Hanne *(zum Schutzmann)*. Verschwinden Se selbst, schändlicher Mißbrauch.

Fünfte Scene.

Heuler. Amalie. Hanne. Oertel *(versteckt)*.

Heuler *(geht unruhig auf und ab)*.

Oertel *(steckt den Kopf hervor)*. Sind sie fort?

Hanne.
Amalie. } Pscht doch!

Heuler *(bleibt stehn. Zu Hanne)*. Eißertest du dir?

Hanne. Jott bewahre. Ick hielt blos en kleenen Monopol vor mir alleene.

Heuler *(tritt vor Amalie)*. Höre, Male, in diesen Augenblick is der feuerlüche Mojiment einjetreten, wo ich dich etwas Wichtijes mitzutheulen habe.

Amalie *(erschrocken bei Seite)*. Meine Heirath!



Hanne. Sie versetzen mir in eine dumpfe Jöhrung.

Heuler. Amalia! — hm! Du wirst morjen in dasjenige Alter eintreten, welches man sehr passend das 21 jährige nennt.

Hanne. En scheenes Alter.

Amalie. Ja, lieber Onkel, ich werde morgen majorenn.

Heuler. Diese Bemerkung von Deine Seite, Amalia, is — unmoralisch.

Amalie. Unmoralisch? — Aber, lieber Onkel —

Hanne. Herr Heiler, Sie treten die Jefihle von zwei weiblichen Wesen mit Fießen.

Heuler *(zu Hanne)*. Schweuch! *(zu Amalie.)* Unmoralisch nenne ick diese Bemerkung von Deine Seite, weil sie jejen die kündliche Pijität is. Ein wohlerzogenes deitschjesinntes Mächen is niemals majorenn.

Amalie. Lieber Onkel, ich werde Ihren Wünschen stets mit der Achtung entgegen zu kommen suchen, welche —

Heuler. Das freit mir. Du weißt, des ick die Jrundsätze, welche jejen die Uflösung der Familie un des Eijenthums jerüchtet sind, verabscheue. Ja, wat wollt' ick doch ejentlich sagen —

Amalie. Sie sprachen von meinem Alter —

Hanne. — welches man sehr passend ein scheenes Alter —

Heuler. Ah ja richtig, jetzt besinne ick mir: Amalia! — hm! Du wirst morjen in dasjenigte Alter eintreten, welches man sehr passend —

Hanne — ein scheenes Alter nennt.

Heuler *(wüthend)*. Schweuch un unterbrüch mir nich; — welches man sehr passend das 21 jährige nennt. Richtig also: das 21 jährige nennt. Hm! hm! Also das 21 jährige Alter, welches ein Alter ist — insofern, als ich, wie ich dich frieher einmal jeeißert habe, auch schon die nöthijen Schritte jethan habe; welche ich, als ich, insofern ich, wie ich dich auch frieher schon einmal jeeißert habe, janz allein zu deinem Besten jethan habe, da ich ja dein Onkel bin und du auch von mir einmal allens zu erwarten hast, mit Ausnahme, wenn du nich Ordre parierst; sonst aber eine Mitgift von 10000 Thaler zu erwarten hast, außer was du später noch zu erwarten hast und folglich die Verlobung morgen vor sich gehen kann.

Amalie. Morgen!

Hanne. Morjen?

Heuler. Morjen.

Amalie. Aber, lieber Onkel, haben Sie doch wenigstens die Güte mir zu erklären.

Heuler. Da is ja nischt weiter zu erklören. Ick habe dich wönigstens schon dausend Mal erklärt, des ich in Herrn Professor Duselmann denjenigten erblücke, welcher durch seine edle und jrindliche Jrundsätze beinah die Einheit Deitschlands anjebahnt hätte.

Amalie. Aber ich sollte ihn ja nicht eher heirathen, als bis die Einheit Deutschlands vollendet wäre.



Heuler. Na ja, un des is so jetzt jrade.

Amalie. Die Einheit Deutschlands, woher wissen Sie das?

Hanne. Wat, is Jagern dodt?

Heuler. Herr Professor Duselmann hat mich von Erfurt aus jeschrieben, des die janze Jotha'sche Partei fest vertraut.

Amalie. Und darauf wollen Sie meine Zukunft wagen?

Hanne. Heren Se Herr Heiler, ick bin blos en einfaches unverdächtrijes Dienstmächen, aber die Jotha'sche Partei —

Heuler. Schweuch und beleudije die besten Männer von Deitschland nich.

Amalie. Aber, lieber Onkel, Sie haben mir doch gesagt, ich sollte ihn nur heirathen, wenn er wirklich die deutsche Einheit zu Stande gebracht hätte, von Vertrauen haben Sie kein —

Heuler. Und er hat se zu Stande gebracht; er hat sojar zwei deitsche Einheuten zu Stande gebracht, die Berliner und de Frankfurter un des is er und seine Parten janz allein jewesen, die das zu Stande jebracht haben. Ibrijens verbitt ich mich alle weitre Bemerkungen über eine Parten, welche die ödelste Parten von janz Deitschland is. Herr Professor Duselmann hat mich jeschrüben, daß er jleich nach de Vertagung von Erfurt abreisen wollte, um mit des janze Jewicht seiner Parten das Unionsfest beizuwohnen. Ich wundre mir blos, wo er so lange steckt, er müßte schon jestern anjekommen sind. Uf jeden Fall is aber morjen Verlobung un damit Basta.

Amalie. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehn, da Sie dies wußten, mir meine Verlobung den Abend vorher anzukündigen —

Heuler. Ich wollte dich blos eine heimliche Freide bereiten.

Hanne. Ihr heimlich verheirathen un noch dazu mit den Kinderspott von janz Deitschland.

Heuler. Hanne, Male! — Es is mich schon längst so vorjekommen, als ob eine kleune aber verwejene Partei, von Menscher, die nischt besizen —

Hanne. Herr Heiler, wenn Se uf mir sticheln, ick bin stolz daruf Kichenproletarierin zu sind.

Heuler. Ick stichle uf keenen, ich sage blos, des eine kleune, aber verwejene Parteu das alte Verhältniß der Treie zwischen mir und meine Unterjebene durch jottlose majorenne Zeittendenzien, welche ich mit der mir von Jott verliehenen Jabe der Rede nich dulden will, insofern Jott mir zu deinen Onkel gemacht hat un Hanne mein Dienstmächen. *(Fürchterlich.)* Keene Macht der Erde soll daran ritteln. *(Geht auf sein Zimmer zu.)*

Hanne. Ach, Se jloben woll, Se haben't mit ne Nationalversammlung zu duhn. Oh, noch lange nich. Ick lasse mir nich uflösen, ick lasse mir nich injoriiren, ick fordre Jenugthuung. Se haben mir Mensch jeschimpft, un ick fordre Jenugthuung!

Heuler. Ick bin Berliner Birjer, ick bin blos Jott verantwortlich. *(Ab.)*



Sechste Scene.

Amalie. Oertel. Hanne.

Hanne *(ihm nachrufend).* Warte nur, ick werde dir schon noch bejotten.

Oertel *(tritt vor).*

Amalie. Ich bin verloren, Oertel, Sie sehn, ich bin verloren.

Oertel. Ich bitte Sie, mit dem Schwachkopf werden wir doch wohl noch fertig werden.

Amalie. O, die Schwachköpfe sind die schlimmsten, wenn sie eine fixe Idee haben.

Hanne. Wenn er Ihnen blos nich inspunnt, so is allens jut.

Oertel. Aber Sie sind ja mündig!

Amalie. Er läßt mich durch die Polizei zwingen.

Oertel. Die Polizei kann Sie doch nicht ein Jahr jünger machen.

Hanne. I, des wäre noch nich des schlimmste, was de Polizei machen kann.

Amalie. Die Polizei kann in Berlin alles, sag' ich Ihnen.

Oertel. Gut, so entführ' ich Sie noch diese Nacht.

Amalie. Entführen! Sind Sie toll?

Hanne. Entführen — det is jettlich!

Amalie. Reden Sie nicht davon, fliehn Sie ohne mich.

Oertel. Nein, ohne Sie hätt' ich mich schon heute vor Gericht gestellt; aber jetzt muß ich Sie erst in Sicherheit bringen. Adieu. Ich bringe rasch alles in Ordnung. Die Eisenbahn geht um 12, punkt 11 Uhr bin ich mit der Droschke hier. *(Will gehn.)*

Hanne. Der jeht druf wie Blicher.

Amalie. Halten Sie, Oertel —

Hanne. Hören Se doch mal erst. Haben Se denn verjessen, daß de Polizei hier um't Haus rum schnuppert?

Oertel. Ah richtig, richtig! Was ist da zu machen!

Amalie. Wenn Sie einen von Onkels Röcken —

Oertel. Der ist ja vier mal so dick, als ich.

Hanne. Halt ick hab' et. Wenn Se meinem abjedankten Jeliebten seine alte Hundejacke anzejen. Er hat se mich zu flicken hier jelassen. *(Ab.)*

Oertel. Rasch, her damit.

Amalie. Wenn Sie darin erkannt werden!

Oertel. Es ist ja schon fast dunkel.

Hanne *(kommt mit der Jacke eines Schutzmanns zurück).* Mit diese Hundejacke zerreiße ick des letzte Band, welches mir noch an des specifische Preißenthum jeknippert hat.

Oertel. Her damit! Her damit! *(Verkleidet sich als Schutzmann, wobei er seinen Rock auf den Stuhl neben dem Bette legt.)* So, nun Adieu! Um 11 Uhr.



Hanne. Ne! aber doch so frappant mein Jewesener.

Amalie. O Oertel, Oertel, was wird aus mir werden.

Oertel. Muth! liebe Amalie, ich bin ihr Schutzmann. *(Schüttelt ihr die Hand und will gehn.)*

Hanne. Aber so heren Se doch man. Herr Heiler schließt das ganze Haus alleene ab un steckt alle Schlissel in — wie soll denn Mamsellken raus kommen.

Oertel. Verteufelt. *(Tritt an's Fenster.)* Dies Zimmer geht auf den Garten — und da ist der Thorweg. Haben Sie keine Leiter?

Hanne. Ja wol, sehn Se da in den Schoppen rechts, die Feierleiter.

Amalie. Aber ich schlafe ja nicht hier — ich arbeite hier blos, sonst ist es unser Gastzimmer.

Oertel. Wo ist denn ihres?

Amalie. Mein's geht auf die Straße, das zweite Fenster im zweiten Stock wenn Sie —

Oertel. Desto besser.

Hanne. I Jott bewahre. Wollen sich Se denn von'n Nachtwächter als Spitzbube uffjreifen lassen.

Amalie. Um Gottes willen!

Hanne. Se kriejen ooch die Leiter ja nich riber.

Oertel. Aber die Sache ist ja einfach — Sie kommen in dies Zimmer und ich hole Sie auf der Leiter herunter. *(Will fort.)*

Hanne. Des wird 'ne Hauptjeschichte, wenn morjen der alte Kamarilja zu't Frihstick kommt und keene Male da. Herr Jes, des wird 'ne Hauptjeschichte!

Amalie. Oertel, ich kann es nicht.

Hanne. Dummens Zeug!

Oertel *(kommt zurück)*. Notabene, Sie müssen mir ein Signal geben, das alles in Ordnung ist.

Amalie *(kopflos)*. Ein Signal? Was meinen Sie?

Hanne. Mamsellken hat en Kopp verloren. Lassen Se mir man machen. Wenn ick das Licht ausblase, so setzen Sie de Leiter an.

Amalie *(heftig)*. Das Licht bleibt brennen.

Hanne. So? Un wenn zufällig der Nachtwächter durch de Jartenstraße kemmt — damit er ooch man ja allens in de schenste Beleichtung zu sehn kriegt, nich wahr? *(Zu Oertel.)* Machen Se jetzt, daß Se fortkommen. *(Schiebt ihn zur Thür hinaus.)*

Oertel. Adieu, Amalie!

Amalie. Ach, Oertel! *(Oertel und Hanne ab durch die linke Seitenthür. Es klingelt.)*

Heuler *(hinter der Scene)*. Hanneh!

Amalie. Da ist Onkel. Gut, daß er fort ist. Wer kann so spät noch klingeln? Wenn nur Hanne zurück wäre, sonst kommt er hier herein. Ich habe keinen Muth mehr, ihm unter die Augen zu treten. O, wenn ich zu Bette gehn und schlafen könnte, wie jeden Abend. *(Es klingelt.)*



Siebente Scene.

Heuler. Amalie. Hanne *(etwas später).*

Heuler. Hanneh! Wo ist denn Hanneh? Es klingelt ja schon seit 'ne halbe Stunde.

Amalie *(verlegen).* Ich weiß nicht, sie ist —

Hanne *(außer Athem).* Herr Heuler!

Heuler. Hörst de denn das Jeklingle nich? Es klingelt ja schon seit 'ne halbe Stunde.

Hanne. Ick hehr et recht jut. Halten Se mir denn vor'n Staubdummen-Institut?

Heuler. Na, warum jehst de denn nich?

Hanne. Weil es mich hechst verdächtrig vorkommt.

Heuler *(erschreckt).* Verdächtrig, wo so?

Hanne. Erinnern sich Se nich, wenn de Polizei hier umt' Haus rum sucht? Wie heeßt er doch noch, Mammsellken —?

Amalie. Wer? *(sich besinnend.)* Hanne, du bist toll.

Heuler. Oertel — Herr Jes! *(Es klingelt heftiger.)* Wenn es des anarchische Princip Oertel wäre!

Amalie. Onkel, mir ist unwohl, ich geh' zu Bette. *(Will gehn.)*

Hanne. Ick wißte nich, wer et anders sind könnte, mitten in de Nacht.

Heuler. Male, ick bitte dir um Jotteswillen, bleub! *(Ergreift sie bei der Hand.)* Hanne komm hier *(ebenso).* Kommt, meine liebe Kinder, schlüßt Eich fest an Eiren angestammten Onkel.

Hanne. Se wissen, Herr Heiler, de Demokraten sind Ihnen ja nich jrin.

Amalie. Hanne, so sei doch vernünftig. Lieber Onkel, ich muß zu Bette.

Heuler. Ich bitte dir um Jotteswillen, liebe, liebe Male, wenn de bei mir bleibst, so will ick och alle deine jerechte Winsche befriedijen.

Amalie *(lebhaft).* Wollen Sie mich morgen nicht verloben?

Heuler. Allens, Male, blos das nich.

Hanne. Se wissen, Meichelmord is jetzt was janz Jewehnliches. *(Es klingelt.)*

Amalie. Onkel, ich muß zu Bette, mir ist zu schlimm.

Heuler. Male, Male! Jeliebte Male, einzigste Male —

Hanne. Mammsellken is ohnmächtig. Ick muß ihr zu Bette bringen. *(Beide suchen sich loßzureißen.)*

Heuler *(hält sie fest).* Bleibt doch man bei mich, liebe Hanne, liebe Male. Ick habe dir beleidigt, liebe Hanne, ick bitte dir ab — uf'n Knien will ick dir abbitten. Wat willst de denn, liebe Male? Ick will ja allens duhn —

Amalie. Ich will nicht verlobt sein.

Heuler. Jut, so will ick dir nicht verloben. Ick jebe dich mein heilijes Wort als Berliner Birjer. — *(Es klingelt).* Uf! Es klingelt schon wieder — ick will dir in deinen janzen Leben nich verloben — aber bleibe man bei mich.

Hanne. Wenn des is, Herr Heiler, so is allens jut. Jetzt verlassen Sich Se man uf mir.



Heuler. Ich vertraue mir mit jerechten Stolz an die alte Treie von meine jeliebte majorenne Hausjenossen.

Amalie. Aber Sie können doch den Menschen oder, wer es ist, nicht die ganze Nacht klingeln lassen.

Hanne. Ick will sehn, wer et is.

Heuler. Hanne, du willst ihm doch nich de Dihr ufmachen.

Hanne *(reißt sich kräftig los)*. I, lassen Se mir man. Ick nehm et schon mit en paar Meichelmerder uf. *(Ab.)*

Heuler *(ihr nachrufend)*. Hanneh! O Jeses, Jeses! Hanneh. Seh wenigstens erst wer't is, ehr de ihm ufmachst. Komm, Male, komm hier näher an mich, Eunigkeit macht selbst de schwächsten Wölker stark. Jott it is 'ne Mannsstimme. Er kommt de Treppe ruf. *(Sinkt auf einen Stuhl.)* Et is Oertel.

Hanne *(öffnet die Thür, anmeldend)*. Herr Professor Duselmann!

Amalie. Ah! ich bin krank. *(Ab nach rechts.)*

Achte Scene.

Heuler. Hanne. Professor Duselmann.

Heuler *(springt auf)*. Herr Professor Duselmann. Jott, ick donke dir, daß du diesmal noch Anarchie un Meuchelmord von mein Haupt. — Ah, Herr Professor — Se machen mir janz jlicklich mit Ihre jeheulichte Jejenwart, Herr Professor.

Duselmann *(mit einer Zopfperrücke, verstört und scheu)*. Bin ich hier auch recht sind Sie's auch?

Heuler. Nu, wer soll et denn sonst sind, wenn ick et nich bin? Ne, aber dieses, Jlick. Diese Oehre! Male, so siehn' dir doch blos — I, wo is denn de Male jeblieben? Hanne, jeh, uf de Stelle soll se herkommen un sich von Ihren jesetzmäßigen Jeliebten in Augenschein nehmen lassen.

Hanne *(zieht Heuler bei Seite)*. Herr Heiler, ick erinnre Ihnen hier feuerlich an Ihr heilijes Wort, als Berliner Birjer, dat Se Mammsellken mit des abjetakelte Reichsjerippe da nich verloben wollen.

Duselmann *(bei Seite)*. Was reden sie da heimlich mit einander? Sollte ich noch einmal —

Heuler *(mit unterdrückter Wuth, ballt die Fäuste, bei Seite zu Hanne)*. Willst de jehorchen, Kanaille, oder soll ick dir als Uffwiejler *(mit erhöhter Stimme)* von de Polizei transportiren lassen?

Duselmann *(schlotternd)*. Sie wollen mich noch einmal von der Polizei transportiren lassen!

Hanne. Jut! *(Mit erhöhter Stimme.)* Aber ick mache Ihnen vor alles unschuldig verjossene Blut verantwortlich. *(Ab nach rechts.)*

Duselmann *(hält sich an einem Stuhl)*. Man will mein Blut!





Neunte Scene.

Heuler. Professor Duselmann.

Heuler. Aber sagen Se, sind Se et denn wirklich der berihmte, jroße extremjemäßigte Professor Duselmann?

Duselmann *(bei Seite)*. Er will mich ausforschen. *(Laut.)* Wer ich auch sein mag, verlassen Sie sich drauf; ich bin extremgemäßigt, ich bin immer extremgemäßigt gewesen, ja ich könnte wohl sagen, und die wiederbegründete Macht und Ordnung der Behörden, selbst dieses Staates, können Zeugniß dafür geben, ich bin —

Heuler. Janz Deitschland kann Zeigniß vor Ihnen jeben, Herr Jemine! janz Deitschland weeß es ja, des Sie ener von de besten Männer sind. Herr Jeses ja! Un ick, ick Heiler, einfacher Rentier und Birjer von Berlin soll jleuchsam mit de beste Männer von Deitschland in een unuflesliches Band der heulijen Ehe verschmolzen werden, jleuchsam mit einem Jagern, Bassermann, Ohm, Manndeibel, Welker, Hinkeldey, mit den unbedeitenden Namen Heiler auf öwig verflochten werden als Bejrinder von Deitschlands Jreße un Eunigkeit in de Jeschichte erwöhnt werden. Na, des is jettlich!

Duselmann *(bei Seite)*. Er scheint so aufrichtig begeistert!

Heuler. Mit Jagern sind Se wohl so janz familiär, só wie Du und Du zusammen, nich wahr?

Duselmann *(bei Seite)*. Das ist eine Schlinge. *(Laut.)* Ich konnte natürlich nicht vermeiden, —

Heuler. Ach Jott! von den müssen Se mir viel erzöhlen. Er soll ja so sehr ödel sind.

Duselmann *(mit Überzeugung)*. Jagern ist sehr edel.

Heuler. Eine schene Erscheunung. Heren Se et war doch Deitschlands Jlanzperiode, wie in Deitschland alle de jreßten Professoren von de Nation Ihre jrindliche Jelehrsamkeit jejenseitig austauschten.

Duselmann *(ungewiß)*. Sie scheinen einen edlen Glauben an unser edles Streben bewahrt zu haben, edler Mann.

Heuler *(gerührt)*. Ach Jott, Sie schmeucheln mir. Ick hab' et Sie ja jeschrieben, wat ick vor Ihnen fihlte, wo Sie ihre berihmte Rede hielten, wo noch die Stelle von des stolze Haupt drin vorkommt, wo Se sagten: „Wenn wir diesmal kleene beijeben, so is unser stolzens Haupt futsch, Se werden noch mal dran denken, wat ick Sie sage, futsch!"

Duselmann *(bei Seite)*. Er ist es, es ist Heuler selbst. *(Laut und redselig.)* Ja, es war kurz vor dem Waffenstillstand von Malmö, wo ich mit bekanntem Muthe jene thatkräftigen Worte sprach.

Heuler. Donnerwetter, un wie haben Se desmal de siddeitsche Kanaille thatkräftig zusammengepfeffert! Preißen, Estreicher, Hessen, Frankfurter, so'ne Einig-



keit unter deitsche Firsten un Parlamenter is noch ja nich da jewesen, als wie desmal, wo't vor'n Kenig von Dänemark ging.

Duselmann. Nicht wahr, darin würden Sie uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst wenn Sie Herr von Hinkeldey wären, obgleich ich überzeugt bin, daß Sie Herr Heuler sind. Nie haben wir uns einer mißliebigen Handlung gegen Sr. Majestät den König von Dänemark, geschweige denn gegen eines der uns angestammten Hohen Häupter erfrecht. Sollte die edle männliche Sprache, welche wir zuweilen zu Gunsten der Rechte und Einheit der deutschen Nation zu reden wagten, wirklich Anstoß erregt haben, so bitte ich zu bedenken, daß wir nicht blos getreue Unterthanen, sondern *(mit Stolz)* auch große Staatsmänner waren.

Heuler. I, versteht sich! darüber hab' ick mir ja eben so unjeheier jefreit. Wenn Se des Volk mit thatkräftige Reden erst recht besoffen jemacht hatten, wupp! waren Se mit de Kanonen da. Es war ne wahre Freide, wie Se't nach un nach mit Uffwiejeln un Niederkartätschen de Seele ausjequetscht haben.

Duselmann. Lassen Sie sich umarmen, edler Freund, das ist die wahrhaft staatsmännische Auffassung. Ja, es gibt noch Heuler in Deutschland, die unser edles Benehmen zu würdigen wissen.

Heuler. O, ick versichre Ihnen, Heuler un seine Familie haben Ihnen immer zu wirdijen jewußt. Ohne Ihnen wär' et in Frankfurt un Wien un Dresden un überall janz anders jekommen.

Duselmann. Das ist keine Frage. Das bleibt unser Verdienst.

Heuler. Aber bei uns, hören Se, bei uns in Berlin, de Steierverweijerungsjeschichte — wo Se zwar eunerseuts de Krone unterthänije Vorstellungen machten, aber andrerseits jejen die revolutionäre Iberjriffe der Kammer erklärten, des Steierverweijrung blos dazu in de Konstitution steht, des die Rejierung sich davor jraulen kann, wenn se will — ne, heren Se, so was Staatsmännisches is noch ja nich da jewesen!

Duselmann. Es ist traurig, wie roh diese tieferen Gedanken des wahren Konstitutionalismus im Ganzen noch immer von denen aufgefaßt werden, welche keine Professoren sind.

Heuler. Na, wenigstens wir Berliner Birjer mit unsern jeist- un jemithvollen Kenig an de Spitze —

Duselmann. O, Sie machen eine ehrenvolle Ausnahme.

Heuler. Wie jlorreuch haben wir de Kaiserdeportation empfangen. De janze Deportation zur kenichlichen Tafel gezogen, des war denn doch, wahrhaftijen Jott, keene kline Oehre!

Duselmann. Ich werde mich ewig mit Rührung und Dankbarkeit der höchst geistvollen Worte erinnern, womit Sr. Majestät Herablassung uns damals vor den Augen von ganz Europa erhöhte.

Heuler. Ja, un besonders, wat er zu Ihnen sagte, wie scheen war das!

Duselmann. Es war nur ein Wort, aber es war ein herrliches, ein wahrhaft

königliches Wort. Wie ich ihm sagte, daß ich aus Leipzig sei: „Handelsmann?, fragten Sr. Majestät. „Handelsmann!" Der König hatte sich damit für die neue Zeit erklärt.

Heuler. Herr Jes, ja, jetzt jeht mir erst en Talglicht uf: er erklörte sich damit vor den Handelstand.

Duselmann. Freilich! Für den Handelsstand, für das Bürgerthum. Die ganze Hoffnung des Konstitutionalismus ist in dem Einen Worte enthalten und mir, mir war es vorbehalten, diese Brücke der Verständigung zu werfen.

Heuler. Jroßer Mann! Des erinnert mir lebhaft an Jagerns jlänzende Rede, wo er seinen ödlen Leub zwischen de jezogene Waffen warf. Heren Se, das war denn doch der jroßartigste Mojement in de deutsche Jeschichte, jlob ich. Er erinnerte mir lebhaft an de jroße Zeit von't Berliner Theater. Ne, wer damals nich unsern Bader als Masaniello jesehen hat: „Jebt mich Waffen!" der kann sich von meine Jefühle bei Jagerns ödle Röde keene Vorstellung machen.

Duselmann. Es war eine erhabene Zeit. Die Augen des ganzen Volkes waren auf uns gerichtet, aller Herzen hofften auf uns.

Heuler. Es war trajisch, sag' ick Ihnen. Wie Se feierlich vor de janze Nation erklärten, unwandelbar an de Reichsverfassung festzuhalten un des jesammtige deitsche Volk ufwiejelten die Verfassung zur Anerkennung un Jeltung zu bringen, es war zwar jroßartig, aber es war trajisch!

Duselmann. Leider verstanden die Unreifen das Festhalten und zur Geltung bringen wieder in so roh thatsächlicher Weise —

Heuler. I freilich, jrade wie bei de Steierverweijrung in Berlin.

Duselmann. Glauben Sie, daß es Menschen gab, die, wie die Linke, einen förmlichen Ehrenpunkt daraus machten, die frivolste Erhebung mit ihren wahnsinnigen Beschlüssen zu unterstützen, blos, weil wir diese Erhebung veranlaßt hatten?

Heuler. Is möglich? Na, wer dumm ist, muß jepriejelt werden. Aber Sie sind jetzt vor Ihr damalijes edles Benehmen ooch jeliebt von alle Birjer un jeehrt von alle Firsten von Deitschland.

Duselmann. *(Seufzend.)* Ich vertraue fest auf das edle Herz unserer edlen Fürsten, daß sie unsre edle Aufopferung in jenen Tagen nicht vergessen werden. Nein, unser edles Streben war nicht vergebens. In dem Parlament zu Erfurt, welches wir als das große Resultat unserer edlern Wirksamkeit ansprechen dürfen, werden wir die edle Aufgabe, die Fürsten und Völker von Deutschland durch unsere höhere Vermittelung zu ihrem Besten zu leiten, glorreich hinausführen.

Heuler. Heren Se, meinen Se nich, wär' es doch nich jut, wenn Se jetzt des Reichsheer dazu hätten, was de Linke immer beschließen wollte?

Duselmann. Herr Heuler? Das von Ihnen? Haben Sie so wenig Vertraun zu unsern edlen Fürsten?

Heuler. Ick, Herr Jesus woll! It is blos die verfluchte Male, die mir so'n Zeig in' Kopp setzt,



Duselmann. Wie? Fräulein Amalie wäre doch nich —

Heuler. Male is en Uffwiegler, Se sagt, die Jothaer hätten nischt gelernt un wirden in Leben nischt lernen, weil se Jelehrte wären. So'n Unsinn, denken Se sich! Aber des erinnert mir an de ejentliche Hauptsache. *(Ruft)* Hanneh! — Ick muß Ihnen doch en Bejriff von de dumme Jöre beibringen.

Duselmann. O, ich bitte, derangieren Sie die edle Jungfrau nicht. Es ist schon spät und ich bin selbst, wenn Sie gütigst erlauben, so erschöpft —

Zehnte Scene.

Professor Duselmann. Heuler. Hanne *(mit einem silbernen Leuchter und Licht).*

Heuler. Herr Jes ja, aber sagen Se, warum sind Se denn so spät — Höre Hanne, — mache Herrn Professor hier das Bett zurecht. —

Hanne *(bei Seite).* Das is ne scheene Geschichte — un wenn nu Herr Oertel kömmt.

Heuler. Na, wat stehst'te da wie'n Ehljetze, allons! *(Hanne macht während der folgenden Szene das Bett, geht aus und ein usw.)* Warum präsentirt sich denn Male nich?

Hanne. Mammsellken is nich wohl un is zu Bette gegangen.

Duselmann. Nicht wohl, o! ich bedaure tief —

Heuler. I, des hat nischt zu sagen. Davor sind se morjen frisch, *alle beede* frisch. Aber wat ick sagen wollte, warum sind Se denn so spät gekommen, Herr Professor? Ick habe Ihnen schon jestern erwartet.

Duselmann *(verlegen).* Es ist — es war, weil ich bei meiner Ankunft — ich war verhaftet.

Heuler. Verhaftet, wo so?

Duselmann. Es war ein Mißverständniß, wie deren in Berlin —

Heuler. Hatten Se denn kenen Paß? Ick muß ihnen anmelden, sonst bekomm ick et mit de Polizeu zu duhn.

Duselmann. Freilich hatte ich einen Paß; allein der Gensd'arm, welcher ihn mir bei'm Heraussteigen aus dem Wagon abforderte, sagte, ich sei schon von Frankfurt her als — infamer Aufwiegler bekannt —

Heuler. Is meglich?

Duselmann. — Und — die ganze — Gothaer Kanaille verdiente — todt geschlagen zu werden, wo man sie träfe. Ich muß gesteh'n. ich fand diese Auffassung von Seiten eines Trägers des Gesetzes und der Ordnung etwas roh.

Heuler. Herr Jesus; aber des is nischt als en Mißverständniß; Se kennen Gift druf nehmen, en reines Mißverständniß.

Duselmann *(treuherzig).* Das glaube ich auch noch immer, ich, der ich zu den edelsten Männern von ganz Deutschland gehöre, verdiene'n todt geschlagen zu werden!

Heuler. Aber was machten Se denn, wie er Ihnen so behandelte?



Duselmann. Ich protestirte.

Heuler. Das war den Gensd'armen janz recht. Nu, un denn kämen Se hierher?

Duselmann (*kleinlaut*). Ach nein! Ein Lieutenant, der es hörte, sagte, ich sei ein niederträchtiger revolutionärer Racker und gab mir einen Fußtritt, wodurch ich an einem edlen Theile, der mir um so werther ist, als ich ohne ihn gründlichen und bleibenden Studien unmöglich obliegen kann, auf's empfindlichste verwundet wurde. Ich muß gestehen, ich fand diese Andeutung von Seiten eines Retters der Civilisation — mindestens — nicht auf's positive Schaffen gerichtet.

Heuler. Es war ein Mistverständniß, ick versichre Ihnen, nischt als ein unsölijes Mistverständniß.

Duselmann (*wie oben*). Es ist mir tröstlich, daß Sie derselben Meinung sind. Ich, der ich zu den ehrwürdigsten Professoren des Reichs gehöre, muthwillig vor das Sitztheil getreten!

Heuler. Sie haben aber doch jleich Maßregeln ergriffen —?

Duselmann. Ich protestirte energisch.

Heuler. Des war den Leutnant janz recht. Nu, un denn kamen Se hierher?

Duselmann (*schwermüthig*). Noch nicht. Der Lieutenant sagte: „was, ich wollte mich gegen des Königs Rock empören!" und sogleich fielen der Gensd'arm, zwei Soldaten und drei Schutzmänner über mich her. Aber die Schutzmänner machten es am schlimmsten.

Heuler. Wat, Se haben Ihre jeheiligte reichsprofessorische Person durchjepriejelt?

Duselmann (*traurig*). Sehr.

Heuler. Na, sind Se man janz ruhig, verlassen sich Se druf, es war bloß en Mißverständniß.

Duselmann. Diese Überzeugung gießt mir Balsam in meine Wunden. Ich, der den deutschen Fürsten ihre Kronen gerettet hat, dem loyalen Enthusiasmus ein Opfer, wie Sefeloge!

Heuler. Das haben sich Se doch aber nich so ruhig jefallen lassen?

Duselmann. Ich protestirte auf's energischte.

Heuler. Das war aber die verfluchten Kerle mal janz recht. Nu, un denn kamen Se hierher?

Duselmann (*düster*). Noch nicht.

Heuler. Wat, habe se Ihnen noch nich in Ruhe jelassen?

Duselmann. Sie haben mich wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung und versuchten Hochverraths an einem königlichen Rock in's Gefängniß geworfen.

Heuler. Ick kann Ihnen aber mein heuliges Wort —

Hanne. Jott, was 'ne Masse Mistverständnisse!

Heuler (*mit Würde*). Hanne, mische Dir nich in die edle Jespräche von zwei Staatsmänner, wovon der eine eben erst ne Tracht Priejel gekricht hat. (*Zu Duselmann*). Nu zeugten Se sich aber woll in Ihre janze Thatkräftigkeit?



Duselmann. Ich zeigte sie. Ich hatte alle Mittel des gesetzlichen Widerstandes erschöpft. Unter den Schrecken des Gefängnisses, von den fürchterlichsten Quetschungen gepeinigt, schritt ich zum Äußersten; ich — petitionirte unterthänigst an den Herrn Polizeipräsidenten.

Heuler. Edler Mann! Nu, der hat Ihnen doch jleich 'en persönlichen Besuch jemacht, wie er herte, wer Sie sind?

Duselmann *(schluchzend)*. Er hat mich bis heute Abend in Haft gelassen und mich dann in einer Art angeredet — in einer Art!

Heuler. In was vor 'ne Art?

Duselmann. Er sagte, nach preußischen Gesetzen müßte ich eigentlich auf einer Kuhhaut zum Richtplatz geschleift werden.

Heuler. Des heißt vor Hochverrath is des unser Jesetz.

Duselmann. Ach! das haben wir um die deutsche Polizei nicht verdient.

Heuler. Na, nu sind Se ja aber bei mich. Lejen sich Se jetzt stilleken in de Dunen un schlafen sich Se orntlich aus — un morjen is Verlobung.

Duselmann. Ach ja, schlafen, schlafen!

Heuler. Ja woll, schlafen sich Se ordentlich aus, edler jepriejelter Mann. Aber dies Benehmen von de Polizei is mich doch hechst merkwidrig.

Hanne *(bei Seite zu Heuler)*. Sagen Se lieber hechst verdächtrig.

Heuler *(erschreckt, bei Seite)*. Verdächtrig, wo so?

Hanne *(wie oben)*. De Polizei wird woll ihre jute Jrinde mit den Schubiak da jehabt haben.

Heuler *(wie oben)*. Hanne, mache mir nich jraulich.

Hanne *(wie oben)*. Heren Se, wenn des nich Oertel is, so will ick Mops heißen.

Heuler *(wie oben, zitternd)*. Oer—tel. O Jes, o Jes, jetzt erinner ick mir, wie ick en fragte, ob er Duselmann wäre, antwortete er durch de Blume.

Duselmann *(bei Seite)*. Sie haben eine Manier zu flüstern und mich zu mustern —

Hanne *(wie oben)*. Da sehn Se, man braucht 'en sich blos anzusehn, allens an ihm is Blume.

Duselmann *(wie oben)*. Etwas Schutzmännisches!

Heuler *(wie oben)*. Was janz Blumenartijes.

Duselmann *(wie oben)*. Meine schrecklichsten Vermuthungen werden wieder rege! Der Droschkenfuhrmann schien beim Abfahren der Polizei zu winken. Wenn jar mich statt zu Heuler — *(Fixiert Heuler.)*

Heuler *(wie oben)*. Hanne, warum hast de aber ooch den silbernen Leichter rin jebracht?

Hanne *(wie oben)*. Sehn Se bloß, was vor blutjierije Ogen er uf Ihnen wirft.

Duselmann *(laut)*. Sagen Sie mal, Verehrtester, Sie heißen doch Heuler? H, E, U, Heu-, L, E, R, ler, Heuler?

Heuler *(erstaunt)*. Wie soll ick denn sonst heußen, als Heiler? *(Bei Seite zu Hanne.)* Er hat's uf mir persenlich jeminzt.



Duselmann. Es ist nur, um noch mehr Mißverständnisse zu vermeiden —

Hanne *(wie oben).* Er will Ihnen persenlich meichelmerdern.

Duselmann. Wenn Sie wirklich der Herr Rentier Heuler sind, wegen dessen Fräulein Nichte ich in diplomatischen Verhandlungen stehe —

Heuler. Ick schmeichle mir, diese Persenlichkeit nich nur zu sein, sondern *(mit Würde)* auch zu sind.

Hanne *(wie oben).* Sind Se doch nich so dumm.

Heuler. Oder vielmehr — *(bei Seite.)* Hanne, mach' de Thir hinter mir uf.

Duselmann. Sie ständen nicht zufällig in irgend einer Verbindung mit dem öffentlichen Sicherheitspersonale — Sie wären nicht etwa — wie soll ich mich ausdrücken, beispielsweise ein — Schutzmann?

Heuler. Schutzmann!? Wer? Icke? — *(Bei Seite.)* Hanne, mach' de Thir hinter mir uf.

Hanne *(wie oben).* Sehn Se, wie er sich vor de Polizei fircht'.

Duselmann. Ich kann mich ruhig bei Ihnen schlafen legen, ohne den Gefahren der öffentlichen Ruhe und Ordnung preis gegeben zu sein?

Heuler *(wie oben).* Schließ' en in un hole rasch de Polizei. *(Indem er rückwärts bis dicht an seine Thür retirirt, mit gezwungener Freundlichkeit.)* Na, jut Nacht ooch, Herr —

Duselmann *(ebenso).* Gute Nacht, Herr —

Heuler. — Professor Duselmann! *(Springt rasch zurück und schließt die Thür hinter sich ab.)*

Duselmann. — Rentier Heuler! *(Sinkt erschöpft in einen Stuhl.)*

Elfte Scene.

Duselmann. Hanne.

Hanne *(bei Seite).* Nu weeß ick doch wahrhaftijen Jott nich, wie ick'en aus diese Stube spediren soll.

Duselmann *(bei Seite).* Sie zögert, sie scheint mir etwas sagen zu wollen. Es schien mir gleich anfangs, als ob mein unglückliches Schicksal ihre weibliche Seele rührte.

Hanne *(bei Seite).* Wenn ick ihm ooch jraulich machte. Aber des hilft ja nischt, er kann ja nich raus.

Duselmann *(bei Seite).* Ich will die Initiative ergreifen. Der Mann besiegt unfehlbar das schwache Geschlecht durch Schmeichelei — dies wird durch die geschichtliche Erfahrung aller Völker und aller Zeiten bestätigt. *(Nähert sich geckenhaft und will ihre Hand ergreifen.)* Schönste der Schönen!

Hanne *(gibt ihm eine Maulschelle).* Wat, Sie alter ausjemerjelter ejiptischer Reichsmumie wollen noch so ne Jedanken haben? *(Ab in ihr Zimmer, welches sie hinter sich verschließt.)*



Zwölfte Scene.

Duselmann *(allein).*

Duselmann *(entkleidet sich während der folgenden Scene bis zu dem Grade, welchen die Prüderie des betreffenden Publikums erlaubt, legt aber in jedem Falle Rock und Zopfperrücke auf den dem Bette entfernter stehenden Stuhl nieder).* Noch ein Mißverständniß! Noch eins, das schrecklichste von allen! *(Exaltirt.)* Mein Ruf als moralischer Mensch und Professor, mein Charakter — *(plötzlich beruhigt)* doch, an dem ist ja nichts mehr zu verlieren. — *(Nachdenkend.)* Nannte sie mich nicht eine ägyptische Reichsmumie? *(Setzt sich eine Schlafmütze auf.)* Das läßt wenigstens auf einen in der dienenden Klasse ganz ungewöhnlichen Grad von klassischer Bildung schließen. Es ist offenbar, sie ist nicht, was sie scheint. Alles in diesem Hause athmet ein fürchterliches Geheimniß; aber ich bin so müde, so zerschlagen — *(setzt sich auf den Stuhl neben dem Bette und dabei auf Oertels zurückgelassenen Rock).* — Was ist das? — ein fremder Rock. Schauerlich! Umlauert von fremden Röcken! *(Einnickend.)* Wenn dieser Heuler ein Schutzmann wäre? *(Auffahrend.)* Ich träumte, der Genius von Deutschland gäbe mir einen Tritt in das Sitztheil. Ich sollte wach bleiben, aber ich bin zu sehr zerprügelt. Wenn mich die Linke in dieser gräßlichen Lage sähe, sie würde ein furchtbares Gelächter anstimmen. *(Auffahrend.)* Schon wieder dieser verfluchte Genius. *(Einnickend.)* Sie würde sagen, dahin kann einen die Staatsmännischkeit bringen. Die Linke ist *(bläst das Licht aus)* roh. *(Es schlägt elf. Er schläft ein.)*

Dreizehnte Scene.

(Man hört eine Leiter ansetzen. Allmählich erscheint Oertel am Fenster.)

Duselmann. Oertel *(noch in der Jacke des Schutzmanns.)*

Oertel. Amalie! Pst! — Amalie! Pst! *(Steckt den Kopf hinein, horchend.)* Niemand! *(Steigt vorsichtig in's Zimmer.)* Daß auch Hanne nicht hier ist, sie hat doch das Licht ausgeblasen. Geduld! sie werden kommen. *(Horchend.)* Schläft da nicht Jemand? Ja — es holt Athem — es schläft — es ist Amalie. Die Aufregung, das viele Weinen ohne Zweifel hat sie ermüdet — sie hat sich vorher etwas ausruhen wollen, und ist auf dem Bette eingeschlafen. *(Nähert sich dem Bette.)* Armes Kind! — — Holdes, liebliches Geschöpf. *(Sentimental.)* Sie schlummert! *(Ergreift Duselmanns Hand, um sie zu küssen.)*

Duselmann *(auffahrend).* Laß doch, Genius.

Oertel. Hölle und Teufel! Es ist Heuler.

Duselmann *(wach, springt auf, indem er mit der einen Hand den Leuchter, mit der andern Oertels Rock ergreift. Mit Angstgebrüll:)* Ich protestire.

Oertel. Schreien Sie nicht so, oder —

Duselmann *(wie oben).* Ich protestire energisch.

Oertel. Kerl, wenn du nicht aufhörst zu protestiren — *(Tritt ihm näher.)*





Duselmann. Komm mir nicht zu nah, oder ich senke dir diesen Leuchter in den Busen.

Oertel. — So prügle ich dich todt.

Duselmann *(retirirend, während Oertel ihn verfolgt. Schreit).* Ich bin genug geprügelt, ich bin über die Natur geprügelt, ich bin in meinen empfindlichsten Interessen verletzt —

Oertel *(zündet ein Streichhölzchen an).* Jetzt drehe ich dir den Hals um.

Duselmann *(erblickt ihn und reißt aus).* Ein Schutzmann! Ich protestire auf's energischte! *(Springt zum Fenster hinaus.)*

Vierzehnte Scene.

Oertel. Hanne *(mit Licht).*

Hanne *(hält Oertel, der dem Professor durch's Fenster nach will, am Beine fest).* Halt! So schießen de Preißen nich.

Oertel *(wüthend).* Wer hält mich! Ah, Hanne. Sage, was ist das für 'ne verfluchte Geschichte, daß ich den alten Heuler hier —

Hanne *(lachend).* Den alten Heuler, hahaha! Es is Duselmann.

Oertel *(wüthend).* Der Professor Duselmann! *(Plötzlich lachend.)* Hahaha!

Hanne. Er hat seinen Rock un seine Perrücke in Stich gelassen. Hahaha!

Oertel. Und mit meinem ist er davon gegangen, hahaha.

Beide. Hahahaha!

Oertel. Wo ist das Fräulein?

Hanne. I! Bedenken Se man vor's Erste, wo Sie sind. Heren Se denn den Mordspektakel nich? Herr Heiler is uf de Straße runter jelaufen un hat das janze Viertel zusammengetrommelt.

Oertel *(Horchend).* Sie kommen. Ich steige wieder zum Fenster — bah! die Leiter ist fort.

Hanne *(von einem plötzlichen Gedanken ergriffen).* En jettlicher Jedanke! En jettlicher Jedanke! *(Nimmt Duselmanns Rock und Perrücke.)* Richtig! da is noch sein Paß.

Oertel. Aber was meinst du denn?

Hanne *(ihn fortziehend).* Jeschwindeken! Jeschwindeken! Se jehn die Hintertreppe als Schutzjeist runter un kommen de Vordertreppe als Professor wieder ruf.

Oertel. Hanne, laß dich umarmen.

Hanne. Später. *(Beide ab in Hanne's Zimmer.)*

Fünfzehnte Scene.

Der Schutzmann. Duselmann *(hinkend).* Heuler. Ein Lieutenant. Ein Gensd'arm *(hält in der einen Hand den silbernen Leuchter und in der andern Oertels Rock).*

Heuler *(in Schlafrock und Schlafmütze).* Halten Se'n fest, Herr Schutzengel. Ne, aber so'n Racker is noch ja nich da jewesen.



Lieutenant. Wer sind Sie, jemeiner Verbrecher.

Duselmann. Ich bin von der Leiter gefallen.

Lieutenant. Haben Sie diese Letter von auswendig angesetzt?

Duselmann. Von inwendig konnt' ich sie doch nicht ansetzen.

Lieutenant. Des is wahr.

Alle. Ja, da hat er Recht.

Schutzmann. Wenn Herr Leitnant jefälligst erlauben, die Letter konnte sich doch nicht von selber ansetzen.

Lieutenant. Des is wahr.

Alle. Des is richtig.

Heuler. Es is also 'n weitverzweigtes demokratisches Complott jejen mir un meinen silbernen Leichter, als Berliner Birjer.

Lieutenant. Es is klar, es is eine weitverzweigte demokratische Verschwerung, Gensdarm!

Gensd'arm. Herr Leitnant.

Lieutenant. Sie werden vor Tagesanbruch sämmtliche der Demokratie verdächtige Demokraten in's Viertel verhaften.

Gensd'arm. Zu Befehl, Herr Leitnant.

Duselmann. Jetzt durchschaue ich's! Ein künstliches Complott, um die ganze Gotha'sche Partei mit einem Schlage zu vernichten.

Heuler *(zu Duselmann)*. Wollten Se mich jefälligst ihre Ansichten entwickeln, warum Se vor meine jastfreindliche Aufnahme aus des Fenster jestiegen sind.

Duselmann. Sie hatten mich eingeschlossen und durch's Schlüsselloch ging ich doch nicht durch.

Heuler. Das ist wahr.

Alle. Da hat er Recht.

Heuler. Aber warum haben sich Se denn diesen silbernen Leichter zu Jemiethe geführt?

Alle. Ja, warum dieses?

Duselmann. Erstens wußt' ich nicht, daß er von Silber wäre, und zweitens, wenn er auch von Gold gewesen wäre, so hätte ich ihn mir doch zu Gemüthe geführt. Wenn man ein Volk zur Verzweiflung treibt, so vertheidigt es sich mit den Waffen, welche die Natur ihm verliehen hat.

Lieutenant. Anjejriffen, von wem?

Heuler. Ja wol, von wem? Meine Male un meine Hanne werden doch uf so 'ne Spur der Verwesung kenen nächtlichen Anjriff machen.

Duselmann. Sehe ich nicht angegriffen genug aus?

Alle. Das ist wahr.

Lieutenant. Die Kanaille jibt treffende Antworten. Doch verflucht jescheite Kerle, diese Kommunisten.

Duselmann. Ich klage jene Jungfrauen nicht an. Ich war eben etwas einge-

schlafen, als mir träumte, der Genius von Deutschland erschiene und gäbe mir einen — einen Rippenstoß.

Heuler. Des war sehr bieder von den Jenius von Deitschland.

Schutzmann. Ick trete in den Jenius von Deitschland seine Fußtapfen. *(Gibt ihm einen Rippenstoß.)*

Duselmann. Ich pro —

Gensd'arm. Ich ooch. *(Ebenso.)*

Duselmann. — test —

Heuler. Ick ooch. *(Ebenso.)*

Duselmann. — tire.

Lieutenant. Ich verbitte mich alles unehrerbietige Protestiren in Jejenwart vor Ihre vorjesetzte Behörde. Ibrijens mejen Sie jetzt fortfahren, sich mit anständije Freimiethigkeit zu eißern.

Duselmann. Dieses Traumgesicht erschien mir dreimal. Beim dritten male erwachte ich und sah — eine Gestalt.

Heuler. Reiberjeschichten. In mein Haus jibt es keene Jestalten.

Duselmann. Ich sah eine. Und es ist überhaupt bekannt, daß es in Berlin allerdings Gestalten gibt, und daß sie auch gesehen worden sind — von Staatsmännern gesehen.

Lieutenant. Was vor eine Gestalt?

Duselmann. Eine Gestalt, welche mich mit Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung an mir bedrohte.

Lieutenant. Das bejreufe der Deibel.

Heuler. Er will bloß mein Haus in schlechten Ruf bringen.

Duselmann. Die Gestalt machte Feuer an und ich sah, daß sie ein *(mit Schauder)* Schutzmann war.

Schutzmann *(rückt ihm auf den Leib)*. Ick werde dir jleich bejestalten.

Duselmann *(schreiend)*. So wahr ich Professor Duselmann heiße!

Heuler. Duselmann, ah, Duselmann! Hören Se mal, wenn Sie Duselmann heißen, so heiße ick Muselmann.

Gensd'arm *(hält Oertels Rock an's Licht und sucht in den Rocktaschen)*. Dies is der authentische, jenau steckbrieflich verfolgte Rock von den berichtigten Frankfurter Parlamentskommunisten Ertel, un hier is ooch sein Paß. *(Gibt ihn dem Lieutenant.)* Da, da steht et mit jroße Buchstaben: Herr Oertel.

Duselmann. Das Schicksal will den Untergang der Gotha'schen Partei.

Schutzmann. Er war also richtig doch hier in's Haus, das Luder.

Heuler. Er hatte sich untern falschen Namen einjenistet, als mein Braitijam, der Böstrich!

Duselmann. Ihr Bräutigam? Die alten Griechen hatten diese Sitte, aber Sie hätten schwerlich eine Partie gefunden. Das schlagen Sie sich nur aus dem Kopf.



Gensd'arm. Die Letter is Zeije. Es war eene jroße über janz Deitschland verzweigte Verschwerung.

Schutzmann. Deren Wurzeln sich in de Schweiz verlieren.

Heuler. Karl Heunzen un Jakob Venedeu stehen an de Spitze davon.

Lieutenant *(lorgnettirt Duselmann)*. Also das ist die infame Kanaille, Oertel!

Duselmann. Oertel! Mit unsern bittersten Feinden verwechselt man uns!

Lieutenant *(wie oben)*. 'ne kolossale Kanaille! Pyramidalisch!

Duselmann. Ich schwöre es Ihnen bei Jagern und den übrigen Edlen, ich bin nicht Oertel, ich bin —

Gensd'arm. Schweigen Sie in Jejenwart ihrer Vorjesetzten.

Schutzmann. Sonst spiel' ick wieder Jenius von Deitschland mit Ihnen.

Duselmann. Nein, das ist ja aber nicht mehr zum aushalten. Ich Demokrat? Ich Republikaner? Ich Oertel? Oertel ich? Das ist ja aber gräßlich. Lieber wollte ich mich ja doch wahrhaftig zum Hofnarren hergeben — ja! zum Hofnarren —

Schutzmann. Ma, wat haben Se denn in Erfurt jemacht?

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Hanne.

Hanne *(kommt durch die Hauptthür)*. Herr Heuler, da is en fremder Herr, der Ihnen sprechen will.

Heuler. Mir, mitten um Mitternacht? Des is ja janz anarchisch.

Hanne. Er sagt, er is Herr Professor Duselmann.

Alle. Duselmann!?

Duselmann. Ich?

Heuler. Lassen jleich rin kommen. Jott sei Dank! Des is ja wie Lüde in Fabeln.

Hanne. *(Ab.)*

Duselmann *(mit wilder Ironie)*. Freut mich ungeheuer seine Bekanntschaft zu machen.

Lieutenant. Das Unjeheuer is noch witzig!

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen ohne Hanne. Oertel *(in dem Rock und der Zopfperrücke Duselmanns)*.

Heuler. Endlich! Endlich, mein lieber theurer Herr Professor.

Oertel. Entschuldigen Sie wirklich, mein theurer Onkel, daß ich es wage, mich in einer so späten Stunde Ihnen noch vorzustellen,

Heuler *(bei Seite)*. En scharmanter Mann. *(Laut.)* Jrade in's Jejentheil —

Duselmann *(ihn unterbrechend)*. Hat nichts zu sagen, ganz und gar nichts zu sagen.

Lieutenant. So 'ne freche Bestie is mir aber doch in meiner Praxis noch nich vorjekommen.

Heuler *(zu Oertel)*. In's Jejentheil, besser konnten Se ja nich kommen, um einen scheißlichen Betriejer zu entlarven.



Duselmann. Besser konnten Sie gar nicht kommen.

Lieutenant. Der Kerl is kolossal, pyramidialisch!

Oertel. Einen Betrüger, ich?

Heuler. Ja, denken sich Se, ein berichtigter Kommunist hat die kleine aber jroße Verwejenheit jehabt, sich hier unter Ihren Namen einzuführen, un silberne Leuchter zu stehlen.

Duselmann. Ja, denken sich Se!

Oertel. Ein Kommunist unter meinem Namen?

Schutzmann *(auf Duselmann zeigend)*. Der Spitzbube da is et.

Oertel. Was? Sie, Herr Oertel? Zu diesem Grade der Verworfenheit und des Verbrechens haben Ihre zersetzenden Tendenzen Sie geführt?

Schutzmann. }
Gensd'arm. } Et is Ertel!

Lieutenant. Es is kein Zweifel!

Heuler. Sie kennen ihn!

Oertel. Natürlich, von der Paulskirche her. Einer der Negativsten, Unreifsten, Charakterlosesten —

Duselmann *(wüthend)*. Ich negativ? Ich unreif? Ich, der ich jedenfalls der gründlichste, gelehrteste, staatsmännischte Professor der Partei, der ich — Nein! er ist einzig, dieser neugebackene Professor Duselmann. *(Hysterisch zu den Umstehenden.)* Ist er nicht wirklich einzig?

Schutzmann *(streng)*. Verbrecher, stille!

Oertel. Um jedem Zweifel über meine Identität zuvorzukommen, so ist hier mein Paß. *(Überreicht ihn dem Lieutenant.)*

Heuler. O, verehrter Herr Professor, wie kennen Se blos jloben —

Duselmann. Mein Paß! *(Sucht in seinen Hosentaschen.)* Jetzt wird die Wahrheit einen Triumph feiern — einen ungeheuern Tri — wo ist mein Rock? Ich bedarf nichts, als meines legitimen Rockes —

Gensd'arm. Hier is er ja, wat wollen Se denn noch?

Duselmann *(stößt den Rock verächtlich zurück und sucht im Zimmer)*. Spurius. — Ich suche keinen theoretisch angebildeten, ich suche einen natürlich mit meinem innersten Wesen verwachsenen Rock.

Lieutenant *(gibt den Paß an Oertel zurück)*. Is jut, Herr Professor. Ich bin zufrieden.

Duselmann *(bleibt verstört stehen)*. Er ist entwendet!

Heuler. Jeben sich Se keine Miehe weiter, demokratisches Unwesen; *(indem er ihm den Paß vor die Augen hält)*. Da steht's. — Des hier ist der ödelste Mann von Deutschland un Sie sind en erwiesener Falschminzer.

Duselmann *(greift nach dem Paß)*. Er ist's! Es ist mein Paß.

Heuler. Oho! So haben wir nich jewettet.

Duselmann *(düster)*. Die antike Tragödie kennt nur ein Beispiel einer der-



artigen Verwechslung; nämlich die Mutter des Ödipus, Jokaste, welche von ihrem Sohne aus Versehen geheirathet wurde.

Schutzmann. Hier is weder von Juckkasten noch von Heirathen die Rede, sondern kommen Se jetzt mal erst vor's erste mit uf die Polizei.

Duselmann. Sie?! Was Sie wollen weiß ich, Schutzmann, Sie wollen meinen Kopf. — Ich sehe recht gut den ganzen Zusammenhang. In Erfurt werde ich der Bubenpolemik beschuldigt, in Berlin werde ich in noch nicht zweimal 24 Stunden zum vierten Male von der öffentlichen Sicherheit angefallen; in diesem Hause, das von Schutzmännern wimmelt, werde ich von Gestalten verfolgt; dieser alte Seelenverkäufer verklagt mich wegen seines Leuchters, und dieser falsche Demetrius erklärt mich für negativ und unreif. Den glorreichen Namen Duselmann nehmen sie mir, unter dem frivolen Namen Oertel werde ich mit Rippenstößen traktirt. Mein historischer Rock, meine letzte Hoffnung, diese gräßliche Katastrophe zur Entwicklung zu bringen, wird mir geraubt, ein elendes Machwerk ohne geschichtliche Grundlage, mir willkührlich übertragen. Es fehlt nur noch, daß man mir mit Blut geschriebene Briefe unterlegt. Es ist ein tiefgelegtes teuflisches Komplott zur Vernichtung unserer ganzen Partei. Wir haben unsern Dienst gethan, man braucht uns nicht mehr. Ja, jetzt sehe ich eine Reaktion!

Oertel *(bei Seite)*. Endlich doch!

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Amalie.

Amalie. Sage, lieber Onkel, was gibt es denn im Hause?

Lieutenant *(lorgnettirend)*. Jettliches Mächen!

Duselmann. Das ist sie, ah!

Heuler. Wat et jibt? Wenn ich nich jewesen wäre, so jäb et ja nischt mehr, keen Eijenthum, keene Familie, keene silberne Leichter, keen mich, keen dich, keen jar nischt.

Amalie. Das ist ja schrecklich.

Lieutenant. Ich bin ewig untrestlich, mein Freilein, daß ich das Unjlick haben muß. — Ich habe müssen ein kleines Exempel an einem von den unjezogenen Demokratenjungens statuiren. Sie kennen durchaus ruhig sein, ich stelle mich janz zu Ihrer Verfüjung. Ich schmeichle mir, daß ich durch dieses unanjenehme Ereigniß Jelegenheit habe, mich janz Ihrer liebenswürdigen Ruhe und Jlickseligkeit zu widmen.



Amalie. Auf ewig?

Lieutenant. Auf ewig, auf Ehre! *(Bei Seite. Geckenhaft.)* Jleich weg!

Amalie. Danke, mein Freund. *(Dreht ihm den Rücken.)*

Lieutenant *(ganz verlegen. Bei Seite)*. Mein Freund?! — Ah, sie verstellt sich, die Kleine, vor ihrem Breitijam.



Heuler *(zu Oertel)*. **Herr Professor, dieses ist diejenigte,** welche sich schmeuchelt, eunerseits nich blos **meine Popillje und Nüchte,** sondern auch andrerseits Ihre werthjeschätzte Frau **Jemahlin** vorzustellen. — **Male,** so betrage dir doch heflich.

Oertel *(trocken)*. **Also Sie sind die junge Dame?**

Duselmann. **Ich bitte um's Wort zu einer** persönlichen Bemerkung.

Lieutenant. **Sie haben hier** jar nichts **zu bemerken.** *(Galant.)* Freilein allein haben hier —

Duselmann *(schreit)*. **Ich bitte** um's **Wort zu einer** persönlichen Bemerkung: Ich bin der wahre **Duselmann!**

Oertel. Es scheint **wirklich** eine fixe **Idee bei** ihm.

Heuler. Ja, nich **wahr?**

Lieutenant *(wüthend)*. **Wie** kennen **Sie sich** unterstehn, Sie ausverschämter Mensch —

Duselmann *(schreit)*. **Ich** bin der **wahre Duselmann;** ich bin der historisch berechtigte **Duselmann.**

Lieutenant *(zieht ihm mit der Degenscheide eins über)*. Das bist du! Ich werde dich historisch **berechtigen.**

Schutzmann. }
Gensd'arm. } *(Stoßen ihn.)* Ick **werde dir** historisch berechtijen.

Duselmann *(schreit)*. **Sie bewegt sich doch!** *(Verstockt.)* Sie bewegt sich doch!

Amalie. Herr **Leutnant,** diese **Behandlung** ist empörend.

Lieutenant. **Er belästigt Sie, mein Freilein,** auf Ehre! Ich kann auf Ehre nicht zujeben —

Amalie. Danke, **mein Freund.**

Lieutenant *(ganz verlegen bei Seite)*. **Mein** Freind?! — Sie kann sich unjeheier verstellen, **der kleine Pfiffikus**

Oertel. Ich **muß gründlich bedauern, Herr** Heuler, daß ich bloß herkommen konnte, um mich **bei Ihnen zu entschuldigen.** Ich muß im Augenblick wieder abreisen.

Heuler. **Abreusen? Wo so?**

Oertel. Kaum **angekommen, erhielt ich** eine telegraphische Depesche, welche mich zu einer **höchst wichtigen Versammlung** der besten Männer nach Schöppenstädt beruft, **wo wir von jetzt an bleibend** tagen werden.

Duselmann. **Ich gehöre nach Schöppenstädt,** nicht Sie, falscher Waldemar!

Oertel *(beruhigend, wie zu einem Kinde)*. Sie haben Recht, lieber Mann, Sie haben Recht.

Heuler. **Wat soll denn aber aus unsre** morjije Verlobung werden?

Duselmann. **Ich bleibe ja hier.** **Reisen** Sie nur nach Schöppenstädt, Herr Professor **Duselmann.**

Alle. **Endlich gesteht er's, daß es** Duselmann ist.

Oertel. **Mein lieber Herr Heuler,** ich muß Ihnen wirklich gestehen, daß ich in diesem **Augenblick** von staats**männischen** Sorgen so übernommen bin und bei

den politischen Aussichten wahrscheinlich die nächsten 3 bis 6 Tage so übernommen bleiben werde, daß —

Duselmann. Er will sie nicht! So begreife ich nichts mehr.

Lieutenant. Der Kerl ist verrückt. Ein jettliches Mächen mit Jeld!

Heuler. Ah, ick verstehe, Se wollen de internationale Beziehungen zu de Heiler'sche Familie abbrechen? Erst versprechen un denn Winkelzieje machen, un denn —

Duselmann. Da sehn Sie, was er für ein Mensch ist.

Heuler. Echt jothaisch!

Amalie *(weint)*. Onkel, diese Schande haben Sie auf mich gebracht.

Lieutenant. Mein Freilein, tresten Sie sich, ich bleibe Ihnen ewig treil

Oertel. Man muß immer das Mögliche — das Wohl des Vaterlandes — meine Pflicht, als Reichsprofessor —

Duselmann. Ich begreife nichts mehr — sie bekommt doch einmal 80000 Thaler!

Heuler. Wat, zum Deibel, jeht mir Ihre Pflicht un des Wohl des Vaterlandes an. Ick will mir vor keen Vaterland vor de janze Familie blamiren. Ick hab' et schriftlich, ick zwinge Ihnen, ick vereffentliche unsre janze diplomatische Korrespondenz, ick blamire Ihnen vor janz Deitschland —

Duselmann. Aber ich weigre mich ja gar nicht. Ich verlange ja gar nichts besseres —

Schutzmann / Gensd'arm *(drohend)*. Will er jleich et Maul halten.

Lieutenant *(bei Seite)*. Zwei Verrückte! Sie schwärmt für mich allein.

Oertel. Ich bin gar nicht abgeneigt später vielleicht —

Heuler. Später vielleicht! Ah, Spiejelberg! Wenn det keene faule Fische sind mit Ihre telejraphische Depesche, jut, so nehmen Se se jetzt mit uf de Eisenbahn.

Amalie. Onkel! ich kann doch nicht —

Heuler. Ick jebe dich Hannen mit, die wird en schon in Ordnung halten. Morjen komm' ich nach. *(Zu Oertel.)* Ick jebe ihr zwanzigtausend Thaler mit statt zehne, wollen Se ihr jetzt mitnehmen oder nich?

Duselmann. Er wirft sie ihm an den Hals! Es ist laokoontisch!

Oertel *(die Uhr ziehend)*. Ich habe nur noch eine Viertelstunde Zeit zur Eisenbahn.

Heuler. Ihre Sachen kann ick ihr nachschicken. Wollen Se jetzt oder nich?

Oertel. Wenn Sie mich am Ende zwingen —

Heuler. Ja, ick zwinge Ihnen. *(Rufend.)* Hanneh! *(In die Scene.)* Hanne, rasch 'ne Droschke.

Amalie. Lieber Onkel, Sie haben mir doch erst vor einer Stunde Ihr heiliges Wort gegeben.

Lieutenant *(bei Seite)*. Blos meinetwejen. Jettliches Mächen!

Heuler. Un ick habe dir erst vor zwei Stunden erklärt, des ich als Berliner Birjer blos Jotten verantwortlich bin. Allons, Marsch!





Duselmann. Es ist die Geschichte vom trojanischen Pferd! Und ich bin dabei der Laokoon — nein! ich bin Troja — nein! ich bin das Pferd.

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen. Hanne.

Hanne. Die Droschke is vor de Dihr.

Heuler. Gut, Hanne, du fährst mit nach Schöppenstädt, mit Mamsellken und den Herrn da un jibst Acht, daß Se unterwegs kene dumme Streiche machen. Morjen komm' ick nach.

Hanne. Jut, Herr Heiler. *(Stummes Spiel zwischen Schutzmann und Hanne.)*

Oertel *(ärgerlich, bietet ihr den Arm).* Nun, so kommen Sie, Fräulein.

Duselmann *(bei Seite, Oertel genau betrachtend).* Ist das nicht mein Rock?

Amalie *(umarmt Heuler).* Adieu, grausamer Onkel.

Lieutenant *(bei Seite).* Wie sie schmachtet. Jettliches Mächen!

Heuler *(weint).* Adje, arme Jöre. Sei man ruhig. Hanne ist ja bei dich un morjen komm' ick nach.

Oertel *(gibt Amalien den Arm und Heuler die Hand).* Adieu, Herr Onkel — wenn Sie aber auch was durchsetzen wollen —

Heuler *(geschmeichelt).* Nich wahr? Ja, so. setz' ick et durch.

Duselmann *(wie oben).* Ist das nicht meine Perrücke?

Amalie *(zu diesem).* Adieu, Herr Professor Duselmann.

Duselmann *(bei Seite).* Ich glaube, sie macht sich noch über mich lustig. *(Wie oben.)* Es ist meine Perrücke mit dem schönen Zopfe.

Amalie. Adieu, Herr Lieutenant!

Lieutenant *(bei Seite).* Wieder eine unjlücklich jemacht!

Heuler. Fort, Kinder, fort! Adie! Adie! Morjen komm' ick nach. *(Drängt sie nach der Thür.)*

Alle. Adieu! Adieu! *(Oertel, Amalie, Hanne ab.)*

Zwanzigste Scene.

Duselmann. Heuler. Lieutenant. Schutzmann. Gensd'arm.

Duselmann *(hat sich Oertel nachgeschlichen und reißt ihm im Augenblick, wo dieser zur Thür hinaus geht, die Perrücke ab).*

Duselmann *(schwingt die Perrücke).* Jo triumphe! Jo triumphe! Die Wahrheit kommt an's Licht.

Heuler. Er is toll.

Lieutenant. Was hat er denn nun wieder?

Gensd'arm. Allons, marsch jetzt!

Schutzmann. Uf de Polizei.



Duselmann (*nimmt die Schlafmütze ab und setzt sich die Perrücke auf*). Ah! das dachtest du wohl nicht, du schamloser Stegreif! (*Drapirt sich antik.*) Bin ich jetzt Duselmann oder bin ich es nicht?

Schutzmann. Ach, ja woll, nu in de Perricke kenn ick em ja wieder; des is ja der Professor Duselmann, der liederliche Jotha'sche Reichsvajabunde, der alle 5 Minuten arretirt is.

Alle. Duselmann!

Lieutenant. I versteht sich, jetzt in der Perrücke kenn' ich ihn auch. Der Kerl, der sich jestern Morjen jejen mich widersetzte.

Gensd'arm. I, Herr Jeminiken, ja, den ick so jepriejelt habe, der hieß ja Duselmann, jetzt erinner ick mir erst in de Perricke.

Heuler. I, des wäre ja janz — anarchisch. Denn sind also zwee Duselmänner —

Duselmann (*groß*). Es gibt nur Einen Duselmann.

Schutzmann. Der hat Den seine Perricke jestohlen. Des is mich hechst zweideitrig.

Lieutnant. Wem jehört dieser Rock? Des is jetzt die Hauptsache.

Duselmann (*zieht Oertel's Rock an, der ihm durchaus nicht paßt*). Ich appellire an den gesunden Sinn der Bevölkerung, ob diese Daperie für einen Reichsprofessor typisch ist?

Gensd'arm. Denn is der, der mit des Freilein abjerutscht is, Ertel.

Alle. Et is Ertel! Et is Ertel!

Duselmann. Die Wahrheit feiert in diesem Augenblick einen ungeheuern Triumph.

Heuler (*wüthend*). Ertel! der Republikaner! der Kommunist! der Meuchelmörder! Gensd'arm, hundert Thaler, wenn s'en mich wiederbringen. Dodt oder lebendig!

Lieutenant. Rasch! Ich jebe Ihnen noch zwei Jroschen dazu.

Gensd'arm. Zu Befehl, Herr Leutnant. (*Ab.*)

Einundzwanzigste Scene.

Heuler. Lieutenant. Duselmann. Schutzmann.

Heuler. O, ich alter Esel! (*Setzt sich erschöpft.*)

Schutzmann. Ja.

Lieutenant (*bei Seite*). Vielleicht entschließe ich mich noch, sie zu heirathen.

Schutzmann (*hält Duselmann, der sich fortzuschleichen sucht, am Rockzipfel*). Warten Se mal en Bisken, Sie da!

Duselmann. Was wollen Sie noch von mir?

Heuler. Halten Se'n fest! Er ist an allens Schuld.

Duselmann. Ist Euer Blutdurst noch nicht gesättigt?

Schutzmann. Erst kommen Se mal noch mit uf de Polizei und denn wollen wir unsern Blutdurst settijen.



Duselmann. Mitkommen? Ich mit Dir? Nein, man schleife mich auf einer Kuhhaut zum Richtplatz, man lasse mich von vier Hengsten zerreißen, man verbrenne mich als Hexe — ich liebe das Mittelalter, ich achte das preußische Gesetz, ich habe für die Aufrechterhaltung dieser historischen Rechte gekämpft und gelitten — aber noch einmal in den Händen der Schutzmannschaft, noch einmal Gegenstand der richtig verstandenen Freiheit — Ich protestire! (*Reißt plötzlich aus und rettet sich vor dem verfolgenden Schutzmann auf einen Stuhl, vom Stuhl auf den Tisch, und vom Tisch auf den Schrank.*)

Heuler (*von der andern Seite wirft mit dem Bettzeug nach ihm*). Will er runter!

Duselmann. Heuler, warum verfolgst du mich?

Heuler. Warum hast du meine Male echappiren lassen.

Leutnant (*sticht mit dem Degen nach Duselmann*). Will er gleich runter!

Duselmann. Herr Lieutenant, warum haben Sie diese Pique auf mich?

Lieutenant. Um dir die Heirathsgedanken zu vertreiben, alter Sünder.

Schutzmann (*wirft ihm eine Schlinge um den Hals*). Siehst de, wie de bist!

Duselmann. Halte still, Schutzmann, ich komme ja schon.

Lieutenant. Willst du dem jettlichen Mächen entsagen?

Duselmann (*indem er allmählich herabgezogen wird*). Allem, allem! Ich entsage dem göttlichen Mädchen. So laß doch aber deine verfluchte Schlinge — ich entsage ja allem, was Sie wollen, ich entsage dem deutschen Erbkaiserthum, ich entsage meinen Diäten, ich entsage allen Freuden des Lebens, ich entsage allen deutschen Einheiten, der deutschen Kunst und Wissenschaft, der deutschen Treue und Redlichkeit, der deutschen Keuschheit — ich entsage allen Tugenden, ich entsage feierlichst allen bürgerlichen, politischen und Menschenrechten — man muß immer nur das Mögliche anstreben — (*auf die Schlinge deutend*) — aber bleiben Sie mir mit Ihrer verfluchten, richtig verstandenen Freiheit da vom Halse.

Lieutenant. Ihre aufrichtige Reie bestimmt mich, Jnade vor Recht erjehn zu lassen. Versprechen Sie mir, den Berliner Jeschmack nie wieder mit Ihre schwarz-roth-joldene Jejenwart zu beleidigen.

Duselmann. Ich verspreche Alles. Ich will mich schwarz und weiß anstreichen lassen, wie einen Sarg, wenn Sie wollen. Ich will ja durchaus nur das Mögliche anstreben.

Lieutenant. Sie sollen gar nichts anstreben.

Duselmann. Gut, so strebe ich gar nichts an.

Lieutenant. Schutzmann, so kennen Sie ihn auf die Eisenbahn transportiren.

Heuler. Ja, aber warten Se mal erst, wer soll denn nach diese nöchtliche Affäre mit des verworfene Subjekt, meine Male heirathen?

Lieutenant. Wenn ich nicht wüßte, daß Fräulein Amalie mich liebte und nur auf ihren Befehl dem vorgeblichen Professor —

Zweiundzwanzigste Scene.

Die Vorigen. Oertel. Amalie. Hanne. Gensd'arm. Ein Polizeikommissär.

Gensd'arm. Jlicklich attrapirt.

Lieutenant. Mein Freilein, ich bin zu jlicklich, daß ich Sie aus den Händen eines —

Heuler. Ha, du! Herr Leitnant, ick fordre jetzt Jerechtigkeit als Rentier Onkel und Mensch.

Duselmann. Man vollziehe die richtig verstandene Freiheit in ihrer ganzen Strenge an ihm.

Polizeikommissär (*zu Duselmann*). Sie sind Herr Oertel?

Duselmann. Ich Oertel? Bedienen Sie sich doch wo möglich anständigerer Ausdrücke. Ich bin der berühmte Professor Duselmann.

Oertel. Oertel bin ich.

Heuler (*drohend*). Hu! du!

Polizeikommissar. Das ist gut, es gilt Ihnen beiden. Der Staatsanwalt —

Heuler. Schutzmann. Gensd'arm. Aha! Die Kuhhaut is schon anjespannt.

Amalie. O gerechter Himmel, mein Gustav. (*Hängt sich an Oertel.*)

Lieutenant. Ah! — Sie hat mich nie jeliebt.

Heuler. Wat? dein Justav! — O, ich alter Esel!

Schutzmann. Ja.

Duselmann. Alles war abgekartet. Jetzt begreif' ich.

Heuler. Allens abjekartet — o, ich alter Esel.

Polizeikommissär. Meine Herren, werden Sie mich zu Worte kommen lassen? Der Staatsanwalt gibt die Verfolgung gegen Herrn Oertel auf, womit zugleich die Weisung verbunden ist, augenblicklich Berlin zu verlassen.

Alle. Gibt die Verfolgung auf! (*Oertel und Amalie umarmen sich.*)

Polizeikommissär. Was Herrn Professor Duselmann betrifft, welcher sich hier seit zwei Tagen zu hochverrätherischen Zwecken aufhält, so ist der Herr Polizeipräsident der Ansicht, es müssen diese Wölfe in Schafskleidern, die seit zwei Jahren umgehen und sich gegenseitig die edelsten deutschen Männer nennen, erkannt werden, als das, was sie sind.

Heuler. Er muß mit jliehenden Zangen jekniffen werden.

Polizeikommissär. Um dem preußischen Volke zu zeigen, worauf Ihre ganze Herrlichkeit beruht, wird man Sie morgen der Perrücke und des Zopfes entkleiden und Sie so in Ihrer natürlichen Nichtigkeit durch die belebtesten Straßen der Stadt auf die Eisenbahn bringen.

Duselmann (*vernichtet*). Ich trete vom politischen Schauplatz zurück, ich habe mich abgenutzt.

Heuler. Un wer heirathet nu meine Male?

Lieutenant. Objleich ich mir nicht mehr schmeicheln darf, jene Jefihle —





Oertel. Herr Heuler, lassen Sie Vernunft mit sich reden, Fräulein Amalie ist majorenn —

Heuler. Noch nich. (*Es schlägt zwölf Uhr.*)

Hanne. Hurrah, et schlägt zwelf. Mamsellken is majorenn.

Heuler. Male, du willst dir jejen deinen ollen Onkel majorennisiren?

Amalie. Lieber Onkel, es hat zwölf geschlagen. Die Zeit hat mich majorenn gemacht, ich kann sie nicht zurückstellen, wenn ich auch wollte.

Oertel. Und mit ihr führen wir doch zuletzt die Braut heim.

(*Der Vorhang fällt.*)



EIN HISTORISCH-MEDIZINICHES QUELLENWERK DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

Ältere fachwissenschaftliche Werke pflegen in den Bibliophilenbibliotheken meistens nicht oder nur aus äußeren Gründen vertreten zu sein, das heißt deshalb, weil ihre Buchgestalt oder die besonderen Eigenschaften eines Exemplares sie dem Sammler besitzenswert erscheinen ließen. Aber auch die neuere Fachwissenschaft kommt, wenn es sich nicht gerade um Spezialbibliotheken handelt, gegenüber der hauptsächlich schönwissenschaftlichen Richtung der Mehrzahl aller modernen Liebhaberbüchereien nicht zu der ihr in einer nach Abrundung suchenden Privatbibliothek gebührenden Geltung. Darüber, als über eine grundsätzliche Frage der Bücherwahl, läßt sich manches Für und Wider erörtern. Soweit indessen ältere Werke fachwissenschaftlicher Art für die Aufnahme in eine Büchersammlung in Betracht gezogen werden sollen, können die Regeln, die F. A. Ebert in der Voranzeige seines Bibliographischen Lexikons begründete, um die Bücher festzustellen, die allgemein geschätzt und gesucht würden, auch heute noch maßgebend sein. Nach ihm gehörten bei einer Beschränkung auf das allgemein Interessante zu solchen Büchern, von den eigentlichen Fakultätswissenschaften (deren Literatur dem Wesen dieser Wissenschaften zufolge größtenteils ein bloß lokales, temporelles, individuelles und eben daher wandelbares Interesse und Wert hat) die Quellen dieser Wissenschaften (Ausgaben der Bibel, Kirchenväter, Rechtsbücher usw.) nebst den gesuchtesten Auslegungen derselben; die wichtigsten Werke aus den historischen

Teilen dieser Wissenschaften; diejenigen Werke aus den dogmatischen Teilen dieser Wissenschaften, welche denselben eine neue Gestalt gegeben haben und daher für die Geschichte derselben wichtig geworden sind; diejenigen Werke, welche sich durch Kostbarkeit, anerkannte und verbürgte Seltenheit oder andere Eigenschaften (bibliographischer Art) empfehlen. Immerhin gibt es neben Hauptquellenwerken und Klassikern der Wissenschaften, neben denjenigen Werken, die den historischen Teilen der Wissenschaften angehören oder die Kostbarkeiten und Seltenheiten im bibliographischen Sinne sind, auch noch alte und veraltete Werke, die sich trotzdem eine eigene Gegenwartsbedeutung bewahrt haben: jene fleißigen gelehrten Stoffsammlungen, die für lange Gelehrtengenerationen eine Fundgrube von Nachweisungen und Tatsachen waren, die in Hinsicht auf die ersteren das Durchsuchen vieler dicker Bände ersparen können und die in Hinsicht auf die letzteren als Beispiele vergangenen Lebens von hohem kulturhistorischen Wert sind. Zu den Büchern dieser Gattung gehören auch die jetzt nur wenig bekannten, obschon keineswegs vergessenen Werke eines deutschen Mediziners aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Martin Schurig, der 1688 in Erfurt Arzt wurde und 1733 als Dresdner Physikus gestorben ist, hat außer einigen kleineren Schriften zur Heilkunde eine medizinische Monographienreihe hinterlassen, die hauptsächlich Gebiete der Gynaecologie und der Sexualwissenschaft behandeln, fleißige Sammlungen, die sehr vieles von dem zusammenstellten, was seine Vorgänger über die von ihm behandelten Gegenstände an Meinungen und vor allen Dingen auch an Tatsachen überliefert haben. Die Kritik, mit der er dabei verfuhr, war nicht allzu streng und so könnte einem flüchtigeren Betrachter der rund 6500 Seiten, von denen hier die Rede sein soll, leicht die Meinung erweckt werden, sie seien eine jetzt den Bücherwürmern zu überlassende

Gewaltleistung in dem höheren Kuriositätenstil akademischer barocker Schriftstellerei. Aber eine solche Meinung wäre irrtümlich. Die ärztlichen Kenntnisse Schurigs, der nicht zu den großen Bahnbrechern der Heilkunde und Heilkunst gehörte, mögen, an den Maßstäben der modernen Medizin gemessen, gering gewesen sein, seine Absichten und Ahnungen, um hier nicht schon von Erkenntnissen reden zu wollen, waren es nicht und sein methodisch-systematisches Verfahren hat ihn jedenfalls zu einem Vorkämpfer der Anthropologie in jenem weiteren Sinne werden lassen, den erst die letzten Jahrzehnte diesem Wissenszweige gegeben haben. Die Arbeiten Schurigs haben ihren anerkannten Platz in der Geschichte der ärztlichen Wissenschaften und ihre fachwissenschaftliche Bedeutung kann und soll in dieser kurzen Nachricht von seinem Lebenswerke nicht erörtert werden. Wohl aber muß ausdrücklich die sorgfältige Art gelobt werden, mit der der Dresdner Physikus seinen gewaltigen Stoff in den gewichtigen zehn Bänden untergebracht hat. Das, was sie auch den späteren Benutzern, die sich nicht mehr mit den Ergebnissen ihrer Untersuchungen beschäftigen, so wertvoll macht, ist ihre reichhaltige Kasuistik, ihr (im guten Sinne des Wortes verstanden) Anekdotenschatz, ihre Beispielsammlung. Die Anführungen, die Schurig gibt, werden in der Sprache und mit den eigenen Worten seiner Quelle wiedergegeben, er zitiert, wenn er sich auf irgendeine fremde Autorität beruft, genau. Ebenso zuverlässig sind die Inhaltsverzeichnisse, der Syllabus Autorum und der Index Rerum gearbeitet, kurz, er hat alles getan, was den Gebrauch seiner Handbücher für wissenschaftliche Zwecke erleichtern kann. Nach der gelehrten Gewohnheit seiner Zeit bediente sich Schurig langatmiger Titel, um den Stoffreichtum seiner Bücher hervorzuheben, weshalb hier nur der erste Band der Reihe mit seinem ganzen Titel angeführt werden soll: Spermatologia Historico-Medica, h. e. Seminis Humani Consi-

deratio Physico-Medico-Legalis, qua Ejus Natur
insimulque Opus Generationis et Varia de Coitu al
pertinentia, v. g. De Castratione, Hemiotomia,
Circumcisione, Recutitione, & Infibulatione, item D
aphroditis & Sexum mutantibus, Raris & selectis C
tionibus, annexo Indice locupletissimo, traduntur, à
tino Schurigio, Physico Dresdensi. Francofurti ad M
Sumptibus Johannis Beckii: MDCCXX. (721 Seiten
8 Seiten Titel und Vorrede und 66 Seiten Inhaltsyerzeichni
Verbesserungen.) Diesem Quartanten reihten sich die folgenc
Sialologia Historico- Medica, h. e. Salivae Humanae
sideratio ... Dresdae, Sumptibus Haered. Miethii 172
Seiten, außerdem 41 Seiten Titel, Vorrede usw.); Chylologia Histo
Medica h. e. Chyli Humani, sive Succi Hominis Nu
Consideratio ... Dresdae, Sumptibus Joh. Christoph. Zim
manni & Joh. Nicolai Gerlachii. Anno MDCCXXV (911 S
außer 56 Seiten Titel, Vorreden usw.); Muliebria Historico-Med
hoc est Partium Genitalium Muliebrium Consideratio
Dresdae & Lipsiae, apud Christophori Hekelii B. Filiu
MDCCXXIX. (384 Seiten außer 44 Seiten Titel, Vorreden usw
Parthenologia Historico-Medica, hoc est, Virginitatis Co
sideratio ... Dresdae & Lipsiae, apud Christophori Hekel
B. Filium MDCCXXIX (384 Seiten außer 40 Seiten Titel, Vorrede usw.)
Gynaecologia Historico-Medica hoc est Congressus Mulie
bris Consideratio ... Dresdae & Lipsiae, In Officina Libraria
Hekeliana MDCCXXX (418 Seiten außer 22 Seiten Titel, Vorrede
usw.); Syllepsilogia Historico-Medica hoc est Conceptionis
Muliebris Consideratio ... Dresdae & Lipsiae, Sum[p]tibus
B. Christoph. Hekelii Fil MDCCCXXXI (656 Seiten außer 24 Seiten

Titel, Vorwort usw.); Embryologia Historico-Medica hoc est Infantis Humani Consideratio ... Dresdae & Lipsiae apud Christoph. Hekelii B. Filium, MDCCXXXII. (920 Seiten außer 35 Seiten Titel, Vorrede usw.); Haematologia Historico-Medica, hoc est Sanguinis Consideratio ... Dresdae & Lipsiae apud Fridericum Hekel, MDCCXLIV (408 Seiten außer 22 Seiten Titel, Vorrede usw.); Lithologia Historico-Medica hoc est Calculi Humani Consideratio ... Dresdae & Lipsiae apud Fridericum Hekel MDCCXLIV. (850 Seiten außer 36 Seiten Titel, Vorrede usw.)

ANZEIGEN

Die Buchkunst Gutenbergs und Schöffers. Mit einem einleitenden Versuch über die Entwicklung der Buchkunst ... von Paul Gottschalk. Berlin, Gottschalk: 1918. 15 S., 16 Bl. gr. 2°.

Katalog der Inkunabeln der Kgl. Bibliothek in Stockholm. Teil I. Von Isak Collijn. Stockholm: MCMXIV. XXXI (XXXII), 329 (332) S. 8°. Teil I. Tafeln 1—150. Stockholm: MCMXIV. 8, 88 (90) S. 2°; Teil II: Heft 1. Stockholm: MCMXVI.

Der Direktor der Königlichen Bibliothek in Stockholm und Reichsbibliothekar Schwedens Herr I. Collijn setzt die von ihm unternommenen Inkunabeln-Inventare der großen schwedischen Büchersammlungen mit dem Verzeichnis der [rund 1200] Wiegendrucke der Stockholmer Königlichen Bibliothek fort. Sein Werk verdient die besondere Aufmerksamkeit der deutschen Buchfreunde, denen Herr Collijn seit langem als Autorität der Inkunabelnforschung wohl bekannt ist, weil es in deutscher Sprache bearbeitet wurde und somit ihnen noch leichter zugänglich gemacht ist als manchem schwedischen Benutzer. Die bibliographischen Methoden haben von jeher dazu geneigt, die Abfassung bibliographischer Hilfswerke, um ihre weitere Benutzbarkeit zu sichern, auf einige wenige Sprachen zu beschränken und das ist auch der wissenschaftlichen bibliographischen Terminologie zugute gekommen. Das Französische hat, wie als Diplomatensprache, so auch als Bibliographensprache, lange einen unbestrittenen Vorrang gehabt, den ihr jetzt freilich auch die verbreiteten hervorragenden amerikanischen und englischen bibliographischen Veröffentlichungen, die deutschen freilich weit weniger, streitig machen. Wenn daher der angezeigte Katalog in deutscher Sprache bearbeitet wird, so liegt darin eine Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung der deutschen Inkunabelnbibliographie, deren ausgezeichnete Leistungen er selbst, seiner Sprache nach, vermehrt. ● Mit der Inkunabelnsammlung des British Museum oder gar mit der Münchener Staatsbibliothek kann sich die Stockholmer an Umfang freilich nicht vergleichen, obschon ihr erster, die ausländischen Wiegendrucke be-

handelnder Katalogband immerhin die stattliche Zahl von 1122 Inkunabeln verzeichnet. Aber auch sie besitzt, abgesehen von den schwedischen Wiegendrucken, Kostbarkeiten, um die sie die reichsten Büchersammlungen der Welt beneiden müssen wie um das Prunkstück der Hypnerotomachia Poliphili im Grolierbande. Der Tatsache, daß in der Stockholmer Sammlung sich neben den allgemeiner bekannten Drucken auch große Seltenheiten befinden, hat der erste Band des Kataloges in geschickter, vorbildlicher Weise dadurch Rechnung getragen, daß er jene nur kurz, diese aber aufs ausführlichste beschreibt. So ist Platz geschaffen worden, um an die Stelle überflüssiger Wiederholungen nützlichere Angaben zu setzen und zu jeder Nummer Verweisungen in großer Vollständigkeit auf die vorhandene, sie betreffende Inkunabelnliteratur einschließlich der Reproduktionen zu geben. Und vor allen Dingen kommt in dem Stockholmer Inkunabelnkatalog neben dem buchgewerblichen auch das literaturwissenschaftliche Element der Inkunabelnforschung zu Recht in den Angaben über die Verfasser und ihre Werke. Das ist nicht unwesentlich. Denn sehr lange hat man über den druckgeschichtlichen Problemem der Inkunabelnkunde ihre schrifttumsgeschichtlichen etwas vernachlässigt, wenigstens in der Spezialliteratur. Es ist ein anregendes Vergnügen, in dem stattlichen Bande zu blättern, überall spendet er Belehrung. Von der Vorrede an, die als eine Geschichte der Stockholmer Inkunabelnsammlung zugleich ein bemerkenswerter Beitrag zur Bibliophiliegeschichte ist, der auch des verdienstvollen Gönners der Sammlung, Dr. O. Smith, nicht vergißt, bis zu den drei ausführlichen und sorgsamen Registern, deren drittes, das Provenienzverzeichnis, die Vorrede zweckentsprechend ergänzt. ● Eingeschaltete Bildtafeln bieten dabei willkommene Ruhepunkte, wie denn überhaupt die Anordnung und Ausstattung des Werkes sich gegenseitig aufs glücklichste ergänzen — auch hier dank der Beihilfe des eben erwähnten Donators — so daß der Katalog den Vergleich mit verwandten amerikanischen Prachtwerken nicht zu scheuen braucht. Ein Aufwand, der nicht ganz gleichgültig für den Benutzer ist. Denn mag man, was schon wiederholt von Inkunabelnforschern hervorgehoben worden ist, ein bibliophiles Element in der fachwissenschaftlichen Beschäftigung mit den Wiegendrucken finden wollen oder nicht, das eine ist gewiß: das gute Buch findet eine freudigere Verwendung, wenn es ein schönes Buch ist, wenn seine Absichten durch den Druckmittelreichtum unterstützt, zweckmäßig unterstützt werden. [Und darin liegt auch ein Hinweis auf die Verbindung von Arbeitspsychologie und Buchgestaltung, der an dieser Stelle nur angedeutet werden kann.] Jedenfalls hat der Katalog, nicht zum wenigsten durch maßhaltendes Zweckbewußtsein, seiner Bearbeitung und Drucklegung nach eine Bedeutung gewonnen, an die sein Verfasser allerdings wohl kaum gedacht haben dürfte. Der Stockholmer Inkunabelnkatalog ist nämlich ausgezeichnet dazu geeignet, den Besitzern von Privatbibliotheken, in denen ältere Drucke, nicht nur bis zum Jahre 1500 gerechnete Wiegendrucke, reicher vertreten sind, zum Beispiel des eigenen Bücherverzeichnisses zu

dienen. Denn das ist wohl sicher: so wertvoll auch ausführliche Aufnahmen an richtiger Stelle sind, beschränken sie sich bloß auf Wiederholungen der vorhandenen Bibliographien, dann erschöpfen sie vielleicht anderswo nützlicher verwertbare Arbeitskraft und Mittel, schrecken durch ihren überflüssigen Umfang von der sonst wohl möglichen Drucklegung ab. Eine besonders zu begrüßende Bereicherung des Kataloges ist sein Tafelband, dessen Ausführung ebenso gediegen ist wie seine Auswahl — der erste vorliegende Teil zählt 150 Abbildungen, darunter eine Probeseite des in Treviso von Hermann Lichtenstein 1477 gedruckten Terentius mit prächtiger in Farben und Gold gehöhte Initiale — und der nicht lediglich der Wiegendruckforschung zugute kommen wird; er bietet auch in buchgewerblicher und buchkünstlerischer Hinsicht viel. Bei seiner Herstellung sind die Vorarbeiten der Gesellschaft für Typenkunde, zu deren führenden Mitgliedern Herr Collijn gehört, verwertet worden — ein Umstand, der deshalb ausdrückliche Erwähnung findet, weil eine ähnliche Berücksichtigung des vorhandenen leider nicht überall, wo sie ebenfalls leicht möglich sein würde, stattfindet. ● Die Anlage des zweiten, den schwedischen Wiegendrucken bestimmten Bandes, von dem bisher die erste Lieferung veröffentlicht wurde, ist dadurch sehr gründlich erweitert, daß er zu einer Geschichte der mit der norddeutschen eng verbunden gewesenen Frühdruckzeit Schwedens ausgestaltet wurde, in deren Rahmen die Beschreibung der hierher gehörigen Wiegendrucke erscheint. So ist derjenige Teil des Kataloges, auf dem nach seinem Inhalt auch die nichtschwedischen Benutzer den größten Wert legen werden, eine ausführliche schwedische Inkunabelnkunde geworden, wie sie im Katalog gerade eben nur in diesem Ausnahmefalle, in dem es sich um wenige Werke und Werkstätten handelt, möglich aber deshalb auch notwendig war, weil es bisher an einer die neuesten Forschungsergebnisse, die zum großen Teil den Untersuchungen des Herrn Collijn selbst verdankt werden, berücksichtigenden schwedischen Wiegendruckgeschichte fehlte. Auch die Einteilung des zweiten Bandes in den einzelnen Druckern gewidmete Monographien ergab sich sinngemäß aus der geringen Zahl jener. Die vorliegende erste Abteilung behandelt den als einen Deutschen, nicht als Niederländer, erwiesenen skandinavischen Prototypographen Johann Snell, der als Buchbinder und Wanderdrucker ein ihn weder geschäftlich noch gewerblich emporführendes Leben hatte und seinen Ruhm allein dem Umstand verdankt, daß er im Jahre 1482 in Odense das erste dänische und im folgenden Jahre das erste schwedische Buch gedruckt hat. Ausgehend von den vorhandenen Exemplaren der drei 1483–1484 in Stockholm hergestellten Drucken Snells, die auf das genaueste beschrieben und verglichen werden, wobei Abbildungen im Text, die noch im Atlasbande eine Ergänzung finden sollen, Druckschrift und Satz, Signete usw. die Ausführungen erläuternd veranschaulichen, wird alles zusammengestellt, was über die schwedischen Wiegendrucke in irgendeiner Beziehung gestellte Fragen beantworten kann und damit eine sehr reichhaltige kasuistisch-praktische Einführung in die Methoden der In-

kunabelnforschung geboten. Der Betrieb der von Snell geführten Buchdruckereien kann sich ja freilich nicht mit dem der berühmten Werkstätten seiner Zeit vergleichen. Dafür ist er um so bezeichnender für die Arbeit der Wanderdrucker, bei denen sich bisweilen Abenteurertum und Bürgerlichkeit seltsam verbanden. Wer eine leichtbeschwingte Phantasie hat, dem werden sich die Katalogseiten, die in konzentrierter Form die Ergebnisse langer und mühevoller Forschungen vermitteln, immer wieder zu lebensvollen Bildern aus der Geschichte der Wiegendruckzeit erweitern. Und mehr kann sich ein Katalogleser kaum wünschen, als die wissenschaftliche Zuverlässigkeit, die ihren Stoff, seiner scheinbar trockensten Verarbeitungsweise zum Trotz, in buntester Vielgestaltigkeit erscheinen läßt.

Kungl. Bibliotekets Handlingar. Bilagor Ny Följd 1. [Manuale Upsalense. Utg. efter det nyrekonstruerade Exemplaret i kungl. Biblioteket.] Uppsala, Almquist & Wiksell's Boktryckeri A. B.: 1918. VIII (XII), XXXVI, 128 S. 8⁰.

Bibliographische Rekonstruktionen gehören zu den reizvollsten Aufgaben der Buchforschung. Ist doch die Entdeckung eines Exemplares aus Fragmenten, die bibliographische und tatsächliche Wiederherstellung eines verloren geglaubten Druckwerkes, die praktische Probe auf dem Exempel der Theorien. Allerdings, die Gelegenheit zu ihrer Ausführung bietet sich den Büchersammlern weit weniger als den Verwaltern öffentlicher Bibliotheken, weil es diesen eher gelingen wird, an verschiedenen Stellen, etwa in anderen öffentlichen Bibliotheken, aufgefundene Bruchstücke zu verbinden, während sich der Büchersammler vielleicht mit den gelungenen Nachweisungen begnügen muß, ohne aus ihnen das entdeckte Exemplar gewinnen zu können. Trotzdem wird der Reichsbibliothekar Schwedens seinen Erfolg bei der Zusammenstellung des Manuale Upsalense, Stockholm: 1487 nicht allzu bescheiden dem Glück allein beizulegen brauchen. Gewiß begünstigten glückliche Zufälle sein Unternehmen, aber der alte Spruch behält rotzdem sein Recht: Finderglück hat nur der, der zu suchen versteht. Und solches Suchenkönnen bedarf, außer der Begabung und Begeisterung für bibliographische Forschungen, auch der Beherrschung aller hier notwendigen bibliographischen Methoden, weshalb auf die Einleitung der angezeigten Schrift auch als auf einen ‚obschon nur kurzen' wertvollen Beitrag zur bibliographischen Methodik wenigstens kurz verwiesen werden soll. ● Die Ausgabe des Manuale, des ersten für ein schwedisches Stift gedruckten katholischen liturgischen Handbuches, ist nur durch die bibliographischen Vorarbeiten möglich geworden, die, wie eben hervorgehoben, nach ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange von der Einleitung gekennzeichnet werden. Eine glänzendere Rechtfertigung des ‚Inkunabeln Sports' dürfte es kaum geben. Denn es ist jedenfalls leichter, einen wichtigen Text, dessen Vorlage vorhanden ist, zu edieren, als ihn sich erst mit bibliographisch-technischen Hilfs-

mitteln mühsam herstellen zu müssen. Die Bedeutung des mit bibliographischem Forschersinn methodisch betriebenen Sammelns ist durch das gegebene Beispiel wieder einmal allen denjenigen eindringlich erwiesen, denen die Benutzung der Bibliothek so selbstverständlich ist, daß sie es für überflüssig halten, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wie kaum noch auffindbare Bücher, wie verlorene Werke in eine Büchersammlung gelangen können. Als eine bedeutungsvolle Ergänzung des Stockholmer Inkunabelnkataloges eröffnet die Ausgabe glücklich die neue Folge der Berichte der Königlichen Bibliothek in Stockholm, von deren nach ihrer ersten Probe zu schließen noch wertvolle Bereicherungen der Wissenschaft vom Buche zu erwarten sein dürften. Die innerlichen und äußerlichen Gediegenheiten, die Collijnschen Veröffentlichungen gewöhnlich ist, beweist das angezeigte, mit 5 Bildtafeln, darunter einer farbigen, ausgestattete Werk ebenfalls.

Der münsterische Buchdruck in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. A[loys] Bömer. Mit 18 Tafeln. Münster, Coppenrath: 1919. 48 S. 4⁰. (Aus: Westfalen. Jahrgang 10, Heft 1, 2.)

Die Druckschriften Immanuel Kants (bis zum Jahre 1838). Von Arthur Warda. Wiesbaden, Staadt: 1919. 62 S. 8⁰.

Ein dankenswerter, grundlegender Versuch der bibliographischen Inventarisierung der bis zum Erscheinen der ersten Gesamtausgabe gedruckten Ausgaben von Kants Schriften, und zwar der in Buchform und der in Zeitschriften veröffentlichten, einschließlich der Nachdruck- und Nachschußauflagen, aber mit Ausnahme der Auszugsbearbeitungen und der Übersetzungen. Aufgenommen sind nur diejenigen Drucke, die dem Bearbeiter selbst vorgelegen haben, und das dürften bis auf vereinzelte Nachdrucke alle erschienenen gewesen sein. Die Anordnung ist chronologisch nach dem Jahr der Erstausgabe erfolgt. Bei einer Erweiterung der Bibliographie dürfte eine Kennzeichnung des Anteils, den Kant an der Drucklegung und Überwachung seiner Werke genommen hat, sehr willkommen sein. An Vorarbeiten (unter denen auch ältere, wie Pisanskis Anmerkungen, Berücksichtigung verdienen) sowohl in buchgeschichtlicher (Honorare usw.) wie in textkritischer Hinsicht, fehlt es nicht, indessen an ihrer übersichtlichen Zusammenfassung, die sich als Anhang, etwa in statistischen Tabellen, geben ließe. Da Doppeldrucke als Erzeugnisse des merkantilen Nachschußsystems auch unter den Kantschen ‚Originalausgaben‘ vorhanden sind, wäre eine Abgrenzung ihres gegenseitigen Verhältnisses wichtig. Daß einige der alten, noch zu Kants Lebzeiten erschienenen, Auflagen erst im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts ausverkauft wurden, ist den Sammlern jedenfalls wohl bekannt. In diesem Zusammenhange ist es bemerkenswert, daß im Januar 1832 bei einer Versteigerung der Nikolovius'schen

Verlagsartikel von der Logik 210, von dem Ewigen Frieden 680, von dem Streit der Fakultäten 1100 und von der Pädagogik 1460 unabgesetzte Exemplare sich auf dem Lager vorfanden.

„Der letzte Federstrich" Immanuel Kants. Veröffentlicht von Arthur Warda. Königsberg i. Pr., Ferd. Raabe's Nachf.: 1919. 4 S. 2⁰ (8⁰).

Druck des Protokolls vom 20. Dezember 1803, in dem der Philosoph seinem Freunde E. A. C. Wasianski Generalvollmacht erteilte, mit Nachbildung der kantischen Namensunterschrift, der letzten von ihm niedergeschriebenen Worte.

Der Verlag von Johann Friedrich Hartknoch, Buchhändler und Verleger. Mitau, 1762—1767. Riga, 1767—1804. Ein bibliographischer Versuch von Dr. Arthur Poelchau. Riga, Häcker: 1918. 70 S. 8⁰.

Das Verzeichnis ist nicht vollständig, wird aber als Vorarbeit zu einem endgültigen Katalog der Veröffentlichungen des Klassiker-Verlegers Johann Friedrich Hartknoch willkommen sein.

Leonardo Olschki. Die Literatur der Technik und der angewandten Wissenschaften vom Mittelalter bis zur Renaissance. Heidelberg, Winter: 1919 (1918) XII, 459 S. 8⁰. (Olschki, Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur. Band 1.)

Statistische Untersuchungen über die Zeitungen Deutschlands 1885—1914. Von Gerhard Muser. Leipzig, Reinicke: 1918. 173 S. 8⁰. (Abhandlungen aus dem Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig. 1, 1.)

English Translations from the Greek. A bibliographical survey by Finley Melville Kendall Foster. New York, Columbia University Press: 1918. XXIX, 146 S. 8⁰. (Columbia University Studies in English and comparative literature.)

Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot von E. T. A. Hoffmann. Mit 8 Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Leipzig, Insel-Verlag: 1919. IV, 310 (312) S. 8⁰.

Als die Maximilian-Gesellschaft unter ihre Mitglieder Abzüge des Erstdruckes von Hoffmann von Fallerslebens Lied: Deutschland, Deutschland über alles, die sie aus der Restauflage erworben hatte, verteilte, als die Gesellschaft der Bibliophilen in ähnlicher Weise den Erstdruck von Heines Faust als Vereinsgabe bot, versäumten die lobenden Besprechungen in beiden Fällen nicht, das außerordentlich gelungene — Faksimile zu loben. Und diese Verwechslung ist auch nicht weiter verwunderlich in einer Zeit, in der ebenso die Hilfsmittel für die Nachbildung alter Druckvorlagen außerordentliche Leistungen gestatten wie auch die Ausnutzung dieser Hilfsmittel Veröffentlichungen veranlaßt, deren äußerer und innerer Wert sich nicht immer gegenseitig bedingen. Kommt noch das bibliographische Paradoxon hinzu, daß für die Nachbildungen gelegentlich ein sehr viel höherer Liebhaberpreis bezahlt wird als für die Originale, auf denen sie beruhen, dann darf es nicht erstaunen, wenn die besonnenen Leute allen Bibliophilen den Vorwurf machen möchten, sie lebten in einer verkehrten Welt. ● Auch Nachbildungen und Neudrucke haben ihren eigenen bibliographischen Charakter, den aufzufinden und festzuhalten gar nicht so einfach ist, als wie das viele Veranstalter von solchen Veröffentlichungen, die sich ja vorwiegend an Buchfreunde und Büchersammler wenden, annehmen wollen. Soll ein literarisches Dokument reproduziert werden, so wird, je nachdem sein schon vorhandener oder erst noch zu suchender richtiger Text es erforderlich macht, außer dem Faksimile auch noch entweder der Abdruck eines bestimmten Druckes oder einer bestimmten Handschrift oder aber ein kritischer Neudruck in Frage kommen können. In beiden Fällen wird es mehr oder minder möglich sein, der Ausführung des Druckes Sorgfalt zuzuwenden, ein schönes neues Buch zu gewinnen, während vielleicht die alte Originalausgabe typographisch mangelhaft, nicht nur häßlich, sondern auch nachlässig ausgeführt war, Druckfehler und ähnliche Druckernachlässigkeiten zeigte. Bei einer derartigen Sachlage wird es sogar für den buchstaben- und zeilengetreuen, für den sogenannten diplomatischen, Neudruck zur Notwendigkeit, diese Druckmängel zu beseitigen, mag im übrigen die Annäherung an die ursprüngliche Vorlage durch Wahl gleicher Druckschriften, eines gleichen Satzbildes usw., so weit gehen, wie das bei einem typographischen Faksimile überhaupt möglich ist. Die ästhetischen und historischen Werte eines alten literarischen Dokumentes können nun bisweilen in ihrer Gesamtheit und in ihrem ganzen Zusammenhange so groß sein, daß allein das photomechanische Faksimile in seinen verschiedenen Anwendungen ihre vollkommene Wiedergabe ermöglicht und deshalb gerechtfertigt wird, besonders dann, wenn es sich um ein Original, das selten ist, handelt, und wenn die Benutzung des Faksimiles statt des Originals auch wissenschaftlichen Zwecken zugute kommt. Wenn aber die durch ein Faksimile gewonnene leichtere Zugänglichkeit des Originals dem Forscher nützt, so erfreuen den Sammler auch noch für ihn bestehende andere Vorzüge einer gelungenen getreuen Wiedergabe. Das Faksimile kann ihm etwa ein billiger Ersatz für das ihm nicht erreichbare kostbare Original sein, es

kann durch seine Erhaltung und Vollständigkeit das Original, neben diesem aufbewahrt, ergänzen und neben ihm gebraucht, das seltene Stück, auch auf Reisen, beim Vorzeigen an neugierige Bibliotheksbesucher und bei ähnlichen buchgefährdenden Gelegenheiten schonen. ● Dergleichen Erwägungen, die sich sehr viel weiter ausführen ließen, beweisen, wie schwierig die Frage: Nachbildung oder Neudruck, jeweilig zu lösen ist und wie vielerlei Lösungen von Fall zu Fall überprüft werden wollen. Mögen daher die gar nicht genug zu verspottenden Lächerlichkeiten, mit denen gerade in letzter Zeit einige modernen Luxuspublikationen auch die mechanische oder typographische Faksimilereproduktion als Buchgeschäftsmittel angewendet haben, denen überlassen bleiben können, denen sie Vergnügen machen, so brauchen deshalb doch die begründeten Angriffe gegen mißlungene oder mißverständliche Nachbildungen, ihren Überfluß und ihre Überflüssigkeit sich nicht auch noch gegen Bibliophilie und Buchgewerbe überhaupt zu wenden. Und nur deshalb, weil auch das des öfteren in letzter Zeit geschehen ist, darf auch hier einmal darauf hingewiesen werden, daß weder Bibliophilie noch Buchkunst gesetzlich geschützte Bezeichnungen sind, und daß sie jedermann so anwenden kann, wie es ihm paßt, ohne daß er deshalb schon die Bibliophilie oder die Buchkunst verpflichtet. ● Der Insel-Verlag hat in der Wahl und in der Art seiner Nachbildungen oder eine Nachbildung erstrebenden Neudrucke fast immer sehr viel Geschmack und Kennerschaft bewiesen, so daß es eine reizvolle Aufgabe ist, an den Beispielen seiner hierher gehörigen Veröffentlichungen die Probleme, die eine mechanische oder typographische Faksimile-Edition stellt, prüfend zu vergleichen. Es kommt eben auch bei einer solchen Ausgabe, die für den weniger genau Unterrichteten scheinbar überhaupt keine Verschiedenheiten zuläßt, ganz abgesehen von den technischen Voraussetzungen, auf ein Individualisieren, nicht auf ein Typisieren, an. Die angeregte, lehrreiche Vergleichung anzustellen und weiter auszuführen, bleibe den Buchfreunden überlassen. Die hierher gehörigen Veröffentlichungen des auch so vielfach tonangebend gewesenen verdienten Verlages sind ja weithin bekannt geworden. ● Das interessante Problem, mit den alten Buchelementen, jedoch mit leistungsfähigeren neuen Mitteln, die alte Ausstattung eines bestimmten Druckes getreulich, nicht aber bis auf ihre Fehler, zu wiederholen, wird besonders da lösenswert sein, wo diese Ausstattung auf den Verfasser des Werkes zurückgeht, wo er in einer ganz bestimmten Buchform selbst den Ausdruck seines Werkes gesucht hat. Dabei kann dann die Anlehnung zum Nachfühlen und Nachschaffen werden, dem Neudruck erst gelingen, was dem Hersteller der Vorlage vorschwebte. Das bald hundertjährige Buch, die Prinzessin Brambilla E. T. A. Hoffmanns, die der Insel-Verlag jetzt in ihrer Urgestalt wieder erweckt hat, verdient die ihm trotz aller typographischen Zeitnöte zuteil gewordene liebevolle Sorgfalt wohl. Die anheimelnde Eigenart, die einige Erstausgaben Hoffmannscher Schriften haben, beruht durchaus nicht lediglich auf der Kuriosität, daß ihr Urheber auch ihr Umschlagzeichner war, sondern vor

allem darin, daß er bei seiner buchgewerblichen Arbeit, die ihm immerhin eine Honorarerhöhung einbringen mochte, der von ihm geschaffenen Phantasiewelt eine noch deutlichere Beziehung zur Wirklichkeit gegeben hat. Und mag es auch dilettantische Naivität gewesen sein, (wie manche meinen, ohne daß sie Recht zu haben brauchen), die den Kater Murr auf die Einbanddecken des nach ihm benannten Buches zeichnete, die Behäbigkeit biedermeierischer Philistrosität des edlen Katers hat sein geistiger Vater in vollendeter Weise festgehalten, er, der auch von seinem andern Wundertier, dem Meister Floh, das bei der ersten Veröffentlichung sehr ‚pikant' wirkende Porträt entwarf, mit dessen Zügen der kleine Treufreund des Herrn Peregrinus Tyß allen seinen Bewunderern wohlbekannt ist und bleiben wird. Wenn Hoffmann der Prinzessin Brambilla, dem unter seinen Dichtungen in vielfacher Hinsicht künstlerisch am höchsten stehenden Werke, keinen eigenen Bilderschmuck gegeben hat, so ist das durch den Untertitel dieses Werkes ohne weiteres erklärt: die Callotblätter, deren, freilich eminente, Paraphrase es ist, gestatten keine andere ‚Zugabe', wenn die Einheit von Bild und Wort nicht gestört werden soll, gehören aber wiederum auch zu der Dichtung, als ein aus ihr nicht beliebig herauszulösender Bestandteil. Darin liegt die besondere Rechtfertigung der Erneuerung des alten Buches, in seiner Urgestalt, die so durchgeführt worden ist, daß sie denjenigen, die die Urausgabe selbst nicht besitzen, einen erwünschten Ersatz vermittelt, denjenigen aber, die bereits den Originalabdruck ihren Bänden einreihen konnten, trotzdem aus den angedeuteten Gründen bisweilen ebenfalls recht willkommen sein wird. Die Ausgabe folgt wort- und satzgetreu dem ersten Druck (Breslau: 1821), nach deren Fehlerverzeichnis die Satzfehler verbessert worden sind. Die alte Art des Erstdruckes ist bis auf den bedruckten Pappband getreulich wiedergegeben, doch nicht in allen geringfügigen Kleinigkeiten kunstlos wiederholt worden, da sonst einige Vorzüge der Neuausgabe, zum Beispiel das bessere Papier, sich nicht hätten gewinnen lassen. Insbesondere erscheinen die Callotreproduktionen seit 1821 zum erstenmal wieder so, wie sie in dem Hoffmannschen Buche stehen. Allerdings, die alte Ausgabe war unbeschnitten in ihrem Pappbande veröffentlicht worden, die Neuausgabe hat einen Farbschnitt erhalten und damit eine, nicht erhebliche, Formatverkleinerung erfahren. Eine Geringfügigkeit, die neben den Verdiensten des Neudrucks nicht in Betracht kommt, die aber die Einbandherstellung, sofern das Buch ein dauerhafteres, schönes Gewand erhalten soll, erschwert.

ANFRAGEN UND ANTWORTEN

10. Die Handschrift Napoleons I. ist nicht gerade leserlich, in verschiedenen Zeiten wechselnd, weshalb die ganz gelegentlichen Nachbildungen eines Schriftstückes seiner Hand-, geschweige denn die häufigeren eines Unterschriftzuges nicht ausreichend sind für ge-

nauere Autogrammuntersuchungen. Gibt es größere Veröffentlichungen über die Handschrift Napoleons I.? Und wo finden sich Nachrichten über Napoleons Randschriften?

Von selbständigen Werken über die Handschrift Napoleons sind anzuführen: Fac-similes of all the different signatures of the Emperor Napoleon I. London, W. Tegg & Co.: 1875. [44 S. 4°]; Jean Hippolyte Michon, Histoire de Napoléon Ier d'après son écriture. Paris, E. Dentu; J. Leouier; Marpon et Flammarion; Bureau de la graphologie. Tours, P. Bouserez: 1879. [XIV, 216 S. 12° mit Handschriftnachbildungen.]; Federico Miracle y Carbonell: Napoleon I y sa escritura seguido de un nuevo sistema obstruccionista en la esfera oficial ... Barcelona, A. J. Bastinos: [1892] [258 S. 8°] — Über Napoleons Randschriften wird in den Abhandlungen über seine Bibliotheken manches mitgeteilt. Antoine Guillois, Les bibliothèques particulières de l'empereur Napoléon. Paris, Leclerc: 1900 [23 S. 8° aus: Bulletin du bibliophile 1899]; Antoine Guillois, Napoléon. L'homme, la politique, l'orateur. D'après sa correspondance et ses oeuvres. Paris, Perrin et Cie. 1889. II. 8° [Darin, Band II S. 548—571 Catalogue de la bibliothèque du cabinet particulier de S. M. l'empereur et roi aux Tuileries; S. 588—603 Catalogue des livres du cabinet de Trianon]; Gustave Mouravit, Napoléon bibliophile. Recherches spéciales de psychologie napoléonienne. Avec documents inédits. Paris, A. Blaizot: 1905. [142 S. 8°. Aus: Revue biblio-inconographique 1903, 1904, 1905.]; Victor Advielle, la bibliothèque de Napoléon à Sainte-Hélène. Paris, E. Lechevalier. Gand, Siffer: 1894 [38 S. 8°]. [Mit dem Neudruck von: A catalogue of the library of the late Emperor Napoleon removed from the island of St. Helena ... which will be sold by auction by Mr. Sothby ... the 23th of July 1823.]

11. Wann und wo erschien zuerst Benjamin Franklins Cicero Übersetzung?

Gemeint ist wohl: Ciceros Cato Maior, or his Discourse of Old Age. Philadelphia, Printed and Sold by B. Franklin: 1744. 4°. Der Druck ist das berühmteste Erzeugnis von Benjamin Franklins Presse und deshalb besonders von amerikanischen Büchersammlern sehr gesucht. Franklin hat selbst die Vorrede geschrieben, in der er unter anderem sagt, das Werk sei gedruckt: „in a large and fair Character, that those who begin to think on the Subjekt of Old Age (which seldom happens till their Sight is some what impair'd by its Approaches) may not, in Reading, by the Pain small Lettres give the Eyes, feel the Pleasure of the Mind in the least allayed." Diese erste in Amerika gedruckte Übersetzung eines antiken Klassikers ist in dessen nicht von Franklin selbst sondern von dem Chief Justice James Logan, der sie bereits 1734 gefertigt hatte.

VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

G. A. E. BOGENG

JAHRGANG ZWEI · HEFT DREI

INHALT: Carl Heinrich Freiher von Gleichen und seine Lebenserinnerungen. — Über ein bibliographisches Siglen-System II. — Mitteilungen und Nachrichten. — Anzeigen. — Anfragen und Antworten.

1919

MAX HARRWITZ VERLAG

NIKOLASSEE bei BERLIN



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR
ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng
Harzburg (Harz)

BEZUGSPREIS

Jahrgang . . . . M 20.—

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . M 50.—
Halbe Seite . . . . M 30.—
Viertel Seite . . . . M 18.—
Achtel Seite . . . . M 10.—

Verlag von
Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin
Postscheckkonto Berlin Nr. 1423
Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C

CARL HEINRICH FREIHERR VON GLEICHEN UND SEINE LEBENSERINNERUNGEN.

Das achtzehnte Jahrhundert hat unter seinen Merkwürdigkeiten auch die Erscheinung des Kosmopoliten hervorgebracht, der besonders oft in der glänzenden Hülle des Parisers seine Verwandlungen erlebte. Paris, nicht allein die Hauptstadt des französischen Geistes, sondern auch der französischen Moden war der Mittelpunkt, um die sich für alle diese Herren aus verschiedenen Ländern die Erde drehte, aber nicht für alle aus gleichen Gründen. Den Abenteurern, den Cagliostro, Casanova, Saint Germain und den vielen, deren Glücksrittertum sich mit bescheideneren Verdiensten begnügen mußte, gab Paris die Haltung und den Hintergrund ihrer Persönlichkeit, den Ruhm, der sie auf ihren europäischen Wanderfahrten ernährte. Anderen, die nicht wie diese Kosmopoliten der Tat die Gastrollen in der Gesellschaft des Hofes von Versailles, sondern den Wohnsitz in seiner Vorstadt Paris erstrebten, mag die Konzentrationssphäre französischer Kultur und Zivilisation, Paris, mehr als ihre geistige Heimat erschienen sein. Aber auch sie lebten nicht nur in Paris, sondern auch von Paris, wo Ämter und Beschäftigungen ihren Ansprüchen einen besseren Lebensunterhalt gewährten als den, den ihnen die Heimat geben konnte. Man muß nun freilich das Bemühen so vieler Nicht-Pariser des achtzehnten Jahrhunderts, eine Anstellung in den fast unzähligen diplomatischen, politischen oder sonst irgendwie geschäftlichen Vertretungen, wie sie auch von den damaligen deutschen Höfen in Paris unterhalten wurden, zu er-



langen, nicht lediglich für ein Streben nach der guten Versorgung halten, ebensowenig wie man der Mehrzahl von ihnen einen Kosmopolitismus beilegen sollte, der vielleicht weit hinter ihren engeren Horizonten lag. Aber andrerseits darf man auch, wenn man gerade einigen der hervorragendsten Deutsch-Pariser Persönlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts den Vorwurf machen will, sie hätten ihre deutsche Eigenart aufgegeben, ohne dafür die französische eintauschen zu können, und ihr Kosmopolitismus, den sie bisweilen zur Schau trugen, sei nichts weiter als eine schlecht sitzende Maske gewesen, die Beantwortung der einen Frage nicht übersehen, die für die Beurteilung des Charakters jener vielbeleumdeten Männer die entscheidende ist: Welche nationalen Interessen ideeller oder politischer Art sollten sie denn in Frankreich verteidigen? Der eben erblühenden neuen deutschen Dichtung waren sie durch ihr Alter ebenso fern wie ihre in Deutschland lebende Generation, während politisch die aus den Kleinstaaten meist Süddeutschlands stammenden dem eben entstehenden preußischen Einheitsstaatsgedanken wenn nicht feindlich, so doch gleichgültig gegenüberstanden. Für sie bedeutete Deutschland als Staat bestenfalls eine von ihnen ihres Berufes wegen bisweilen sogar recht gut gekannte juristische Theorie. Diese Verteidigung eines noch ungenannt Gebliebenen gegen noch gar nicht erhobene Anklagen will nicht ein Vorurteil aufkommen lassen, das leicht die flüchtige Kenntnis des Lebenslaufes Carl Heinrichs von Gleichen begründen könnte. Denn dieser deutsche Diplomat, der aus den Diensten seines Vaterlandes in dänische übergetreten war und sie wiederum mit französischen vertauschen wollte, ist durchaus kein Peter Schlemihl gewesen. Wohl aber ein Mann, den Diderot (in einem Schreiben an Mlle. Voland vom 15. Mai 1759) mit einem feinen Wort seinen Gefühlsverwandten genannt hat. Ein Lebenskundiger, dem die Anwendung der Lehre des jüngeren Plinius (epist.

I. VIII. 16.): est enim quaedam etiam dolendi voluptas wohl gelang, über dessen glänzender Lebensgeschichte aber trotzdem in Geheimschrift das Motto: Resignation steht. — Carl Heinrich Baron von Gleichen, 1733 zu Nemersdorf in Franken geboren, kam, nachdem er schon als Page am Bayreuther Hofe gedient hatte, 1750 zur Leipziger Universität, an der er in Christian Fürchtegott Gellerts Kreise zwei anregende Jahre verbrachte. Im Frühjahr 1752 nach Bayreuth zurückgekehrt und als Kammerjunker wieder dem markgräflichen Hofe angehörend, begab er sich schon im Herbst des gleichen Jahres, begleitet von seinem Freunde Johann Friedrich Freiherrn von Chronegk, auf die Kavalierstour. Er besuchte Italien und Paris, ein genaues Reisetagebuch (über das Alexander von Gleichen-Rußwurm berichtet) wurde ihm zur Ausnutzung der von Gellert empfangenen Lehre, bei allem gebührlichen Respekt, den man vor dem Vergangenen empfinden müsse, doch die Dinge mit den Augen eines Kritikers anzusehen und nicht blind für ihre Schäden zu sein. Und die von Rabener ihm anvertraute Stammbuchweisheit: Es gibt Narren in allen Ständen, eine feine Regel für jene Art der Menschenbeobachtung und Beschreibung, aus der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die großen Meister des Aphorismus jetzt klassische, in ihren Tagen aber mondäne Literatur gemacht haben, bis dann Lavater, freilich noch der Zeitgenosse Lichtenbergs, den La Bruyère und La Rochefoucauld in seiner Weise interpretierte, indes die Chamfort und Rivarol schon der Zeitenwende zusahen, in der die Masse den Menschen aufnahm. Gleichen, bei dem bisweilen die Gründlichkeit an den Landsmann Lavaters erinnert, ist schon seines Berufes wegen Menschenkenner. Als aide mémoire haben seine Aufzeichnungen für ihn selbst etwas vielleicht einmal Brauchbares, etwas Zweckmäßiges und sind sodann für ihn noch angenehme Unterhaltungen, wie sie die Zeit liebte, die die Silhouette durch das

literarische Porträt ergänzte. Der Ehrgeiz des Schriftstellers, auch der des heimlichen Schriftstellers, der nicht mit dem Druck, wohl aber mit dem Leserkreise rechnete, blieb ihm bis zum späten Alter fern. Aber man schrieb damals gut, weil man damals gut sprach und auch der esprit war Stil. Die Pariser Salons, in denen die Schule des Weltmanns Gleichen vollendet wurde, lehrten nicht lediglich die gar nicht genug zu preisende Kunstfertigkeit, gesellschaftliches Gleichgewicht zu haben, waren weit mehr als Pflegestätten des esprit. Wenn eine hübsche Kupferstichkarte Gleichen einlud: on causera ce soir chez Madame de Graffigny, zwang sie Gellerts Hörer in den Bannkreis jener Gedankenwelt, deren Denkmal die Encyclopédie ist und dessen Zauber sich auch diejenigen, die ihm mit ihren philosophischen Grundansichten nicht angehören wollten, gern gefangen gaben. Die Konsequenz des Denkens, bis zum Paradoxon gesteigert, ist es, die es vergessen läßt, daß dieser Materialismus an der Metaphysik vorbei will, ohne sie zu erkennen. Und eines klaren Denkens, das keineswegs nur philosophierend den höchsten und letzten Fragen des Lebens eine Antwort suchte, das oft im praktischen Leben verweilte und dabei Probleme auffaßte, die erst sehr viel später in den Gesellschaftswissenschaften und den Naturwissenschaften zur allgemeiner erkannten Bedeutung gelangt sind. Es wäre deshalb wohl eine lohnende Aufgabe, einmal in den deutschen Schriften Gleichens nachzuspüren, inwieweit ihre mitunter seltsamen Verzweigungen zu Wegen führen, auf denen wir jetzt neue Ziele erreichen wollen.

Als Gleichen nach Bayreuth zurückgekehrt war, wurde er Hofkavalier der Markgräfin Wilhelmine. Die ihrem großen Bruder nicht unähnliche Schwester des Königs von Preußen schätzte die geistreiche Persönlichkeit des schon vielerfahrenen, weitgereisten jungen Mannes, ebenso wie seine Beziehungen nach Paris, die ein lebhafter Brief-

wechsel aufrecht erhielt, durch den Gleichen auch zum Mittelsmann seiner Fürstin bei den Pariser Freunden wurde und dem er eine seiner ersten diplomatischen Missionen verdankte, als Voltaire infolge eines mißverstandenen Befehls in Frankfurt a. M. schmählich verhaftet war und die Markgräfin sich um seine Befreiung bemühte. 1755 zum Kammerherrn ernannt, begleitete Gleichen dann die Markgräfin auf einer über Venedig und Florenz nach Rom führenden Reise, über deren Ereignisse ein dünnes Heft: Souvenirs de Rome, dictés par Madame la Margrave berichtet, das sich in Gleichens Nachlaß erhalten hat. (Thoughts for Enthusiasts at Bayreuth collected in memory of 1882 and 1883 by the Honourable Mrs. Burrell. Chapter IV: Unpublished journal „Voyage d'Italie" . . . of the Margravine of Bayreuth . . . Privately printed, Chiswick Press, London: 1891. 2°.) Daneben hat Gleichen noch ein eigenes Reisebuch gehabt, das in der Reihe seiner anderen Tagebücher steht und viel weiter reicht, da Gleichen der Markgräfin auf der Rückreise nur bis Florenz folgte, um dann noch einmal nach Rom zurückzukehren, wo er für die Bayreuther Schaukästen Kunstsachen sammeln und gleichzeitig als politischer Agent tätig sein sollte. In den Berichten und Briefen, die er in die Heimat schrieb, benutzte und ergänzte der deutsche Diplomat diese Aufzeichnungen über seine römischen Eindrücke und Erfahrungen, die einen sehr hohen Rang unter den ähnlichen Schilderungen jener Zeit einnehmen, soweit sich das nach den bekannt gewordenen Bruchstücken erkennen läßt. Ja, man darf die Aufzeichnungen Gleichens, in einer Epoche der Kabinettpolitik entstanden und von einem Manne herrührend, der manches hörte, was auffälligeren Figuren des diplomatischen Schachbrettes nur auf längeren Umwegen zukam, sogar in einem gewissen Sinne den bemerkenswerten geschichtlichen Quellen zurechnen.

Im Frühjahr 1757 verließ Gleichen seinen römischen Posten und

reiste über Avignon, Genf und Stuttgart nach Bayreuth, um sich bald der engen Heimat und dem kleinen Hofe entfremdet zu finden. Um so mehr mußte ihn eine nicht ungewöhnliche Verlegenheit der Bayreuther Politik, ein verdrießlicher Geldmangel, entzücken, weil man daraufhin einen Gesandten in Paris ernennen wollte, der die Ansprüche auf die französischen Subsidiengelder zu vertreten hatte. Der Gesandte wurde Gleichen, nachdem er noch in Bayreuth an den Trauerfeierlichkeiten für die am 14. Oktober 1758 verstorbene Markgräfin teilgenommen hatte, und er fand in Paris bei seinem alten Freunde, dem eben zum Herzog von Choiseul ernannten Grafen von Stainville vor allem bei der Herzogin, deren anerkannter amoureux er war, eine Aufnahme, die es ihm leicht machte, sich wieder in Paris einzuleben. Eine Änderung der Bayreuther Politik, die ohnehin seine Abberufung herbeigeführt haben würde, legte es ihm jedoch nahe, schon im Frühjahr 1759 seinen Abschied zu nehmen und nach diesmal nur neunmonatlichem Aufenthalt Paris zu verlassen. Die freundschaftlichen Beziehungen Gleichens zu seinem Markgrafen, der ihm noch lange sein Gehalt schuldig blieb, wurden dadurch zwar nicht gestört, zumal der König Ludwig XV. von Frankreich in eigener Person für Gleichen eintrat. Immerhin mußte der jetzt Beschäftigungslose sich eine neue, seinen Ansprüchen und Leistungen genügende Stellung suchen. Er ging im August 1759 nach Kopenhagen und fand eine Anstellung in dänischen Diensten, die freilich seine Hoffnung auf den Pariser Posten nicht erfüllte. Er wurde 1760 zum dänischen Gesandten in Madrid ernannt, wo er drei Jahre blieb, bis man sich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges beeilte, den Freund und Hausfreund Choiseuls 1763 zum Minister in der französischen Hauptstadt zu machen. Der dänische Gesandte hatte hier die gleiche Aufgabe zu lösen, wie damals der Bayreuther, nämlich die Dänemark von Frankreich geschuldeten Sub-

sidiengelder einzuziehen. Aber die Erfolge Gleichens, die auch solche seiner Persönlichkeit gewesen waren, als er dem König von Dänemark bei dessen Pariser Besuche näher treten konnte, schützten ihn nicht gegen höfische Intrigen in Kopenhagen. Im Oktober 1770 wurde er abberufen und nach Neapel versetzt. Daß fast gleichzeitig Choiseul in Ungnade fiel, war für Gleichen ein böser Zufall, denn wie es scheint, wollte es ihm gerade damals gelingen, durch diesen seinen Gönner in den französischen Staatsdienst zu gelangen. In Neapel blieb Gleichen nur ein Jahr, eine erneute Herabversetzung nach Stuttgart lehnte er ab und schied aus seiner dänischen Stellung, auch diesmal, ohne zunächst das ihm geschuldete Ruhegehalt erhalten zu können. Doch hatte er durch den 1761 erfolgten Tod seines Vaters eine größere wirtschaftliche Selbständigkeit erlangt. Die Jahre 1771 bis 1779 verbrachte Gleichen mit Reisen in Europa, nämlich in Italien, der Schweiz, Holland, England und Frankreich, vorzugsweise aber in Paris. 1779 nahm er dann seinen Wohnsitz in Regensburg, wo bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1806 die Reichsversammlung einen Diplomatenkongreß bildete und von wo aus er noch wiederholt die französische und die österreichische Hauptstadt aufsuchte, bis ihn Krankheit und Kriegszeit am Reisen verhinderten. Er scheint schon vorher sich keiner gerade robusten Gesundheit erfreut zu haben, wenigstens heißt es in einem Briefe Voltaires an Madame du Deffand vom 18. Mai 1772 über ihn: Vraiment madame, je me suis souvenu que je connaissais votre danois. Je l'avais vu, il y a longtems, chez Mde. de Bareuth; mais ce n'était qu'en passant. Je ne savais pas combien il était aimable. Il m'a semblé que Bernstorff, qui se connaissait en hommes, l'avait placé à Paris; et que ce pauvre Struensée, qui ne se connaissait qu'en Reines, l'avait envoyé à Naples. Je ne crois pas, qu'il ait beaucoup à attendre actuellement du Danemarc, ni du reste du monde. Sa santé est

dans un état déplorable, il voyage avec deux malades qu'il a trouvés en chemin. Je me suis mis en quatrième et leur ai fait servir un plat de pilules à souper, après quoi je les ai envoyés chez Tissot, qui n'a jamais guéri personne et qui est plus mal qu'eux tous, en faisant de petits livres de médecine. Die letzten Lebensjahre erheiterte sich Gleichen durch Betrachtungen philosophischer Art, die manches Verwandte mit den ähnlichen Untersuchungen, wie sie der einsame Casanova in Dux anzustellen liebte, zeigen. Am 5. April 1807 ist er in Regensburg gestorben. Gleichen hinterließ allen seinen Leuten hinreichende Vermächtnisse, um ihre Zukunft zu sichern; selbst seine Hunde, die er sehr liebte, vergaß er nicht und bestimmte eine jährliche Summe für ihren Unterhalt.

Der Marquis de Mirabeau (1715—1789), hat in einem hübschen Briefe, den er am 30. Oktober 1760 aus Bignon an Gleichen nach Kopenhagen schrieb, ihn karikierend porträtiert, indem er den kosmopolitischen Diplomaten mit einer Inkarnation der Politik verglich: il me semble, qu'elle serait longue et maigre, l'arrière main trainante, la réverence profonde, la voix douce et basse, le teint parfois luisant et parfois allumé, l'oeil élastique et la vue rapprochée, parlant peu et toujours dans des coins, écoutant beaucoup et soupirant parfois. G. A. W. Weckerholz beendete seine dem Andenken des Freundes gewidmeten Notices biographiques mit einer Schilderung des Verewigten, die die ausführlichste sein dürfte, die sich von dem eigenartigen Manne erhalten hat:

„Baron Gleichen hatte eine lange und schmächtige Gestalt. Seine Züge, ohne schön zu sein, hatten den Ausdruck der Milde und Feinheit, welcher dem Beobachter schon beim ersten Anblicke nicht entging. In seinem Gange erkannte man den Denker; er besaß im höchsten Grade einen beobachtenden und analytischen Geist. Seine Unterhaltung

war mit der Kenntnis der besten älteren und neueren Schriftsteller ausgestattet; sie war, nachdem er mit den unterrichtetsten und talentvollsten Personen seiner Zeit in Verbindung gestanden, nachdem er viel gesehen und viel verglichen hatte, unterrichtend, angenehm, reichhaltig in scharfsinnigen Bemerkungen und interessanten Anekdoten.

Man ermüdete nicht, ihn zu hören und selbst seine Wiederholungen waren geschmackvoll, da er diese stets mit neuen Bemerkungen ausschmückte. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich die größte Nachsicht, so daß sich jedweder in seinem Umgang befriedigt fühlte. Man verließ ihn selten, ohne etwas gelernt, oder seine Begriffe vervollständigt und bereichert zu haben. Allem Neuem im Felde der Wissenschaft fühlte er sich angezogen. In Regensburg einheimisch geworden, war sein größter Genuß, ein oder zweimal wöchentlich 5 bis 6 Personen bei sich zu Tische zu vereinigen, wo die interessantesten Fragen der Philosophie, der Geschichte, der Medizin und der Wissenschaften überhaupt behandelt wurden. Sowohl der Geist als die Sinne wurden durch eine lebhafte Unterhaltung und durch eine vortreffliche Küche befriedigt."

Absichtlich sind die biographischen Daten dieses Diplomatenlebens ausführlicher gegeben worden, da sie sich in den meistbenutzten Nachschlagewerken nicht finden. Aber die Jahreszahlen, die als Meilensteine Gleichens Lebensreiseweg bezeichnen, deuten auch den Umfang seiner Mémoires an, in denen Begegnungen mit Friedrich II. und Napoleon I. erwähnt werden, in denen die erste Bekanntschaft mit Beaumarchais bis in dessen Uhrmachertage zurückreicht und die Freundschaft mit den Mirabeaus über ein halbes Jahrhundert französischer Geschichte. Nicht etwa, daß der lange Zeitraum, den Gleichens Souvenirs umfassen, auch durch eine lange Bandreihe wie bei berühmteren Memoiren repräsentiert würde. Wenigstens kennen wir bisher weder den ganzen

Gleichenschen Nachlaß, noch wissen wir, wie viel von ihm erhalten blieb, so daß Friedrich Schlegels Meinung auf das davon bekannt gewordene vortrefflich paßt: Ein Dialog ist eine Kette oder ein Kranz von Fragmenten. Ein Briefwechsel ist ein Dialog in vergrößertem Maßstabe, und Memorabilien sind ein System von Fragmenten! Gleichen selbst hat, wie es scheint, nur Schriften in deutscher Sprache veröffentlicht, die „Metaphysischen Ketzereien" (1791), in deren zweiter Auflage (1796) aufgenommen wurden die „Glaubensmethode für Glaubensbedürftige" (1793), die „Schöpfung durch Zahlen und Worte, etwas über Magie, Cabala und geheime Gesellschaften" (1792); „Etwas über die Tiere"; „Tonkunst, Melodie und musikalische Expression" und die „Gedanken über verschiedene Gegenstände der Politik und freien Künste" (1797), die enthalten die „Anthropologische Diatribe eines Menschenkenners" (1797), „Über den Despotismus" (1794), „Lobsprüche und Bemerkungen über die vornehmsten Meister der italiänischen Musik" (1797); „Über die Baukunst" (1797); „Anmerkungen über die Malerei (1797); „Versuch zu einem ewigen Frieden" (1796).

Inwieweit die anscheinend nicht zu einem endgültigen redaktionellen Abschluß gelangten Gleichenschen Lebenserinnerungen und anderen Nachlaßpapiere sich bei einer für die Veröffentlichung vorgenommenen Bearbeitung zu einem oder zu mehreren Werken zusammengefunden hätten, läßt sich auch nicht vermuten. Denn die bisherigen Ausgaben bringen nur Bruchstücke, die zudem, wie eine schöne durch mancherlei Inedita bereicherte Studie von Alexander von Gleichen-Rußwurm (Aus den Wanderjahren eines fränkischen Edelmannes. Neujahrsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für fränkische Geschichte. II. Würzburg, H. Stürtz: 1907) erkennen läßt, in einer Auswahl gegeben wurden, die nach ihren handschriftlichen Unterlagen willkürlich bestimmt zu sein scheint. Es sind, abgesehen von einem in Pariser Mer-

cure Étranger 1810 erschienenen Fragment, die „Mémoires de M. le Baron Charles, Henri de Gleichen, Ministre de Danemarc à différentes cours depuis 1760—1771" (die A. von Gleichen-Rußwurm auch in einer anscheinenden Sonderausgabe Sulzbach: 1813 als „publiés par A. W." anführt). Sie finden sich nach den noch zu erwähnenden Denkwürdigkeiten in einem niemals in den Handel gelangten Privatdruck, dem Jahrgang 1811 und 1812 der alljährlich von einem Freunde Gleichens, G. A. W., herausgegebenen „Andenken für Freunde"; ihr Bearbeiter ist neben Weckerholz ein damals in Regensburg lebender Graf de Bray. Auch die nur in einer kleinen Auflage gedruckten: Denkwürdigkeiten des Barons Carl Heinrich von Gleichen. Eine Reihe aus seiner Feder geflossener Aufsätze über Personen und Verhältnisse aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld. 1847. (6), 234 S. 8⁰), die nach des ungenannten Herausgebers Vorrede auf ihm von dessen Sohne überlassenen handschriftlichen Sammlungen jenes ebengenannten G. A. W. beruhen, bieten in ihrer Verbindung spärlicher deutscher Erläuterungen mit den französisch wiedergegebenen Auszügen Gleichenscher „Mémoires" (Ferdinand VI. et Charles III.; II. Le duc de Choiseul; III. Sur le Dauphin; IV. Le Masque de fer; V. Le Maréchal de Brissac; VI. La Famille des Mirabeaux; VII. Necker; VIII. Saint Germain; XI. Cagliostro; X. Lavater; XI. Saint Martin; XII. Madame de la Croix; XIII. Les convulsionnaires; XIV. Alchymie; XV. Madame de Geoffrin et sa fille; XVI. Joseph II. et Léopold II; XVII. Le prince Kaunitz; XVIII. Anecdotes et petites histoires) keinen Ersatz. Ganz auf sie gegründet ist der vergriffene Neudruck: Souvenirs de Charles — Henri Baron de Gleichen. Précédés d'une Notice pas M. Paul Grimblot. Paris, Techener: 1868. Man möchte deshalb wünschen, daß der Briefwechsel und handschriftliche Nachlaß Gleichens, soweit er seinen Lebens-

erinnerungen zugehört, durch eine gute, neue Ausgabe allgemeiner bekannt werden könnte.

Doch bleiben die immer an Episoden eigener Erlebnisse anknüpfenden Essais Gleichens, so wie wir sie jetzt haben, diese biographischen Charakteristiken und historischen Studien, immerhin abgerundete Kapitel eines formvollendeten geist- und inhaltsreichen Lebensbuches, deren lose Reihe die Anschauung, in der sie sich bieten, bindet. Dem Menschlichen als Skeptiker sich nähernd, so weit es geht, hat der Baron von Gleichen dem „Naturwunder" gegenüber die große Neugier, hat er die Lust zum Übersinnlichen, welche in seiner Zeit keine bloße Mode gewesen ist. Denn nicht Atheisten, sondern Deisten waren ja fast alle die als Aufklärer in den Geschichtsbüchern verewigten Männer, an ihrer Spitze der große Voltaire. In den Geheimorden pflegte man neben dem sinnlichen Vergnügen (wozu auch das der Macht gehörte) die übersinnlichen, die Kabbala behandelte man als ein noch unerforschtes Gebiet höherer Mathematik. Und den neuen Erscheinungen, ob es sich nun um eine Mißgeburt oder die Offenbarungen eines Propheten handelte, trat man mit jener weltmännischen Gelassenheit gegenüber, die ihren Ausdruck in den von Gleichen notierten höflichen Worten fand: Je le crois, puisque vous l'avez vu, mais si je le voyais, je ne le croirais pas.

Alltagsbeobachtungen und Weltweisheitbemerkungen, die Kunstfertigkeit einer auf das Leben, wie es nun einmal ist und den Lebendigen sich zeigt, angewendeten galanten Psychologie (wobei aber der eigentliche nicht der einseitige Sinn, den man jetzt dem Wörtchen galant gibt, gemeint ist), übt der Baron von Gleichen als ein Amateur der singularités humaines in seinem Schreibbuche, dessen notwendiges Supplement die Brieftasche ist und das man wie die ähnlichen Aufzeichnungen vieler seiner Zeitgenossen ein offiziöses Tagebuch nennen könnte, weil es auch einer von der Gelegenheit veranlaßten Veröffentlichung

dienen könnte, weil es der Condensator von Esprit und Material für die Unterhaltung war. Erst die Confessions von J. J. Rousseau, die Selbstbespiegelungen eines künstlerischen Temperamentes, haben jener Memoirentechnik des Rokokko, die ein Bestandteil seiner mondänen Bildung gewesen ist, als welche sie auch in ihren schriftstellerisch höchsten Leistungen ihre großen Wirkungen hatte und noch hat, ein etwas plötzliches Ende bereitet. Nicht etwa, als ob man in den „galanten" Memoiren ein Blatt und gar ein Feigenblatt vor den Mund genommen hätte. Aber man blieb, die Gefühlsausbrüche sorgsam vermeidend, in den Grenzen des guten Tons, verabscheute das ethische Pathos und verehrte den Witz. Man höre nur einmal zu, mit welcher klaren Nüchterheit, mit wie viel verhaltenem Lachen und wie wenig geäußerter Verwunderung der Baron von Gleichen sich die berühmte Geschichte von der Perücke des Herrn de Sartine wiederholte.

M. de Sartine, ministre de la marine, était fort soigneux de sa coiffure; il avait des perruques merveilleuses pour la quantité de leurs boucles. La veille d'un jour qu'il devait aller de grand matin à Versailles, on avait fort recommandé chez le perruquier d'arranger la perruque le même soir, parce que l'on viendrait la prendre à l'aube du jour.

En conséquence elle fut arrangée et placée dans sa boîte. Pendant la nuit la femme du perruquier accoucha d'un enfant mort, qu'on mit, faut de cercueil, dans une boîte à perruques, pour pouvoir l'enterrer tout de suite. Un moment après que le petit convoi d'enterrement fut parti, un domestique de M. de Sartine vint chercher la perruque. Mais on fut bien étonné, en ouvrant le boîte, d'y trouver un enfant mort. On s'était trompé de boîte, et on avait enterré la perruque de M. de Sartine, qui fut obligé de retarder son départ jusqu'à ce que chaque chose eût été remise à sa place.

Gleichens Anecdotes et petites histoires, deren Verfasser sich einmal notierte, daß er leider den Namen des die Hauptrolle einer solchen kleinen Begebenheit spielenden Herren vergessen habe: car on devrait toujours savoir nommer les personnages d'une anecdote: cela ajoute au caractère de vérité, sind kennzeichnend für die Kunstfertigkeit des



Memoirenhistorikers, aus den eigenen Erlebnissen und den angehörten Geschichtchen eine Geschichtserzählung zusammenzustimmen. Auch dafür seien einige Proben gegeben, kurze Aufzeichnungen von Begegnungen und Gesprächen.

Un échantillon précieux de la politesse du bon vieux temps, qui mérite d'être conservé, sont les compliments que firent le duc d'Ormont et son ami le chevalier d'Airagne en se quittant pour toujours.

Ce duc, après avoir terminé son rôle de favori de la reine Anne, s'était retiré à Avignon, ou il tenait un grand état, et le chevalier s'était fait son commensal complaisant et son ami intime. Malgré cela, ils étaient ensemble sur le pied cérémonieux de l'ancienne cour, et ne cessaient de se faire des compliments. Apprenant que son patron allait expirer, le chevalier accourt, entre précipitamment, et le duc agonisant lui dit d'une voix obligeante: Hélas! mon ami, je vous demande pardon d'être obligé de mourir devant vous. L'autre, pénétré et confondu de tant de politesse, répliqua: Ah, milord, pour l'amour de Dieu, ne vous gênez pas!

Ähnliche Ironie in den Betonungen und Redewendungen hat der kurze Bericht, in dem ein gröberer Erzähler sich das Aussprechen des Thunfischvergleiches nicht hätte entgehen lassen und der ebenfalls ein Muster der auf die galante Formel gebrachten Groteske ist.

Le baron de Thun, qui a été longtemps ministre de Wurtemberg à Paris, était un homme assez singulier, trés-aimable pour ceux qui l'ont connu aussi particulièrement que moi, mais excessivement spéculatif pour l'économie. Il avait mis toute sa fortune en rentes viagères, car il était fort égoiste.

Ayant la fantaisie de vouloir être enterré dans son lieu natal en Poméranie, mais trop juste pour causer autant de dépenses qu'aurait exigées le transport de son cadavre, à son neveu, auquel il ne laissait rien du tout, il ordonna en mourant de le couper en pièces, de le bien saler, de le mettre dans un tonneau, et de l'embarquer ainsi sur le premier vaisseau qui partirait pour aller en Poméranie. Durant la route, les matelots visitèrent le tonneau, et, croyant que c'était du boeuf salé, ils mangèrent la moitié du baron de Thun.

C'est son neveu qui ma raconté cette histoire.

Diese drei Stücke lassen erkennen, wie fein das Gefühl des Barons von Gleichen für den Humor war, das, so sehr es dem Engländer eigentümlich zu sein pflegt und dem Deutschen verständlich wird, den



romanischen Völkern meist ganz und gar abzugehen pflegt. Aber der Kosmopolit ist auch hellhörig wie ein Pariser aus Paris, als welcher er lebt, für die jeux d'esprit und er kann an keinem guten Witzwort vorüber, sogar dann nicht, wenn es nur aus der Geschicklichkeit des Wortspieles hervorging. Daß aber das, was er sich aufschrieb, auch heute noch funkelt und (bitterböse) gleißt, ist eine Bestätigung, wie sehr er Kenner und Kind seiner Zeit gewesen ist, deren Geist und Gemüt in diesen beiden Anekdoten konzentriert sind.

Voici un mot bien philosophique de l'abbé Galiani: Le chien qui s'imagine qu'il tourne le rôti, ne sait pas que c'est le rôti qui le fait tourner.

La faveur du duc de Choiseul avait attiré tant de cousins, qui portaient son nom, que, pour les distinguer, on leur avait donné des sobriquets. Il y en avait un qu'on appelait Choiseul-bon Dieu. On importunait à outrance le maréchal de Belle-Isle pour faire avoir un régiment à ce cousin de son ennemi. Ce ministre étant à la mort, on lui apporta le viatique, et on lui annonça le bon Dieu, comme c'est l'usage à Paris, ou le valet de chambre, qui est à la porte, nomme toujours les arrivants à haute voix. Le maréchal agonisant crut que c'était ce Choiseul qui venait le relancer, et cria de toutes ses forces: Qu'il s'en aille, qu'il me laisse en repos! dites que je lui donne un régiment.



ÜBER EIN BIBLIOGRAPHISCHES SIGLEN-SYSTEM II

Die Aufnahme eines Druckwerkes für seine Beschreibung im Verzeichnis geht nach den Katalogisierungsordnungen grundsätzlich vom Titelblatt als von derjenigen Buchstelle aus, an der Herausgeber und Hersteller seit dem sechzehnten Jahrhundert, also seit der Umwandlung der Wiegendruckbuchgestaltung in die jetzt noch übliche, die Buchherkunftsvermerke anbringen und nach ihren beiderseitigen Gesichtspunkten bestimmen, wie sie sich die Geltung des Buches in der Buchwelt gedacht haben. Darauf, daß der Verfasser eines Werkes die ausdrückliche Bestätigung der dessen Umwandlung in die Buchform vollziehenden Tatsachen nicht allein vornimmt, daß er mit und neben den Buchherstellern (und -händlern), daß häufig diese und fremde Herausgeber ohne ihn die Aussagen des Titelblattes über die Buchgeschichte machen, und daß deshalb nicht selten die Angaben eines Titelblattes einseitig sind, oder aber eine nach außen hin nicht ohne weiteres erkennbare Verbindung verschiedener Wünsche für die Bucheinführung haben, darauf nimmt die Aufnahme des Titelblattes keine Rücksicht. Vielmehr erstrebt die Kollation nach den Angaben des Titelblattes dessen Korrektur, die im Grunde nur ein Vergleichen ist, ob alle Angaben des Titels stimmen. Dabei wird freilich auch vorausgesetzt, daß diese Angaben vollständig sind, und daß sie alles angeben, was hier wissenswert erscheint. Bekanntlich ist das aber bei den meisten Buchtiteln durchaus nicht der Fall. Während es zum Bei-

spiel in der Wiegendruckzeit aus praktischen Rücksichten noch üblich war, in der Schlußschrift eine Kollationsformel einzubringen, die Druckumfang und so auch die Vollständigkeit erkennen ließ, beschränkt sich das Buch der Gegenwart im Regelfalle darauf, den Druckvermerk durch die Bezeichnung der Druckerei zu ersetzen und allenfalls in der Inhaltsübersicht die Beilagen des Buches zu nennen, das heißt die beigefügten Blätter, meist Bilder- oder Kartentafeln, die durch Sonderdruck hergestellt und den Bogen des Buches angefügt wurden. Bestrebungen, die Titelblattangaben zu verbessern und zu vervollständigen, haben zwar schon wiederholt die hier bestehenden Mißstände beseitigen wollen, sind aber bisher zu keiner allgemeineren Durchführung gelangt. Vielleicht, daß die gerade gegenwärtig mit Eifer betriebenen Normalisierungs- und Typisierungsversuche auch eine Buchtitelwandlung herbeiführen werden, auf die am Ende dieser Untersuchungen ausführlicher zurückzukommen sein wird. Vorerst muß der Hinweis darauf genügen, daß im Regelfalle auch ein richtiger Titel unvollständig sein und deshalb bei einer genaueren bibliographischen Feststellung zu ergänzen sein wird. Beschränkt sich der Buchtitel auf die Überschrift eines Werkes, etwaige Anmerkungen über dessen Herausgabe durch andere als den Verfasser, sowie die Geschäftsvermerke (Verlag, Erscheinungsort und -zeit), so kann man zwar annehmen, daß der Titel nicht immer genau den Inhalt eines Werkes bestimmen wird (insbesondere gilt das auch für die Trennung des Bild- und Textteiles, obschon doch vorauszusetzen ist, daß die Bilder eines Buches ebenfalls in engster Verbindung mit seinem Texte stehen, daß auch das Bild ein Ausdrucksmittel des Verfassers sein sollte wie das Wort, wovon späterhin noch ausführlicher die Rede sein wird), daß er indessen nach der Absicht des Verfassers als richtig hingenommen werden soll. Ausnahmen bestehen auch hier natürlich, teils insofern,

als der Verfasser in der Wahl seines Titels aus bestimmten Gründen, zum Beispiel denen der Zensur, nicht frei war, teils deshalb, weil spätere Herausgeber den ersten Titel verändert haben. Aber im allmeinen kann der Bibliograph doch den Buchtitel, soweit er den Werktitel wiedergibt, als richtig betrachten und braucht ihm nur in Sonderfällen, in denen bereits die Fassung des Werktitels Zweifel veranlaßt, eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Weit weniger ist ein solches Vertrauen dem Geschäftsvermerke gegenüber angebracht, weil mancherlei Geschäftsgewohnheiten absichtlich seine Angaben von vornherein (Vordatierung und Zurückdatierung später veranstalteter neuer Auflagen) oder weiterhin (Titelausgabe) unrichtig werden lassen, wobei dann dergleichen Unregelmäßigkeiten die verschiedenartigsten Ursachen haben können, die zum Beispiel die Änderungen des Titels durch eine Auflagenreihe, die ähnlichen oder gleichen Titel verschiedener Werke, die abweichenden Auflagentitel der sich auf mehrere Verleger verteilenden Abzüge einer durch Verlagsteilung verbreiteten Auflage, die Neuauflagen vom gleichen, aber umbrochenen Satz, die ganz genau übereinstimmenden verschiedenen Auflagen, die eine Täuschung beabsichtigten, die Übereinstimmung verschiedener Auflagen bis auf bestimmte Einzelheiten des Titels veranlaßten. Bereits diese wenigen Stichproben beweisen, daß der Buchtitel alles andere als ein verläßlicher bibliographischer Zeuge ist und daß ihm deshalb eine bibliographische Untersuchung mit Mißtrauen entgegentreten wird. Aber er ist nun einmal auch für die bibliographische Kennzeichnung eines Druckes die gegebene Buchstelle und damit sind seine Angaben schon aus praktischen Gründen diejenigen, von denen die bibliographische Probe ausgehen wird, um sie erforderlichenfalls zu ergänzen und nachzuprüfen. Dabei ist, wie schon früher gesagt worden ist, die Drucklegung derjenige Vorgang der Buchgeschichte, der den Maßstab aller

notwendigen Vergleiche gibt, indem er die Druckvorlage und die Druckwiedergabe nebeneinander betrachten läßt. Denn das Autogramm (die Urschrift des Verfassers) oder das Apograph (eine Abschrift, die ihrerseits vom Verfasser anerkannt, vielleicht auch berichtigt oder wenigstens durchgesehen sein kann, ohne daß der Verfasser wesentliche Veränderungen vornahm, oder schließlich eine Abschrift, die nicht approbiert ist, die nicht auf den Verfasser selbst zurückgeht, gut oder schlecht sein kann), ist die Voraussetzung seiner fehlerhaften oder fehlerfreien Druckwiedergabe. Wobei es sich für die Beurteilung des Handschriftenverhältnisses nicht allein um diplomatische (Echtheit der Handschrift) und kritische (endgültige Fassung der Handschrift, insbesondere ihre Bestimmung zur Druckvorlage durch den Verfasser) Fragen handeln wird, sondern auch darum, inwieweit der Verfasser selbst bei der Drucklegung beteiligt war und etwa noch während des Druckes Änderungen vornahm. Von solchen Fragen der eigentlichen Textkritik wird insbesondere die letztgenannte häufiger in den Bereich einer bibliographischen Untersuchung gezogen werden müssen, die das Verhältnis von Werk und Buch für eine bestimmte Ausgabe vergleicht, um dann das Ergebnis der Untersuchung durch ein Sigel auszudrücken. Es versteht sich dabei wohl von selbst, daß Drucke und Handschriften durch die beiden benutzten Hauptarten der Siglen unterschieden werden, wobei allerdings auch der (bereits angeführte) Fall zu berücksichtigen ist, daß ein Druck die unmittelbare Vorlage späterer Drucke wurde, wenn ihn der Verfasser oder der Verleger dazu benutzte, wenn die Handschrift unzugänglich oder verloren war. Mit gedruckten Siglen läßt sich nun zwar eine derartige Unterscheidung auch bei gleichen großen oder kleinen Buchstaben insofern leicht gewinnen, als etwa verschiedene Schriftgattungen (Antiqua, Fraktur, Kursiv, wie im früher angeführten Beispiel) und Schriftgrade, Fett-

druck, Halbfettdruck usw. an und für sich eine klare Übersicht vermitteln werden. Aber für ein bibliographisches Siglensystem, das lange Untersuchungen in knappe Formeln konzentriert, ist noch etwas anderes wichtig. Es muß alle vermeidbaren Fehlerquellen beseitigen und dazu gehört die leichte Möglichkeit des Verdruckens oder Verschreibens um so mehr, als die Ableitung auch einer bibliographischen Formel, wenn der Irrtum nicht rechtzeitig bemerkt wurde, aus einem kleinen Fehler grobe Unrichtigkeiten entstehen lassen kann. Es wäre deshalb die Vereinfachung desjenigen Siglensystems wünschenswert, das, entsprechend den Ergebnissen der Handschriftforschung, die Druckvorlage kennzeichnet, wobei gleichzeitig die Beteiligung oder Nichtbeteiligung des Verfassers an der Drucklegung anzugeben sein würde. Am einfachsten erscheint dazu das Unterstreichen der Buchstaben, von denen die großen die Autogramme und die ihnen gleichwertigen Apographen, die kleinen die Apographen, an denen der Verfasser keinen Teil hatte, bezeichnen würden oder für die eine ähnliche Kennzeichnung wie A = Autograph, a^1 = approbiertes Apograph, a_1 = Apograph usw. zu wählen wäre. Selbverständlich ließen sich mit einer derartigen Unterscheidung nicht alle Feinheiten textkritischer Handschriftenforschungen veranschaulichen. Aber jene werden ohnehin nicht leicht ohne ein von Fall zu Fall begründetes Siglensystem zu verstehen sein und für die Zweckbestimmung des bibliographischen Siglensystems reicht es aus, wenn erkennbar wird, ob die Druckvorlage unmittelbar auf den Verfasser zurückging oder ihm fremd war, da damit die Begriffsbestimmung der Urausgabe gewonnen wird. Inwieweit und ob überhaupt ein Verfasser an der Drucklegung seines Werkes durch Korrekturlesen usw. beteiligt war, läßt sich besonders bei älteren Drucken freilich meist gar nicht, oft nicht genau bestimmen. Denn diese Frage bezeichnet auch insofern die vom Bibliographen ange-

nommene Grenze zwischen der individuellen Niederschrift eines Werkes und seiner Mechanisierung durch die Buchform, als der Eifer und die Geschicklichkeit des Korrekturenlesens sowie ähnlicher Druckherstellungshilfen bei den verschiedenen Autoren sehr verschiedenartig waren. Weshalb ein diakritisches Zeichen, vielleicht ein Stern, ausreichen dürfte, um den Sachverhalt anzuzeigen, da dann die weiteren Folgerungen aus der Teilnahme des Verfassers an der Drucklegung den Verweisen auf die Belege, zum Beispiel dem Briefwechsel zwischen Verfasser und Verleger überlassen bleiben kann. Hierüber ließe sich mancherlei noch ausführen. Für unsere Zwecke ist es ausreichend, daß die allgemeine Feststellung, ob die Druckvorlage nach den Anschauungen des Verfassers eine berechtigte war und ob er selbst an der Drucklegung teilnahm, der Bewertung einer jeden Auflage nach anderen bibliographischen Gesichtspunkte vorangehen sollte. Wobei dann ohnehin denjenigen Fragen eine Antwort gesucht werden muß, die sich hier sogleich aufdrängen, insbesondere auch der, ob die berechtigte Druckvorlage auch eine gute Druckvorlage war. Was keineswegs immer (wie zum Beispiel die Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken zeigt) der Fall zu sein braucht. Indessen ändern dergleichen Mängel nicht, so bedeutsam sie auch für die Textkritik sein werden, den bibliographischen Tatbestand, wenn das Buch derart fertig gedruckt worden ist, wie es der Verfasser gewünscht hat. Fehler, die er hier selbst, sogar solche, die er unbewußt, veranlaßte, sind bedauerlich als Fehler der Buchformgestaltung seines Werkes, ändern jedoch nichts an der bibliographischen Anerkennung einer Auflage, die in allen Stücken nach dem bei ihrer Drucklegung bestimmenden Verfasserwillen eine rechtmäßige ist.



MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

Dr. Julius Harrwitz 1819—1919. Am 3. Oktober jährt sich zum 100sten Male der Geburtstag eines Mannes, der auch in der Geschichte des deutschen Buchhandels, insbesondere des Verlages, verdient, nicht vergessen zu werden.

Dr. Julius Harrwitz, geb. zu Breslau am 3. Okt. 1819, hatte als einstiger Mitinhaber der angesehenen Ferd. Dümmlerschen Verlagsbuchhandlung zu Berlin eine hervorragende und verdienstvolle Tätigkeit entwickelt und die altberühmte Firma zu einer der ersten Deutschlands emporgehoben.

Als ältester Sohn einer nicht begüterten Familie hatte er mit eisernem Fleiß und unter besonderen Schwierigkeiten das akademische Studium durchgesetzt, indem er durch private Lehrtätigkeit sich die Mittel dazu beschaffte. Seine Berliner Doktordissertation vom 23. Juli 1845 über Pilze hatte den Titel: „De cladosphario herbarum"; sie ist seinem Lehrer, dem Botaniker S. Kunth, gewidmet. Ed. Cauer, der Mathematiker, Leopold Kronecker und der Mediziner Hugo Ruehle waren seine Opponenten. — Kein Geringerer als Alexander von Humboldt empfahl ihn in einem noch im Harrwitzschen Familienarchiv aufbewahrten Brief dem Grafen Harry von Arnim als Hauslehrer. Auch die Dissertation und das Studien-Material ist noch im Besitz der Familie.

Als 1848 die Revolution zum Ausbruch kam, stellte sich H. zur Herstellung der Ordnung und zum Schutz der Bevölkerung der damals geschaffenen Bürgerwehr zur Verfügung.



Im Kreise seiner Studiengenossen war u. a. der berühmte Arzt Moritz Traube, dessen Dissertation vom Jahre 1847 mit handschriftlicher Widmung „Amicissimo J. Harrwitz auctor“ mit anderen interessanten Reliquien aufbewahrt ist. Im Revolutionsjahr 1848 wandte sich H. dem Buchhandel zu, zu dem ihn seine stete Liebe zu schönen Büchern besonders hinzog. — Er kaufte den im Jahre 1808 von Jul. Ed. Hitzig begründeten und im Jahre 1816 von Ferd. Dümmler fortgeführten, nun Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung genannten Verlag. Neben hervorragenden Werken wissenschaftlicher und schöngeistiger Richtung waren es besonders die Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften, die Berichte der chemischen Gesellschaft, beide zu Berlin, die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung und die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft der Professoren Lazarus und Steinthal, welche dem Verlage zur Zierde gereichten. Neben letztgenannten, ihm befreundeten Gelehrten seien noch als Autoren des Verlages Fr. Adami, Verf. der Biographie der Königin Luise, C. Abel („Koptische Untersuchungen“), Gisela v. Arnim (Dramatische Werke), General v. Clausewitz („Vom Kriege“, usw.), Emil Du Bois-Reymond, Herm. Grimm, Th. Mommsen, der Egyptologe Brugsch-Pascha, der Botaniker Pringsheim, A. Weber (der „Sanskrit-Weber“), der Ethnologe Bastian erwähnt, während in dem übernommenen Verlag besonders das Ehepaar Fouqué, Chamisso, der Romanist Mahn, der Philologe Zumpf, der Geologe Leop. v. Buch, der Sprachforscher Frz. Bopp, der Astronom Bode, Alex. und Wilhelm v. Humboldt, E. T. A. Hoffmann, der Egyptologe Lepsius vertreten sind. Ein noch im Familienbesitz befindliches Album von Original-Photographien zeigt einige dieser Männer in getreuen und selten gewordenen Porträts, so Hermann Grimm mehrfach, ebenso den Bildhauer Reinhold Begas, den Maler Gustav Doré und andere. Auch Berthold Auerbach und Paul

Heyse gehörten zu seinem Bekanntenkreis. Professor Steinthal übernahm die Patenschaft bei einem seiner Söhne.

Die buchhändlerische Tätigkeit erschöpfte keineswegs seine große Arbeitskraft; vielmehr fand er Zeit und Lust zu einer regen außerberuflichen und dem Wohle seiner Mitbürger gewidmeten Tätigkeit, teils als langjähriger Bezirksvorsteher, dann als Mitbegründer des großen Vereins gegen Verarmung und Bettelei, des Asylvereins für Obdachlose und des Vereins für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend. Besonders letzterer lag ihm sehr am Herzen, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir Kinder große, gerahmte Bilder aus unserer Wohnung am Sonntag in das betreffende Versammlungslokal schleppten, die dann vorgeführt und erläutert wurden.

In der Erfüllung solcher dem öffentlichen Wohl gewidmeter Arbeit kam er, auf einer Recherche bei einer armen Familie am 22. März des Jahres 1875, plötzlich durch einen Unglücksfall im besten Mannesalter ums Leben, kräftig und gesund, so daß er noch viel Gutes zu leisten und zu schaffen imstande gewesen wäre.

Hier interessiert besonders, was er als Bibliophile im besten Sinne darstellte, als Bibliophile nicht nur bei der Herstellung von Büchern, indem er stets Wert auf gute Ausstattung legte und mit feinem Geschmack und großer Sorgfalt Papier und Typenart auswählte, Illustrationsmaterial mit Liebe und Verständnis herbeischaffte — er besuchte zu diesem Zweck auch den Maler Schwind, dessen „Sieben Raben“ dazu die Anregung gaben, um ihn für Illustrierung der Grimmschen Märchen zu gewinnen — sondern auch als Besitzer einer geschmackvoll zusammengestellten eigenen Bibliothek, die zumeist noch erhalten ist. „Zu meinen Büchern sage ich Sie,“ pflegte er zu sagen, wenn er jemandem, und wie gern tat er dies, etwas von seinen Lieblingen zeigte und der Betreffende dieselben nicht sorgfältig anfaßte oder darin

blätterte. — Für die größeren Illustrationswerke hatte er besondere, weiche Pappunterlagen vom Buchbinder machen lassen; manches besonders kunstvoll gebundene Werk mit ziseliertem Goldschnitt und Ornamenten findet sich in dieser kleinen, aber gewählten Haus-Bibliothek.

Es war ein Vergnügen, ihn vorlesen zu hören, er tat es gern und mit besonderem Verständnis und guter Wirkung auf die Zuhörer.

Auch kunstwissenschaftliche, besonders architektonische Studien, betrieb er einst mit Eifer; nicht nur die in dieses Gebiet gehörenden Werke legen Zeugnis davon ab; sondern auf Reisen suchte er beim Besuch von alten Städten und Kirchen sein Wissen praktisch zu bereichern.

Zahlreich waren bei seinem durch die Tragik des Unfalls besonders erschütterndem Tode auch die Beileidsäußerungen Fernstehender, besonders aus der Gelehrtenwelt, aber eine der schönsten war doch die ehrende Widmung, die Prof. Steinthal der zwei Jahre nach dem Tode (1877) erschienenen „dritten, abermals erweiterten Ausgabe" seines berühmten Werkes „Der Ursprung der Sprache . . ." beifügte. Die wegen ihrer inhaltreichen Worte noch jetzt lesenswerte Zueignung sei hier wiedergegeben: „Der Erinnerung an Dr. phil. Julius Harrwitz gewidmet vom Verfasser." „Dies ist das erste Buch, welches ich nach Deinem Hinscheiden veröffentliche: so ist es natürlich der Erinnerung an Dich, verewigter Freund, gewidmet. Ein plötzliches Geschick, nicht wie es aus der Natur des Menschen folgt, sondern wie der Zufall es schafft, hat Dich uns unerwartet entrissen. Ist also unser Leben, sein Ende wie sein Anfang, Zufall? Vielleicht. Und unser Wirken? Vielleicht. Doch können wir uns zu unserer Beruhigung sagen: unter den Mächten des Zufalls findet sich zufällig auch die dem menschlichen Selbstbewußtsein entsprossene Idee.

Dieser Idee waren auch Deine Kräfte gewidmet: in der Jugend —

der Idee des Wahren, im beginnenden Mannesalter — der Idee des Schönen, im reifen Mannesalter — der Idee des Guten. Dies ist ja wohl die normale Entwicklung der Humanität im menschlichen Individium.

Wenn ich nun meinen Blick auf dem Gewirr der Erscheinungswelt ruhen lasse; wenn mir schwindelt vor dem rastlos rasenden Zufall, der im selben Augenblicke Millionen Wesen schafft und zerstört, zerstört und schafft, wenn mir Atem und Besinnung vergeht vor dieser widerstandslosen Notwendigkeit, die nicht stark ist und nicht schwach, nicht gewaltsam und nicht sanft, die eigenschaftslos, nur das ist was sie ist, die wir wohl kennen, aber die unser nicht achtet; wenn ich mich frage: träume ich, ich idealer Tor? höre ich das Kichern neckischer Dämone? — dann bricht wohl bald in mir Erinnerung an wie dämmernder Morgen, der schnell zum goldigen Tage wird, Erinnerung an alle idealen Geister, die mich belehrt, erbaut, erfreut, und darunter bist auch Du, der ideale Buchhändler, der es weiß und will, daß er am Webstuhl der Geister sitzt und das Schifflein hin und her schickt, auf daß die mannigfach angesponnenen Fäden der Denker sich untereinander und mit dem Geiste des Volkes verflechten können. Schnell schwinden dann die Schatten vor mir, und die Erinnerung steigt als hell beleuchtende Sonne, daß ich immer klarer und klarer sehe: Ja, alles ist Zufall, und doch sind die Ideen kein leerer Wahn.

Auch das vorliegende Buch, wie es zuerst erschien, war von Dir veranlaßt, auf Deinen Wunsch gemacht; Du freutest Dich, als es abermals ausgesandt ward mit erweitertem Inhalte. Immer noch war es, das andere wie das erste Mal, ein Heft; jetzt ist es ein Buch. Aber wie verschieden ist meine heutige Stimmung von der ersten! So wäre es gewiß auch die Deinige gewesen. Sind wir noch das Volk des Idealismus? — Doch fern bleibe Trübsinn. Trotz all dem — die Idee der Humanität ist kein leerer Wahn. Der Verfasser.

Diese Worte des Gedenkens eines der bedeutendsten Autoren des Verlagas zeugen von der Art des Verlegers, der sich nicht nur damit begnügte, Bücher gut auszustatten und zu verbreiten, sondern häufig die erste Anregung dazu gab, daß sie geschrieben wurden.

Trotzdem war seine Bescheidenheit groß; er scheute jedes Heraustreten in die Öffentlichkeit, so daß er weniger bekannt wurde als mancher kleinere Geist, der sein Licht gern hell leuchten läßt; aber für ihn gilt der Spruch, der auf seinem auf dem alten jüdischen Friedhof zu Berlin stehenden Grabdenkmal, das in gotischem Stil nach einem besonderen Entwurf von Adalbert Müller gefertigt ist, eingemeißelt wurde:

„Sein Leben war dem Edelsten geweiht,
Für hohe Zwecke ward ihm hoher Sinn."

M. H.

A. v. Chamissos Schlemihl Handschrift. In der April-Gesamtsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften legte Professor Dr. Roethe eine Mitteilung von Dr. Helmuth Rogge in Charlottenburg über: „Die Urschrift von Adalbert von Chamissos Peter Schlemihl" vor. In dem Besitz von Dr. Rogge befindet sich aus dem Nachlaß seines mit Chamisso befreundet gewesenen Urgroßvaters, des Botanikers Dietrich Franz Leonhard v. Schlechtendal, ein von dem Dichter geschriebenes Heft, das für die Kapitel 1—3 und 6—11 vermutlich die erste Aufzeichnung, für die Kapitel 4 und 5 eine eigenhändige Reinschrift des ersten Schlemihltextes bietet. Datiert ist das Manuskript: „Cunersdorf, den 24. Fbr. 13". Der ohne Chamissos Wissen veranstaltete erste Druck beruht auf einer jüngeren vom Herausgeber Hitzig redigierten Handschrift. Abgesehen von Einzelheiten, enthält die ursprüngliche Fassung eine später stark gekürzte große Reiseschilderung des Siebenmeilenstiefel-Weltreisenden.

Eingedruckte Exlibris. Die Sitte, das Bucheignerzeichen auf der Innenseite des Einbandes einzukleben, geht bekanntlich bis auf das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Hin und wieder, und zwar nicht gerade selten trifft man auf Bücher, die von einem Vorbesitzer mit einem auf der Rückseite des Titelblattes aufgeklebten Bibliothekszeichen versehen sind. Von den verschiedenen anderen Arten, das Buch als Eigen-



tum einer bestimmten Person kenntlich zu machen, wie z. B. durch das primitive Einschreiben des Namens auf dem Innendeckel oder auf dem Titelblatt mit oder ohne einen Spruch, oft auch mit Angabe des Kaufpreises und des Datums, oder durch Aufdruck auf der Außenseite des Einbandes (Super-Exlibris), Angabe des Besitzers auf dem Schnitt oder auf den Schließen, letztere Art eine der ältesten Bezeichnungsweisen, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Mancherlei hierüber findet sich in den ersten Jahrgängen der jetzt selten gewordenen Exlibris-Zeitschrift.

Hingegen dürfte kaum bekannt sein, daß einige wenige Bibliophilen in älterer Zeit die gewiß sehr umständliche und kostspielige Methode angewandt haben, ihr Kupferstich-Exlibris in dem neuerworbenen Buch auf einer weißen Seite gleich vor dem Einbinden eindrucken zu lassen. Nur so waren sie ganz sicher, daß ihr Bucheignerzeichen niemals entfernt werden konnte. Die eingeklebten Exlibris lassen sich loslösen und tatsächlich trifft man, seit das Exlibris-Sammeln Mode geworden ist, selten noch auf Bücher, die ein altes Exlibris enthalten; meist sieht man nur noch die Anzeichen, daß ein solches einmal eingeklebt war oder Reste desselben. Auch haben oft Nachfolger im Besitz des Buches das des Vorbesitzers überklebt. Auch die Super-Exlibris waren bei Umbinden des Buches vor einem Verschwinden nicht geschützt. Das eingedruckte große Exlibris konnte nur entfernt werden, indem man das Buch selbst unvollständig machte.

Bisher sind mir in etwa 35 Jahren nur 2 Fälle bekannt geworden, in denen ich diese sichere Methode des Eindruckens feststellen konnte. Ich sehe dabei natürlich von einem Einbinden des Exlibris als ganzes Blatt ab, da auch dieses sich leicht herausnehmen läßt und eine solche Anwendung nur erforderte, daß man das Blatt dem Buchbinder zugleich mit dem noch nicht gebundenen Buch übergab.

Die zwei Bibliophilen, welche ihr Exlibris in je einem mir bekannt gewordenen Falle eindrucken ließen, haben dies auch nicht immer getan; hierzu wird ihnen oft die Möglichkeit natürlich gefehlt haben.

Der Nürnberger Buchhändler Fr. Roth-Scholtz, geboren 1687 (vergleiche über ihn Joechers Gelehrten-Lexikon III, Spalte 2253), war ja als Sammler bekannt. Er muß, als er das in Nürnberg im Jahre 1629 in Quartformat erschienene Buch von B. Leuber: Quaestiones de reductione monetali ... erwarb, doch wohl dasselbe „in albis", also in rohen Bogen, noch erlangt haben, da er es auf der Rückseite des Titelblattes mit der Kupferstichplatte (seines von Warnecke Deutsche Bücherzeichen unter Nr. 1797 beschriebenen) Exlibris bedrucken ließ. (Das interessante Exemplar ist jetzt im Besitz der Stadtbibliothek Nürnberg). Unlängst fand ich ein zweites derartiges Buch, das von einem anderen deutschen Bibliophilen Kunde gibt, der dieselbe Methode des Eindruckens anwendete. Es ist der Philosoph und Arzt G. J. F. Thomasius (ebenfalls!) in Nürnberg, der mehrere Exlibris besaß und einklebte. Merkwürdigerweise trägt das von mir unlängst erworbene Werk von Wilhelm Bates: Vitae selectorum aliquot virorum qui doctrina, dignitate aut pietate inclaruere, das in London im Jahre 1681 (Joecher gibt irrtümlich 1687 an) in Quartformat veröffentlicht wurde, auf der letzten, sonst weißen Blattseite das schöne große Exlibris des genannten deutschen Gelehrten, welches Warneke unter Nr. 2176 richtig beschreibt. Das Schlußblatt des Werkes ist auf Seite 749 voll bedruckt und schließt mit „Finis". Während Warneke die Bildgröße richtig mit 130×168 mm angibt, ist die Blattgröße 185×234 mm. Das schöne Exlibris ist von dem Nürnberger J. B. Homann nach einer Zeichnung J. J. de Sandrarts gestochen und es ist nur fraglich, wie es möglich war, das große Nürnberger Exlibris in dem Londoner Druckwerk einzudrucken. Der einfache alte Perga-

mentband könnte deutsche Arbeit sein. Vielleicht hat auch Thomasius ein Exemplar des Buches in ungeheftetem Zustand erhalten und vor dem Binden sein Exlibris auf das letzte Blatt drucken lassen. Das Eindrucken in das gebundene Exemplar scheint mir angesichts der Größe der Kupferstichplatte und des scharfen Abdruckes mit eingepreßtem Plattenrand, von dem keine Spurauf den vorhergehenden Seiten zu bemerken ist, ausgeschlossen.

Heutzutage bei den bedeutend erleichterten Verkehrsverhältnissen wäre es natürlich leichter, bei Erwerb eines Buches dem Buchdrucker durch Vermittlung des Verlegers, seinen Exlibris-Druckstock zum Eindrucken zu übersenden oder einfacher ein ungeheftetes Exemplar des Buches zu erwerben und bedrucken zu lassen. Meines Wissens wendet kein moderner Bibliophile diese etwas umständliche Methode, sich sein Eigentum zu schützen, an, obwohl doch die Herstellung von eigenen Einbänden Gelegenheit bietet, auch diese Maßregel zu treffen. Für öffentliche und ständige Büchereien wäre sie gewiß von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

M. H.

ANZEIGEN

Houston Stewart Chamberlain. Lebenswege meines Denkens. München, F. Bruckmann: 1919. VIII, 412 (420) S. 8°.

Chamberlains Persönlichkeit gehört mit ihrer selbstsicheren Eigenwilligkeit (um nicht das leicht mißverstandene Wort Originalität anzuwenden) zu den in Politik und Wissenschaft der Gegenwart stark umstrittenen, so daß die Annahme, sein neues Werk sei ähnlich den augenblicklich sehr beliebten Anklage- und Verteidigungsschriften in der Form von Lebenserinnerungen, schon gegeben wäre. Indessen brauchen auch diejenigen, die Chamberlains Hauptwerken nicht immer zustimmen wollen, weder Aktualitäten noch Polemiken zu befürchten, wenn sie sich dem reizvollen Buche zuwenden, das, wie sein Titel besagt, sich den besten Memoiren anschließen möchte, die aus den Erlebnissen das geistige Erlebnis machen wollen, das für eine geschichtliche Betrachtungsweise immer der Brennpunkt aller verworrenen Lebenslinien eines Menschenschicksals sein wird. Von den in die Briefform gekleideten, um Aussprache und Widmung zu rechtfertigenden fünf Abschnitten (I. Meine Herkunft, II. Meine Erziehung, III. Meine Naturstudien, IV. Mein Weg nach Bayreuth, V. Mein Buchgaden — ein sechster und Hauptabschnitt: Meine religiösen Erlebnisse, soll später veröffentlicht werden) ist der fünfte derjenige, um dessentwillen das Werk auch hier Erwähnung finden muß: es ist die Autopsychologie eines bedeutenden Bücherkenners, die sich den hervorragendsten Schriften ähnlicher Art, die die Bibliophilie-Literatur aufzählt, gleichstellen kann. Die Auseinandersetzung Chamberlains mit seinen Büchern ist so geist- und kenntnisreich, ist vor allen Dingen von einer solchen freien Künstlerschaft der Anschauung und ihres Ausdruckes, daß die ausführlichere Wiedergabe ihres sachlichen Inhalts (die schließlich doch nur zu einer kritischen Tabelle verschiedener Titel werden würde, der die Begründung fehlte, wie sie in den Chamberlainschen Erläuterungen gegeben ist) den Leser um einen Genuß bringen würde, den ihm die unmittelbare frische Wirkung dieser Lebensbetrachtungen in jedem Falle verschaffen wird. Um einen Genuß, den sich kein Buchfreund entgehen lassen sollte. Wir möchten wünschen, daß in recht vielen selbsterzählten Lebensgeschichten ein solches Kapitel sich fände, wie es Chamberlains Lebenswege

schmückt, wir besäßen dann Vergleichungsmaßstäbe für das literarhistorische Werturteil, die sich nicht besser ausdenken ließen. Allerdings kommen bei Chamberlain eine Anzahl glücklicher Umstände zusammen, die der Selbständigkeit seiner Urteile ihre eigene Bedeutung gibt: durch seine Bildungsgeschichte gehört er drei Völkern an und ist mit ihrem Schrifttum nicht nur vertraut, sondern derart verwachsen, daß er es gefühlsmäßig begreift, nicht erst es verstehen zu lernen braucht. Sodann ist für sein künstlerisches Temperament und für seine naturwissenschaftliche Betrachtungsweise das Buch kein Gegenstand des Lebens, sondern ein in seiner Anwendung und Verfeinerung wechselndes Werkzeug desjenigen, der es geschrieben hat. Demgemäß sind die Buchgrenzen, die er zieht, abhängig davon, inwieweit die Vermittelung eines geistigen und künstlerischen Werkes überhaupt durch Buchformen gelingt, demgemäß unterscheidet er von den Büchern in ihrer Vollendung diejenigen Buchüberlieferungen, die mehr und die weniger als Bücher sind. Die Bibliophilie Chamberlains, denn sein Verhältnis zu den Büchern ist weit mehr Bibliophilie als jener blinde Bücherglaube, der von der Angst vor derAutorität des gedruckten Wortes bis zu der Ausgabenverehrung mancher Sammler reicht, die überhaupt nichts mehr davon wissen wollen, daß alle Bemühungen um ein Buch letzten Endes nur dem in ihm verkörperten Werk gelten, und daß dieses wiederum nur das Mittel eines geistigen und künstlerischen Verkehrs mit dessen Verfasser ist, diese Bibliophilie eines Mannes mit eigenem Kopf ist in jeder Hinsicht kennenswert. Und gerade diejenigen Buchfreunde, die mehr noch in ihren Büchern selbst zu finden vermeinen als Chamberlein, der gelehrte und genießende Leser, die mit begeisterter Leidenschaft, mit bibliographisch-literarwissenschaftlicher Gründlichkeit, das Buch als einen Gegenstand handhaben können, aus dessen sinnlicher Greifbarkeit ihnen eine bewußte Verfeinerung jenes Verkehres mit hohen Geistern erwächst, sie werden am ehesten das Beispiel beherzigen wollen, das ihnen Chamberlain gibt, mit ihren Büchern zu leben, indem sie zu erkennen streben, weshalb sie gerade mit dem einem oder dem anderen Buche vertrauter wurden. In einer Epoche des literarischen Experimentes muß die ausführlich begründete Bücherliste in Chamberlains Erinnerungen allein durch ihr Zustandekommen wertvoll erscheinen. Chamberlain ist einen sehr breiten und sehr freien Bildungsweg gegangen. Seine Begegnungen mit den Klassikern waren nicht gesucht sondern zufällig und zwingend. Und nicht literarischer oder gar literarhistorischer Art, eher schon die eines sich leicht begeisternden Künstlertemperamentes, dessen Phantasie aber doch auch wiederum durch den Verstand des von naturwissenschaftlicher Fachbildung zurückgehaltenen gezügelt wurde. So ist die mächtige Namenssuggestion der Klassikerautorität dem eifrigen und geschickten Leser gegenüber weit weniger wirksam gewesen als anderen mit und zu bestimmten Büchern erzogenen. Wenn trotzdem also dieses oder jenes verehrte Werk auch im Bücherschatz Chamberlains glänzt, mag man darin eine neue Bestätigung seiner Echtheit finden.

Illustrations of one hundred manuscripts in the library of Henry Yates Thompson. Vol. 1—7. London, Chiswick Press: 1907—18. 8⁰.

Catalogue of twenty-eight illuminated manuscripts and two illuminated printed books, the property of Henry Yates Thompson. London, Dryden Pr.: 1919. VI, 61 S. 4⁰. 8⁰.

Wiegendrucke und Handschriften. Festgabe Konrad Haebler zum 60. Geburtstage dargebracht von Jsak Collijn (u. a.) (Herausgeber: Erich v. Rath.) Mit 1 Bildnis, 26 Tafeln und 16 Abbildungen. Leipzig, Hiersemann: 1919. 206 S. 4⁰ (8⁰).

Dansk Bibliografi 1482—1550. Med saerligt Hensyn til dansk Bogtrykkerkunsts Historie. Af Lauritz Nielsen. København & Kristiania, Gyldendal: 1919. XLVII, 247 S. 4⁰.

Nederlandsche Bibliographie van 1500 tot 1540 door Wouter Nijhoff. Met Medewerking van M. E. Kronenberg. 'S-Gravenhage, Martinus Nijhoff: 1919.

Die erste Lieferung der Niederländischen Bibliographie von 1500—1540, eines auf etwa 15 Lieferungen von je 64 Seiten berechneten Werkes, verspricht nach seinen sehr sorgfältigen Vorarbeiten eine wertvolle Bereicherung der bibliographischen Literatur. Anschließend an die „Annales" M. F. A. G. Campbells, die die in den Niederlanden (Holland und Belgien) bis zum Jahre 1500 gedruckten Bücher verzeichnen und für die Druckerzeichen und Holzschnitte unter Verweisung auf Wouter Nijhoff's, L'Art typographique dans les Pays-Bas 1500—1540, die das ikonographische Material sammelte, sollen etwa 2200 Bücher eine ausführliche Beschreibung finden. ● Eingehender auf Bearbeitung und Inhalt des neuen Handbuches zurückzukommen, wird das Erscheinen der fortsetzenden Lieferungen Gelegenheit geben. Aber schon jetzt sei darauf hingewiesen, daß der in ihm behandelte Zeitraum literarisch vielfach erheblich interessanter als die Inkunabelnepoche ist. Wenn auch in der Wiegendruckzeit viele editiones principes hervorragender Schriften veröffentlicht wurden, so ist die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, auch wenn man ihre Bedeutung für die Reformationsliteratur außer Betracht läßt, für die bibliographische Literaturgeschichte deshalb so wichtig, weil in ihr die Opera humaniora gegenüber den im fünfzehnten Jahrhundert bevorzugten operibus divinis durch die Verbreitung und Vermehrung der

Buchdruckereien eine erheblich gesteigerte Vervielfältigung fanden, was den Ausgaben vieler Literaturdenkmale zugute kam. Aber selbst dann, wenn man dieses literaturhistorische Moment für die Notwendigkeit eines genauen Verzeichnisses aller bis etwa 1550 hergestellten Druckwerke, das sich aus regionalen Spezialbibliographien zusammenschließen muß, nicht für ausschlaggebend hält, so ist jedenfalls der Umstand, daß die Grenze der Wiegendruckzeit mit dem Jahre 1500 nur aus äußeren Gründen willkürlich gezogen wurde und daß die Buchdruckentwicklung sich eigentlich erst in einem ganzen Jahrhundert zu derjenigen Stufe vollendete, in der die Buchgestaltung, wie sie noch unserer Gegenwart eigen ist, einen in ihren Grundzügen festen Abschluß fand, notwendigerweise bestimmend dafür, die vollständige Inkunabelnbibliographie bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auszudehnen. Man darf hier schließlich auch nicht den inneren Zusammenhang übersehen wollen, den die Buchdruckerfindung und die Reformation als Erscheinungen der großen Geistesrevolution haben, aus der die in unsere Gegenwart hineinreichende Neuzeit hervorging. Und nicht nur mit der äußeren Buchform hat sich in den Anfängen der Neuzeit eine bedeutende Veränderung vollzogen. Beruhte doch die Buchwandlung letzten Endes auf einer inneren Umgestaltung der Schriftwerke, die mit der Neuordnung der Wissenschaften einzutreten begann, indem sich durch sie auch das Verhältnis von Werk und Buch änderte. Woraus für die Bibliographie die Lehre abgeleitet werden könnte, daß die im ersten Buchdruckjahrhundert entstandene Büchermasse als Gesamtheit ihre noch mögliche Inventarisierung finden muß, während für die bibliographische Erfassung der späteren Bucherzeugung aus praktischen Gründen die bibliographische Spezialisierung eintreten sollte. Nicht lediglich deshalb, weil der zu behandelnde Stoff allzu umfangreich wurde, sondern schon deshalb, weil die sich ändernde Art des literarischen Betriebes auch im Buchgewerbe die Buchware vom literarischen Produkt schied, das geistige und gewerbliche Urhebertum eines Werkes scharf trennte, obschon beim fertigen gedruckten Buche die Trennungslinien verwischt zu sein pflegen und somit ihre Aufdeckung häufig eine Aufgabe der Bücherkunde wird. Für die geschichtliche Erkenntnis solcher Vorgänge ist aber der Zeitraum von 1500 bis 1550, in dem sie sich auszubilden begannen, ebenfalls sehr wichtig. Ein Gesichtspunkt, der die Bedeutung der Nijhoffschen Arbeit als Beitrag zur Buchdruckentwicklungsgeschichte auch über das enge Fachgebiet hinaus erkennen lassen wird.

Die hochdeutschen Schriften aus dem 15. bis zum 19. Jahrhundert der Schriftgießerei und Druckerei von Joh. Enschedé en Zonen in Haarlem: (1919). (200) S. 8⁰.

Die berühmte Haarlemer Offizin, auch in Deutschland seit einem Jahrzehnt durch viele wohlgelungene von ihr hergestellte Liebhaberausgaben allgemein be-

kannt geworden, verfügt über einen Vorrat alter Schriften, der nach Bedeutung und Umfang vielleicht sogar von den Sammlungen der wenigen hier in Betracht kommenden Staatsdruckereien (der Imprimerie Nationale in Paris, der Druckerei der Propaganda in Rom, der gewissermaßen halbamtlichen Oxford Press) nicht übertroffen wird. Zielbewußte Vermehrung und glückliche Zufälligkeiten haben diese Schriftensammlung geschaffen, über die außer einigen größeren wissenschaftlichen Arbeiten eine Anzahl Schriftprobenbücher von der Enschedé-Offizin veröffentlicht wurden, die ebenso wertvoll für die Bereicherung der Buchdruckgeschichte, wie für die der Buchkunst sind. Ihnen reiht sich das angezeigte letzterschienene Werk dieser Reihe ebenbürtig an, es befriedigt mit seinem praktischen Zweck, Anwendungsmöglichkeiten der in ihm behandelten Schriften zu veranschaulichen, gleichzeitig auch die Ansprüche, die der Buchgeschichtsforscher, der Buchkunstfreund an eine Probe alter Druckschriften nur immer stellen mögen. Das lange Register der in der Probe enthaltenen alten Schwabacher und Frakturschriften läßt sich an dieser Stelle nicht wiederholen. Man muß schon die Anwendung der Schriften in dem Bande selbst studieren, der neben einer, von dem bekannten Grimmelshausen Forscher Prof. Scholte-Amsterdam besorgten, kleinen Anthologie älterer deutscher Literatur die folgenden Abhandlungen enthält: G. Mori, Christian Egenolff, der erste ständige Buchdrucker in Frankfurt a. M.; Ch. Münden, Von den ersten Frankfurter Buchdruckern; J. Enschedé, Notiz über die erste Frankfurter Druckerei; G. Mori, Geschichte und Entwicklung des Schriftgießereigewerbes in Frankfurt a. M.; Ch. Enschedé, Die Druckerei der Elsevier und ihre Beziehung zu der Lutherischen Schriftgießerei, dazu die J. F. Ungerschen Veröffentlichungen über seine Fraktur: Inserat Ungers in der Staats- und Gelehrten-Zeitung 1791 Nr. 67 und Antwort von J. G. J. Breitkopf auf das Inserat in der Beilage dieser Zeitung 1791 Nr. 120 mit der dazu gehörigen Nachricht Ungers; Vorwort der „Neuen Cecilia" (Berlin: 1794); Probe einer neuen Art Deutscher Lettern (Berlin: 1795). Ebenso wie zu den Elseviers hat die Luthersche Schriftgießerei auch zu Unger eine geschichtliche Verbindung. Wenn daher heute die Enschedé-Offizin die historische Tradition dieser ihrer Vorgänger (denn sie bewahrt und verwendet Schriften, die ihr aus diesen drei weiland weltbekannten Betrieben zugekommen sind) hochhält wie das durch ihre neue schöne Probe geschieht, kann sie des Dankes aller derjenigen sicher sein, die über den Erfolgen der Gegenwart auf buchgewerblichem Gebiete die Verdienste der Vergangenheit nicht vergessen wollen.

Sonnet auf das von Ihrer koenigl. Hoheit der Churprinzessin zu Sachsen selbst verfertigte, in Musik gesetzte und abgesungene Pastorell Il trionfo della Fedelta. Womit zugleich eine neue Art Noten zu drucken bekannt gemacht

wird. Die Musik ist vom Herrn Kammer-Secretair Graefen in Braunschweig. Leipzig Aus den Breitkopfischen Offizinen 1755. (Neuauflage: 1919.) 8 Bl. quer 2°.

In der Druckwerkentwicklungsgeschichte hat die 1754 gemachte Erfindung Johann Gottlob Immanuel Breitkopfs, den Satz mit beweglichen und teilbaren Notenlettern zu verbessern, auch heute noch ihre hohe Bedeutung, weil die damals erreichte Vollkommenheit des Notensatzes bisher nicht übertroffen worden ist. Die Leistungsfähigkeit seines neuen Verfahrens bewies Breitkopf durch die Veröffentlichung einer dreibändigen Prachtpartitur des Dramma pastorale per musica: Il trionfo della Fedeltà der Kurprinzessin, spätereren Kurfürstin Marie Antonie Walpurgis von Sachsen. Vorangegangen war diesem Werk als erste Druckprobe des neuen Notensatzes das jetzt in Faksimilenachbildung zu Ehren des fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums von Dr. G. O. J. von Hase in einer Auflage von 300 Abzügen neugedruckte Heft, das als Denkmal der Druckkunst seine sorgsam ausgestattete Erneuerung verdient hat.

„Sende-Schreiben, in welchem erwiesen und dargetan, daß die öffentlichen Bücherauktionen denen Gelehrten nicht allein schimpflich, sondern auch höchst schädlich und nachteilig sind; Worinnen zugleich die List und der Betrug so dabey vorgehet, offenbaret und an Tag geleget wird. (Der Gott und Menschen wohlgefällige christliche Kauffmann. 1718. (Cap. 11.) Mit einem Nachwort von F. von Zobeltitz. Dem „Berliner Bibliographischen Abend“ gewidmet. Berlin-Friedenau, Rauthe: 1919. 12 Bl. 8°.

Die, unter diesem Titel dem „Berliner Bibliophilen-Abend“ gewidmete hübsch ausgestattete Spende, muß als ebenso aktuell wie interessant bezeichnet werden. In dem lesenswerten Nachwort sagte v. Zobeltitz, daß diese Abhandlung einem größeren Werk eines unbekannten Autors entnommen wurde und das betreffende Werk nur noch in einem zweiten Exemplar, das sich auf der preußischen Staatsbibliothek befindet, bisher nachgewiesen werden konnte, wo es ohne Verfassernamen registriert ist. ● Allerdings widerspricht dieser Angabe eine andere Notiz der Firma Rauthe in seinem Antiquariatskatalog 75, da dort bei gleichzeitigem Abdruck jener Abhandlung und unter Hinweis auf die betreffende Nr. 75 des Kataloges, wo das Werk selbst angeboten wird, dem jene Abhandlung entnommen wurde, ein Vermerk beigefügt ist, „Auch über den Verfasser konnte bisher nichts Genaues nachgewiesen werden. Die Bezeichnung des Verfassernamens in dem Ka-

taloge der Preußischen Staatsbibliothek dürfte wohl irrig sein". Nun nennt das Deutsche Anonymen-Lexikon in Band 2 unter Nr. 11783 den Verfasser bei Anführung des Werkes, das nach Rauthes Katalog „Der Gott und Menschen wohlgefällige Christliche Kauffmann!" betitelt ist, Conrad Mell (Mel); als Quelle wird die Bibliotheca Anonymorum et Pseudonymorum detestorum des Chr. Mylius, Hamburg 1740, angegeben, allerdings mit Fragezeichen, wie auch das Erscheinungsjahr des Werkes (ohne Ort 1711) als fraglich bezeichnet wird. Es scheint jedoch diese Verfasserschaft wohl begründet zu sein. Rauthe gibt als ungefähren Zeitpunkt des Erscheinens ca. 1720 an. Mylius dürfte über dieses zu seiner Zeit erschienene Werk wohl unterrichtet gewesen sein, da er den Verfasser bestimmt bezeichnet.

Joecher, der sein Gelehrten-Lexikon ungefähr in der gleichen Zeit bearbeitet hat, führt in der großen (neuen) Quart-Ausgabe Band 3 Spalte 401/1 den von Mylius genannten Autor Conrad Mell auf, und zwar mit folgenden Angaben: „ein reformierter Prediger, geboren 1666 den 14. August zu Judensberg in Nieder-Hessen, allwo sein Vater Jo. Mel, Metropolitan der Stadt und Classe dieses Nahmens war . . . Er starb zu Hersfeld den 3. May 1733 und hat in seinem Ehestand 24 Kinder erzeuget, auch ebenso viel gedruckte Schriften hinterlassen". Unter den nun aufgeführten Titeln findet sich auch „der christliche Kauffmann". Solange kein stichhaltiger Grund dagegensteht, kann man also ruhig Mell (Mel) nach Mylius und Joecher als den Verfasser des christlichen Kaufmann gelten lassen.

Übrigens sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß Mell einen Vorgänger in Ahasver Fritsch hat, der bereits im Jahre 1685 auch einen „Christlichen Kaufmann" erstehen ließ. Er hat aber denselben seinerseits als Anhang zu einem zwar sehr kleinen, aber doch größeren Büchlein verfaßt, das ich besitze und das den Titel führt: Mercator peccans sive tractatus de peccatis mercatorum et negotiatorum. Lipsiae 1685. 103 Seiten Duodez. Auf Seite 95 bis 103 ist „Der christliche Kauffmann" behandelt. Von Auktionen ist darin nicht die Rede, solche waren damals wohl noch nicht so häufig, daß Auswüchse zu Klagen Anlaß gaben, wie sie Mell so drastisch schildert und auch heute noch vorkommen sollen, wenn auch das Nachwort zu Rauthes Neudruck es liebenswürdigerweise bezweifelt. M. H.

Hundert Jahre A. Marcus und E. Webers Verlag 1818 — 1919. Bonn am Rhein (A. Marcus und E. Weber): 1919. VIII, 392, 48 S. 8⁰. 8 Bildtafeln.

Die 1818 gleichzeitig mit der Universität begründeten Bonner Verlagsanstalten von A. Marcus und E. Weber, jetzt mit dem Verlage von Albert Ahn verbunden, haben einen angesehenen Namen in der Geschichte der Wissenschaften, den eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter fachwissenschaftlicher Standwerke tragen. Wenn die Festschrift zu ihrer Hundertjahrsfeier keine ausführliche Verlagsge-



schichte geworden ist, so mag die Ursache davon vielleicht auch das Fehlen eines geordneten Verlagsarchivs sein — wie bei anderen altberühmten Verlagen, die nicht im Familienbesitz geblieben sind. Um so erfreulicher ist es, daß der Verlag trotzdem seinen Vorgängern ein Buchdenkmal errichtet hat und dafür diejenige Form wählte, die für Ehrenschriften zu Gelehrtenjubiläen allgemein üblich ist, diejenige eines Sammelwerkes mit Beiträgen der dem Verlage nahestehenden. Von den in neun Hauptgruppen (Aus der Geschichte des Verlages; Allgemein Kulturelles, Hochschulwesen; Theologie und Philologie; Rechtswissenschaft; Medizin; Naturwissenschaften; Volkswirtschaftliches; Zur politischen Literatur- und Kunstgeschichte; Erziehung und Bildung) vereinigten 80 Abhandlungen, die den stattlichen Band bilden, seien an dieser Stelle nur diejenigen hervorgehoben, die dem in der Vierteljahrsschrift für angewandte Bücherkunde gepflegten Gebieten angehören. Es sind, außer den sieben Beiträgen zur Verlagsgeschichte (in denen, Seite 11, von K. Hessel aus der Überlieferung des Verlages Weber eine wohlbegründete Heine-Anekdote mitgeteilt wird, die des Dichters Verstimmung gegen A. W. v. Schlegel erklären könnte) vor allem die folgenden: E. Schultze, Kauft man in Deutschland genug Bücher? W. Staerk, Einleitung oder (biblische) Literaturgeschichte? A. Baumstark, Die Textüberlieferung des „Hymnus angelicus"; E. Diehl, Poetae veteres und lateinische Inschriften; A. Ludwich, Nachwort zu Musaios; C. Hosius, Zu Vergil; P. Wenner, Zu den Liviuszitaten bei Priscian; Th. Meyer-Steineg, Der Ärzteeid in der hippokratischen Schriftensammlung; E. Schröder, Ein Urkundenbüchlein zur altdeutschen Literaturgeschichte; A. Leitzmann, Zu Schillers „Taucher"; W. Stammler, Zur Geschichte der deutschen Philologie (Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm); Th. Rumpf, Suggestion und Verlag; W. Wygodzinski, Die Kulturmittelpunkte Deutschlands und das Verlagswesen; M. v. Hagen, Vater Arndt als Lobredner Englands.

Cambridge Stationers, printers, bookbinders &c. By H(enry) P(aine) Stokes. Cambridge, Bowes & Bowes: 1919. 36 S. 8⁰.

Bibliographie sommaire des chansonniers français du moyen âge. (Manuscrits et éditions) Par A(lfred) Jeanroy. Paris, Champion: 1918. VIII, 78 S. 8⁰. (Les Classiques français du moyen âge. 18.)

Bibliografie písemnictví slovenskeho od doby nejstarší do konoe roku 1900. S připojeným knihopisem archaeologickým, historickým, místopisným a přirodovědným. I-ho



dien, část 1. Prag, Česká Akad. Cis. Frant Jos. 1917. 4°. (Bibliographie des slovenischen Schrifttums von den ältesten Zeiten bis Ende des Jahres 1900. Mit angefügter archäologischer, geschichtlicher, ortskundlicher und naturwissenschaftlicher Bibliographie. Band 1, Teil 1 ff.)

Theodor Storms Sämtliche Werke (in acht Bänden. Herausgegeben von Albert Köster). (Erster—dritter Band.) Leipzig, Insel-Verlag: 1919.

Daß Dichter nicht ihre eigenen kritischen Philologen sein können, ist aus einem einfachen psychologischen Grunde leicht verständlich: der Fassung ihres Werkes können sie nicht entfremdet gegenübertreten, können nicht als Diener an ihrem eigenen Wort die einmal gegebene endgültige richtige Textfassung vergleichen, weil sie dann immer zum Weiterführen gelangen werden. Wollen Dichter aber doch einmal auch den eigenen Schöpfungen textkritische Teilnahme beweisen, so pflegt dabei meistenteils nicht gerade günstiges herauszukommen. Man braucht, hält man den Autophilologen Voß für eine Ausnahme, nur an die Redaktion der Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken zu denken, wofern man ein Beispiel haben möchte, wie einem Dichter die mit olympischer Ruhe durchgeführte Textbearbeitung seiner gesammelten Schriften geglückt ist. Oder aber, um den Dichter und Selbstphilologen bei der Arbeit zu beobachten, die verschiedenen Lesarten gegeneinander zu halten, mit denen Eduard Grisebach bei den Neuauflagen seiner Tannhäusergedichte, unter denen er recht frühzeitig sogar schon eine Editio ne varietur herausgab, sie nicht zu ihrem Vorteil änderte. Wenn daher der bedeutende Dichter der Gegenwart, der halbe Klassiker, selbst bei der Drucklegung seiner Werke, auch wenn er sorgsam deren erste Auflagen überprüfte, sich um die späteren Auflagen, soweit diese unverändert blieben, von demselben Verleger veröffentlicht wurden, nicht weiter kümmerte, wird es die Pflicht seines Verlegers sein, dafür zu sorgen, daß die richtige Textüberlieferung nicht verloren wird, eine Pflicht, deren Erfüllung mit der Fürsorge für eine angemessene Ausstattung das eigentliche Verlegerverdienst ist, das sich der Buchhändler um einen „seiner“ hervorragenden Verfasser erwerben kann. Daß die Schriften von Storm in dieser Hinsicht bei ihrem „Originalverlage“ gut aufgehoben gewesen sind, läßt sich nicht behaupten. Über die Ausstattung der Stormschen Werke ist häufig von Buchfreunden geklagt worden, ihren Text nahm man, da es sich ja um einen neuen Dichter handelte, für richtig hin und dachte nicht an die eingeschlichenen Fehler, die sich nicht allein in Stormschen Werken, sondern auch in denen anderer moderner Autoren (ein bekannteres Beispiel wurden in letzter Zeit Richard Wagners Schriften) fröhlich vermehrten. Wenn daher beim Freiwerden wertvoller Besitz-

tümer der Dichtung nicht allein die Nachdrucker sich regen, sondern auch kritische Neudrucke lange vernachlässigt gewesenes wieder gutzumachen suchen, dann darf man das als durchaus erfreulich und ein bemerkenswertes Zeichen der Buchkultur ansehen. Zwar ist es besser, wenn die Ehrenschulden, die toten Dichtern gegenüber so allseitig anerkannt zu werden pflegen, schon bei ihren Lebzeiten bezahlt werden. Da es aber meistens doch nicht geschieht, muß wenigstens das nachträgliche Buchdenkmal genügen, wie es eben Albert Koester und der Insel-Verlag Theodor Storm in vorbildlicher Weise zn errichten beginnen. Die angezeigte Ausgabe der Werke, über deren textkritische Grundlagen der Herausgeber in der Seite 42 dieser Blätter angezeigten Schrift alle wünschenswerten Aufklärungen gibt, soll acht Bände umfassen, die in rascher Folge erscheinen werden. Den ersten Band eröffnet eine (meisterhafte) Einleitung des Herausgebers, die Licht und Schatten im Stormbilde nach ihrer natürlichen Lage verteilt, womit kein geringer Vorzug dieser biographischen Charakteristik genannt wird. Denn die Gefahr, in die Literaturgeschichte als der „weiche" Lyriker überzugehen und in seiner epischen Kunst bald über- und bald unterschätzt zu werden, bedroht den berühmten Immensee-Dichter jetzt fast mehr noch als zu seinen Lebzeiten. Daß diese endgültige Stormausgabe auf der Höhe moderner Editionstechnik steht, dafür ist der Name ihres Herausgebers, der für sie 220 Drucke und Handschriften verglichen hat, hinreichende Bürgschaft. Immerhin wird es als Kuriosum interessieren, daß allein der Text der Novellen an mehr als 1550 Stellen berichtigt werden mußte. Die Ausstattung der Bände ist dem Verlage durchaus gelungen und diese Äußerlichkeit wird deshalb doppelt wohltuend empfunden, weil die alten Ausgaben auch darin sehr viel vermissen ließen. Auch der Bandpreis ist verhältnismäßig wohlfeil und bei den jetzt bisweilen üblichen Bücherüberteuerungen lehrreich. Mit den bis zu Kriegsbeginn erschienenen ähnlichen Veröffentlichungen des Verlags verglichen dürfte sich eine Preisverdopplung ergeben, mit der wohl noch auf lange Jahre hinaus zu rechnen sein wird. Trotzdem aber gibt es für die neue Stormausgabe keine bessere Empfehlung als diese: billig und gut. Die Ausgabe ist auf acht Bände berechnet, von denen der erste die Gedichte und die Novellen aus der Frühzeit und den Potsdamer Jahren sammelt. Der zweite Band bringt die Heiligenstädter Novellen, der dritte (bis fünfte) die des zweiten Husumer Aufenthaltes. Im sechsten und siebenten werden die Novellen aus Hademarschen veröffentlicht werden, im achten werden neben den Abhandlungen Storms die Anmerkungen und der kritische Apparat enthalten sein.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Mit 25 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hanns Wolfgang Rath. Stuttgart, Julius Hoffmann: [1919] (8), 190 S. 8⁰, 24 Bildtafeln.

Die Verbindung der beiden Dichternamen in einem Briefbande bleibt auch dann eine dankenswerte Gabe, wenn er nicht das Gewicht eines großen Briefbuches hat, das aus einem regelmäßigen Briefaustausche hervorgegangen ist. Die Beziehungen Storms zu Mörike sind, obschon sie auf einer inneren Seelenverwandtschaft ihrer poetischen Naturen beruhten, obschon sie sich nicht auf den literarischen Verkehr beschränkten, sondern von Haus zu Haus reichten, obschon sie ohne äußere Trübung blieben, doch nicht von jener fröhlichen Herzlichkeit gewesen, die ebenso dem Norddeutschen wie dem Süddeutschen eigen war, und die sie alle beide anderwärts bezeugt haben. Als Bächtold im Jahre 1891 zum ersten Male den Briefwechsel Storm-Mörike herausgab, hat er dessen Geheimnis ebensowenig gekannt wie Storm selbst, der immer wieder mit äußerlich und innerlich gewichtigen Schreiben dem seine Briefe verzögernden Mörike nahetrat. Der Schleswiger ist dem schwäbischen Freunde von Anfang an achtungs- und liebenswert gewesen und geblieben, indessen in manchen Zügen seines Wesens, die vielleicht eine einzige kurze persönliche Begegnung im falschen Lichte gezeigt hatte, das grobe Wort ist doch vielleicht treffend, unsympathisch geworden. Ein wichtiger Zusammenhang, den aufgedeckt und ohne Beschönigung dargestellt zu haben das Verdienst des neuen Herausgebers ist, der überhaupt in seiner Ausgabe durch Bereicherungen verschiedener Art ein kleines biographisches Quellenwerk aus dem schmalen Briefpaket gemacht hat, indem er die weiten räumlich und zeitlichen Abstände der einzelnen Briefe durch die zu ihrem Verständnisse notwendigen Ergänzungen verband, indem er vor allen Dingen, bisher nicht Veröffentlichtes nutzend, auch die Weiterführung des Briefwechsels nach Mörikes Tode zwischen dessen Witwe und Storm wiedergab, die erst das biographische Doppelbild abrundet. Mit dichterischem Feingefühl hat der als Mörikeforscher wohlbekannte Herausgeber es verstanden, seiner mancherlei Neues bietenden Arbeit eine Form zu geben, die ein Briefwerk trotz aller Schwierigkeiten des Stoffes zustandekommen ließ und damit recht eigentlich erst den Briefwechsel Mörike-Storm seinen Lesern erschlossen. Der Band klingt menschlich rührend in den Briefen beider Witwen nach Storms Tode aus, Familienbildnisse und solche aus dem Freundeskreise Mörikes (auch unter ihnen manche Erstveröffentlichung) bereichern ihn, er spendet eine freundliche heitere, dem Wesen der beiden Dichter genehme Wirkung und ist zugleich ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von bibliographischem Interesse ist das Faksimile des Mörikeschen Spiegelverses, eines Einblattdruckes, der übrigens wohl auch im Handel war, ob im Nachdruck oder Urdruck bleibe dahingestellt, weiterhin die Anmerkung, die den Irrtum berichtigt, daß die 5. Auflage der Gedichte Mörikes (1873) eine Titelausgabe der 4. Auflage (1867) gewesen sei, während allerdings die 6. Auflage (1875) eine Titelausgabe der fünften war. Schließlich wird der im Anschluß an einen Brief Storms gegebene Hinweis, daß von der ‚Iris' (1839) wenigstens ein Teil der Auflage mit dem 1826 von

J. G. Schreiner gezeichneten Bilde Mörikes ausgestattet wurde, den Sammlern wichtig sein.

Linnés Minnesbok (Caroli Linnaei Libellus amicorum) Utg. av Felix Bryk. Stockholm (Cederquist): 1919. 20 S., 56 Bl. 8⁰.

Die Kunst der dramatischen Darstellung. Von Heinrich Theodor Rötscher. Mit einem Geleitwort von Oskar Walzel. Berlin, Erich Reiß: 1919. XVI, 299 (304) S. 8⁰.

Heinrich Theodor Rötscher hat seine Kunst der dramatischen Darstellung in drei Bänden 1841 bis 1846 herausgegeben. Allein der erste Band konnte, 1864, in einer Neuauflage erscheinen, während der zweite und dritte als Festschrift zur Dreijahrhundertfeier von Shakespeares Geburt noch einmal nur in einem Auszug mit der Überschrift ‚Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden‘ veröffentlicht wurde. Das ist die nicht gerade glänzende Buchgeschichte eines Werkes von unbestreitbarem geschichtlichen Wert, eines Werkes, das nach seinen philosophischen Grundlagen, über deren Richtigkeit freilich manche Meinungsverschiedenheiten bestehen möchten, die einzige deutsche Dramaturgie sein dürfte, die den Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit für sich erheben kann. Vielleicht wird gerade das auch heute noch als ihre beste Empfehlung bei denen gelten können, denen die Feuilletonleichtigkeit, die auf dem Gebiete der Theaterkritik und Theaterkunde unbestritten vorherrscht, bisweilen von allzu beweglicher Raschheit erscheint. Aber es würde dann den seine Vorgänger in der Ausstattung weit überragenden Neudruck nur einem sehr kleinen Kreise empfehlen, zumal Rötscher seine Beispiele dem klassischen Repertoire entnimmt und bereits seinen Zeitgenossen Hebbel ausläßt. Indessen liegt des Neudrucks Wichtigkeit, die ein beinahe vergessenes und jedenfalls ganz vergriffenes Werk wieder zugänglich macht, doch nicht allein in der Bereicherung der Büchersammlungen von Kennern der Bühnendichtung und des Bühnenwesens, sondern auch in den noch wirkenden praktischen Tendenzen des ehemals als Autorität berühmten, deshalb allerdings nicht notwendigerweise viel gelesenen Buches. Warum Rötschers Werk für den Schauspieler unserer Zeit eine brauchbare, vielmehr eine außerordentlich empfehlenswerte Kunstlehre sei, begründet ausführlicher die Vorrede Walzels. Aber nicht lediglich dem denkenden Schauspieler, ebensosehr auch dem denkenden Zuschauer ist ja Rötschers schätzenswerte Bühnenweltdarstellung bestimmt, gerade ihm verhilft sie zu einem befestigten Standpunkt seiner kritischen Selbständigkeit in der Beurteilung einer Rolle, und der ‚Auffassung‘ dieser Rolle durch sie verkörpernde Schauspieler. Das ist nicht ganz unwichtig in einer Zeit, in der vielleicht die Epoche des Virtuosentums vorüber ist, in der aber doch Mode und Reklame und Starsystem eine Art von dramaturgischen Taylorismus ausgebildet haben. Wobei alle

Schuld nicht allein der Bühnenkunst und den Bühnenkünstlern zugemessen werden sollte. Denn die analytische Fähigkeit des Zuschauers muß der psychologischen des darstellenden Künstlers entsprechen. Ein Erzieher zum gebildeten Zuschauer ist der alte Rötscher sicherlich, mag auch seine Hegelei, wie Schopenhauer sagen würde, manchen von dieser Ästhetik mit ihrer methodischen Systematik abschrecken, die schließlich doch etwas ganz anderes ist als ein geschickter Leitfaden der Mimenpraxis. Aber das sind Unterscheidungen, über die sich noch vieles anmerken ließe. Jedenfalls dient die Kunst der dramatischen Darstellung von Rötscher schließlich auch dem Leser, der sich die Interpretation klassischer Rollen vergegenwärtigen will. So ist auch die literarhistorische Bedeutung von Rötschers Kunst der dramatischen Dichtung für die Büchersammlung angedeutet, in der bei einiger Vollständigkeit schönwissenschaftlicher Schriften älterer Zeit die hervorragendsten kritischen Werke der Vergangenheit nie fehlen sollten, weil allein sie die bequeme Möglichkeit geben, rasch sich über die alte ‚Meinung', die vielleicht von der neuen stark abweicht, zu unterrichten. Wobei dann in der Regel noch der Vorteil zu gewinnen ist, das Ganze von einer Höhe zu übersehen, in die man erst gelangt, wenn man sich durch die verschiedenen Wolkenschichten, die die Zeitströmungen über die Gipfel der Schrifttumsentwicklung zusammentreiben, hindurchgearbeitet hat.

Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Von Robert F[ranz] Arnold. Zweite, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin und Straßburg, Trübner: 1919. XXIV, 428 S. 8⁰.

Es ist immer eine angenehme Pflicht, die Neuauflage eines bereits bewährten Handbuches zu begrüßen. Man erhofft eine Verbesserung seiner Fehler und eine Verminderung seiner Schwächen, wie sie stets der Erstauflage eines solchen Werkes anhaften müssen. Worüber sich gerade die Autoren guter Handbücher am wenigsten zu täuschen pflegen, während der kompilierende Dilettant (man verzeihe die folgende Bereicherung deutscher Redensarten, aber sie soll in dieser Zeit falsch angewendeter Fremdwörter und mißverstandener Zitate nicht unterdrückt werden), über das von ihm glücklich gelegte Kolumbusei sehr selbstbewußt zu gackern pflegt, weil er weder von den Schwierigkeiten noch von dem Umfange der Aufgabe, die er zu lösen wünschte, eine Ahnung hat. Arnolds Buch hat die Feuerprobe überstanden, nicht nur die mehr oder minder berechtigter Kritiken, sondern vor allem auch die seiner praktischen Verwendbarkeit, es ist den Benutzern eines großen bibliographischen Fachapparates längst ein hauptsächliches Hilfsmittel, den Neuling in den Bereichen des Gebietes, das er erschließen soll, ein Führer von zuverlässiger Genauigkeit zum Auffinden des richtigen Weges geworden, wenn auch wie bei jedem bibliographisch-literarischen Reiseführer in

seinen Anfängen da und dort eine bemerkenswertere Stelle nicht angegeben, die Aussicht auf eine andere vielleicht nicht in ihrer besten Entfernung abgeschätzt gewesen ist. Aber man darf auch nicht jedes etwa fehlende Werk, das man hier oder da angeführt gewünscht hätte, als dem Verfasser unbekannt voraussetzen, wenn man nicht, was merkwürdigerweise oft übersehen wird, die kritische Arbeit nicht unterschätzen will, die in der Nutzbarmachung bibliographischer Sammlungen für bestimmte Zwecke steckt und die, obschon sie allein erst das Zustandekommen der Sammlung selbst ermöglichte, in deren Gestaltung nur den genaueren Kennern ihres Inhaltes verständlich zu werden pflegt. Mit ihrer zweiten Auflage beginnt Arnolds Bücherkunde nun dasjenige Stadium ihrer Entwicklung, in dem ein in allen Einzelheiten fertiges, unentbehrliches Handbuch sich mit der Wissenschaft, der es dient, fortschreitend bereichert. Man könnte die ‚Bücherkunde' vielleicht kurz und bündig das unentbehrliche Goedeke-Supplement nennen, wenn nicht mit dieser Bezeichnung die selbständigen Verdienste Arnolds allzusehr geschmälert würden. Arnold hat bereits in der ersten Auflage seines Werkes ein weites Neuland erschlossen und ohne gerade die Absicht eines Anti-Goedeke zu haben, die bibliographischen und, was sehr viel wichtiger ist, auch die methodischen Irrtümer dieses angesehnsten Handbuches der deutschen Literaturgeschichte berichtigt. ● Die Goedeke-Mängel und -Nöte sind also Arnold natürlich nicht entgangen, obschon er für ihre Beseitigung nicht diejenige Forderung stellt, die auch in der Konsequenz seiner Ausführungen über sie zu liegen scheint: die Forderung einer Umwandlung des Werkes in ein bio-bibliographisches Wörterbuch, dessen Mantelartikel erforderlichenfalls das ganze Goedekesystem aufrechterhalten könnten. Dafür macht Arnold durch seine sehr notwendige Einführung in die Benutzung des Goedeke (mit einem Goedekeschlüssel in Tabellenform) auch Geübteren diese Arbeit — denn es ist eine Arbeit, die mit kritischer Methodik vollführt werden will — leichter. War Arnolds Zurückhaltung gegenüber der trotz aller ihrer Fehler bestehenden Goedeke-Leistung indessen durchaus berechtigt, so erscheint sie gegenüber einem mißratenen Goedeke-Sprößling allzu bescheiden. ● Die Bartels'sche Bibliographie ist zwar nach ihren Ableitungen gekennzeichnet. Immerhin hätte ein Bibliograph von den Qualitäten des Herrn Bartels, die eine leider wenig bekannt gewordene kritische Warnung vor der ersten Auflage des Bartels'schen Werkes durch Otto Deneke genugsam kennen lehrte, doch mit einem recht großen Fragezeichen versehen werden sollen. Ganz gewiß ist auch R. M. Meyer kein Beispiel bibliographischer Exaktheit, immerhin aber hat sein Handbuch den Vorzug, eine eigene Richtung zu suchen und deshalb methodisch zu interessieren. Wenn aber das Bartels'sche Handbuch in Verlegervoranzeigen und Waschzetteldarlegungen gewissermaßen als der kleine Goedeke gefeiert wird, so müßte gegen solche Ansprüche der große Goedeke in Schutz genommen werden. ● Ein Eingehen auf die Einzelheiten des Werkes ist leider aus Raumrücksichten unmöglich und erübrigt sich auch deshalb, weil die Neuauflage des Arnoldschen Hand-



buches ohnehin wenigstens in der Benutzung, wenn nicht im Besitz aller Leser unserer Vierteljahrsschrift, sein wird. Nur zu dem Abschnitt VI 5 Bibliophilie (in dem in der Ex-Libris Literatur das beste deutsche Handbuch, das des Grafen K. E. Leiningen-Westerburg, Deutsche und Österreichische Bibliothekzeichen. Stuttgart, I. Hoffmann: 1901 nachzutragen ist) seien noch einige Worte über die Begriffsbestimmung der Bibliophilie gestattet. Man wird sie wohl am ehesten gewinnen, wenn man darunter im allgemeinen das Verhältnis des Einzelnen und dasjenige bestimmter Gesellschaftsgruppen verschiedener Zeiten zum Buche versteht, im besonderen aber das private Büchersammelwesen. Ohne dergleichen feste Abgrenzungen gehört zum Bibliophiliegebiet sonst schließlich alles was gerade gewünscht wird. Die Definitionen des Bibliognosten, Bibliographen, Bibliomanen, Bibliophilen (und Bibliotaphen), die der Abbé Jean-Joseph Rive in seiner Chasse aux Bibliographes et Antiquaires mal advisés gibt und die G. Peignot in seinem Dictionnaire de bibliologie aufnimmt und verbessert, werden meistenteils zutreffen, besonders dann, wenn man berücksichtigen will, daß Bibliophilie nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit anderen Neigungen oder Wissenschaften vorhanden zu sein pflegt. Wo das nicht der Fall ist, ist Bibliophilie Bibliolatrie. Die Bibliophilie im allgemeinen Sinne ist keine Unterabteilung des bestehenden oder geschichtlichen Buchwesens, der Wissenschaft vom Buche, vielmehr ein geistiges Phänomen, das deren Auffassung bestimmt und das vielleicht mit einem anderen von Th. Fr. Dibdin freilich in engerer Fassung vorgeschlagenen Worte Bibliosophia heißen könnte.

ANFRAGEN UND ANTWORTEN

12. Alte einfache Kalb- und Schaflederbände sollen aufgefrischt werden. Wie geschieht das?

Da die Anfrage ausdrücklich hervorhebt, daß es sich um die bekannten einfachen Ganzlederbände handelt, die als Verlegerband des achtzehnten Jahrhunderts viel hergestellt wurden und deren Einbandwert meist, deren Kunstwert regelmäßig nicht allzugroß zu sein pflegt, werden im folgenden, unter Benutzung der vortrefflichen Anleitung von L. Garidel, einige Winke gegeben, die auch dem Büchersammler selbst bei einiger Sorgfalt dergleichen Auffrischungsarbeiten mit Erfolg vorzunehmen gestatten werden. Aber ausdrücklich soll dabei doch betont werden, daß er die Auffrischung alter kostbarerer Kunsteinbände lieber solchen Buchbindern anvertrauen möge, die Bibliatrikspezialisten sind. Denn dergleichen Arbeiten haben mancherlei Schwierigkeiten, die nur von einem Sachverständigen überwunden werden können, und ein Einband ist sehr viel rascher zu verderben als wieder herzustellen. ● Hat man von alten Kalb- oder Schaflederbänden den Staub im Groben entfernt (wobei die Schnittflächen zu schonen und der Staub



nicht durch sie in den Buchblock hineinzublasen ist) und ist der Goldschnitt mit einem weichen Wolltupfen, der Farbschnitt mit einer weichen Bürste unter Beobachtung der oben angedeuteten Vorsichtsmaßregeln (hart läßt sich ein glatter Buchschnitt überhaupt nicht reinigen) abgestaubt worden, dann ist die Einbanddecke einer dreifachen Behandlung mit Kleister, mit Eiweiß und mit Firnis zu unterwerfen. (Haben die häufigen Rücktitelschilde sich gelöst, so daß sie zu erneuern oder nachzuvergolden sind, oder ist der Rücken sonst beschädigt, sind die Ecken abgestoßen, so müssen die notwendigen Ausbesserungsarbeiten dem Buchbinder überlassen werden, auch wenn man die Auffrischung des Einbandes selbst vornimmt, was hier deshalb ausdrücklich erwähnt wird, weil dergleichen kleine Reparaturen beim Herumbasteln den Schaden stark zu vergrößern pflegen). ● Als Handwerkszeug für die Auffrischung von Einbänden werden zwei Schalen, die eine für den Kleister und die andere für das Eiweiß, eine Untertasse und zwei kleine Schwämme benötigt. (Die Absicht dieser Aufzählung ist der Hinweis darauf, daß man sich bei den im folgenden beschriebenen Verfahren an eine genaue Reinlichkeit zu gewöhnen hat, die auch in der ständigen Unterscheidung der verschiedenen gebrauchten Gefäße und Geräte zum Ausdruck kommt. Vergißt man das, dann gibt es leicht neue Verschmutzungen zu den alten.) Das Kleisterwasser stellt man aus einem Teil reinen Kleister und vier Teilen Wasser, die tüchtig gequirlt werden, her. Das Eiweiß, indem man es in ein Wasserglas zu ebensoviel Wasser schlägt und (für Bock- und Schafleder, sowie Schweins- und Ziegenleder) einen Kaffeelöffel Essig, vier Tropfen Glyzerin und eine Messerspitze Salz zusetzt, (für Kalbleder sowie Juchten- und Rindleder nur vier Tropfen Essig, vier Tropfen Glyzerin und eine kleine Messerspitze Salz). Das Ganze muß gut gequirlt werden, dann eine Stunde stehen und schließlich in eine Flasche filtriert werden. Bei flockigem Bodensatz ist nochmals durch Filtrierpapier zu filtrieren. Den Firnis erhält man gebrauchsfertig, doch gebe man ausdrücklich den bestimmten Benutzungszweck an, da nicht jeder Lederfirnis geeignet und einige Vorsicht gegenüber etwaigen Nachwirkungen eines nicht geeigneten Firnisses durchaus berechtigt ist. ● Um die alten Kalb- oder Schaflederbände mit Kleister auszuwaschen, nimmt man den einen der kleinen Schwämme und tränkt seine Spitze gut mit Kleister, während man mit der anderen Hand den Band hält, den man nun leicht drückend und reibend schnell mit dem Schwamm überfährt, wobei besondere Vorsicht für die Golddruckstellen (Rückentitel, Stehkanten, usw.) zu beobachten ist. Ist der Kleister zu dick, setze man etwas Wasser hinzu und wenn der Schwamm nicht mehr genügend Kleister enthält, ersetze man ihn sogleich durch neues Eintauchen in die Kleisterschale. Denn es kommt hier, trotz des anscheinend sehr einfachen Verfahrens, vor allem darauf an, daß das Leder eine ganz gleichmäßige Kleistergrundierung für das Auftragen von Eiweiß und Firnis bekommt. Die eingekleisterten Bände werden etwa zwei Stunden getrocknet. ● Nach dieser Zeit kann man mit dem Auftragen des Eiweißes beginnen, da indessen



das Austrocknen des Kleisters wichtig ist, wird es bei einer größeren Anzahl von Bänden vorteilhafter sein, bis zum nächsten Tag zu warten. Beim Herstellen des Eiweißes rechnet man ein Ei auf etwa zehn Bände. Man tränkt den leicht angefeuchteten sauberen Schwamm an der Spitze mit dem Eiweiß und überstreicht ohne Aufdrücken den Band lagenweise in der Längsrichtung, dabei möglichst die einzelnen Lagen aneinanderschließend. Man beginnt dieses Überstreichen bei den Deckeln und beendet es am Rücken. Hat der Rücken erhabene Bände, so ist der Schwamm quer durchzuziehen, weil die Bände das Eiweiß zum Aufschäumen bringen würden. Wenn trotz aller Vorsicht das Eiweiß kleine Blasen hinterlassen sollte, so sind der Mischung drei oder vier Tropfen Milch hinzuzufügen. Der Eiweißauftrag muß ganz gleichmäßig den Band überzogen haben und trocken werden. ● Man bringt dann, wenn das Wetter trocken ist, den Firnisüberzug an. Würde man einen Band ohne die bereits besprochenen Vorbereitungen firnissen, so würde der Firnis alle ‚abgegriffenen‘, abgeriebenen oder sonst beschädigten Stellen beflecken. Wenn man dagegen nach zweimaliger Kleisterbehandlung aber ohne Eiweißauftrag firnissen würde, dann würde das Ergebnis vielleicht zufriedenstellend werden, der Firnisüberzug jedoch weit weniger glänzend. Um zu firnissen, wähle man einen warmen und vor allem trockenen Ort, denn die Feuchtigkeit widerstrebt den Firniswirkungen. Man muß deshalb sich auch vergewissern, daß die Bände vollkommen trocken sind, indem man sie ganz leicht mit den Fingerspitzen betastet. Ein Likörglas Firnis, in eine Untertasse gegossen, genügt, um mit einem zwischen den Fingerspitzen gehaltenen Wattebäuschchen den Firnis aufzutragen, wobei den Spuren des Eiauftrages zu folgen ist. Der Firnisauftrag muß sehr dünn sein, zumal an den vergoldeten Stellen. Er trocknet sehr rasch. Ist er völlig trocken, so kann man den Band zur Beendigung der Arbeit mit einem Flanelltuche abreiben, das man mit ein wenig im Sandbade geschmolzenen Jungfernwachs getränkt hatte. ● Die alten (Chagrin oder Maroquin, Saffian) Ziegenlederbände finden sich in den beiden Arten, die auch heute noch die üblichen sind, und bei denen entweder das Korn des Überzugsleders erhalten blieb oder künstlich niedergedrückt wurde. Das Abscheuern der geglätteten Ziegenlederbände ist ihr Nachteil, dem sie ebenso wie die anderen glatten Lederbände ausgesetzt waren, während die Lederbände mit natürlicher Narbung leichter Staub fingen und da dieser sich in der Körnung festsetzte, so sind sie vielfach sehr viel weiter ‚ergraut‘ als die glatten Lederbände. (Abgesehen von der Lederoberflächenbehandlung war die Färbung der alten Ziegenlederbände häufig nicht lichtecht, weshalb sie ausbleichten oder ihre ursprüngliche Farbe verwandelten, zum Beispiel blau in grün. Ausgebleichte Bände, deren Färbung stellenweise an den dem Licht besonders ausgesetzt gewesenen Teilen, wie dem Rücken, gebleicht ist, lassen sich wohl nachbleichen, indem man sie der Sonnenstrahlung aussetzt und dabei die schon gebleichten Teile schützt, bis einige Farbengleichmäßigkeit wieder erreicht ist. Indessen ist das ein langwieriges Verfahren, das von Fall zu Fall



auf seine Zweckmäßigkeit geprüft werden muß und das nicht immer zu dem gewünschten Ziele führt). Glatte Ziegenlederbände, die verstaubt sind, werden im Trockenverfahren gereinigt, es genügt, wenn sie gut mit einem Flanelltuch abgerieben werden. Läßt ihre Erhaltung sehr zu wünschen übrig, müssen sie mit ganz klarem Kleister abgewaschen werden, um eine Auffrischung des Leders zu erreichen und ihm Festigkeit zu geben. Allerdings handelt es sich dabei dann mehr darum, das Fortschreiten ihres Verfalls aufzuhalten, als um eine Verbesserung ihres vorhandenen Erhaltungszustandes. Alte gekörnte Ziegenlederbände sind abzuwaschen, um ihre Färbung wieder aufzufrischen. Das geschieht mit Hilfe eines reinen Schwammes und einer zur Hälfte aus Essig, zur Hälfte aus Wasser bestehenden Lösung. Nachdem ein derart zu behandelnder Band durch Abblasen des Staubes vorläufig gereinigt ist, wird er unter leichtem Ausdrücken des Schwammes gewaschen, wobei die goldgedruckten Titel und die anderen Vergoldungen nicht zu waschen sind. Dafür ist es wichtig, daß die Form des Schwammes seine bequeme Handhabung ähnlich der eines fein gespitzten Pinsels erlaubt. Der Schwamm ist häufig auszudrücken oder besser noch auszuspülen, damit sich in ihm keine Staubreste festsetzen, die durch den Arbeitsfortgang dann von neuem dem Bande aufgetragen werden. Schwarze Ziegenlederbände kann man an kleinen abgescheuerten oder abgestoßenen Stellen mit schwarzer Tinte oder chinesischer Tusche nachfärben. Über die ausgetrockneten Stellen der Tintenfärbung wird mit der Fingerspitze oder dem Papiermesser etwas Mehlkleister aufgetragen. Alte gekörnte Ziegenlederbände sind keiner Behandlung mit Eiweiß oder Firnis zu unterwerfen, sie dürfen lediglich eine Waschung, nötigenfalls eine Planierung mit ganz klarem Kleister erhalten.



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON
G. A. E. BOGENG

JAHRGANG ZWEI · HEFT VIER

1920

MAX HARRWITZ VERLAG
NIKOLASSEE bei BERLIN



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng

Harzburg (Harz)

BEZUGSPREIS

Jahrgang . . . . M 20.–

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . M 75.—
Halbe Seite . . . . M 40.—
Viertel Seite . . . . M 25.—
Achtel Seite . . . . M 15.—

Verlag von

Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin

Postscheckkonto Berlin Nr. 1423

Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C



BARCLAYS SATYRICON

Weil die Nationalliteraturen die Weltliteratur bilden, sind die Autoren der großen internationalen Literaturgruppe, die man als die mittel- und neulateinische zu bezeichnen pflegt, allzuoft von den Literaturgeschichten, die national orientiert wurden, übersehen oder wenigstens nicht ihrer Bedeutung gemäß behandelt worden. Denn sie hatten ja in einer fremden Sprache geschrieben. Und auch Darstellungen der Weltliteratur fanden ihnen keinen angemessenen Platz. Denn sie hatten ja in einer toten Sprache geschrieben. Dazu kam, daß viele dieser Schriftsteller auch in ihrer Muttersprache Werke hinterließen, neben denen ihre lateinischen Schriften Erwähnung finden konnten. Kurz und gut, für die gegenwärtige Literaturgeschichte (wobei hier nicht zu prüfen ist, inwieweit schon die gegenwärtige Literaturgeschichtsschreibung Literaturwissenschaft ist) sind die meisten Namen der Mittel- und Neulateiner vergessen und verschollen. Leider sind damit Bücher dem Gesichtskreise der Leser entschwunden, die ein anderes Schicksal verdient hätten. Allerdings hat die Entwicklung des Lateinischen als Literatursprache vom Mittelalter bis zur Neuzeit sehr viele Erzeugnisse hervorgebracht, die einer Philologie Poesie angehören, keine lebendigen Literaturwerte sind und es auch in der Vergangenheit nicht waren. Dazu kommt, daß da, wo die edle Form Genuß gewährt, dieser Genuß nicht jedermann zugänglich ist, worauf bereits Jacob Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance“ hinwies. Doch bleiben neben den Werken wissenschaftlichen Wertes manche mittel- und neulateinische Prosaschriften, die sich kein des

Lateinischen kundiger Leser entgehen lassen sollte. Zu ihnen gehört auch das Büchlein, dessen Titel an ein klassisches Meisterwerk erinnert und dessen Verfasser, Barclay[1]), durch seine ‚Argenis', die Leibnizens Lieblingsbuch war, sehr viel berühmter geworden ist, obwohl diejenigen, die beide Bücher gelesen haben, das erst angeführte dem letztgenannten vorziehen dürften. — Barclays Satyricon ist ein Schlüsselroman und Euphormion, sein Held, ist Barcley selber. Aber das Autobiographische ist derart mit anderen Beziehungen, zum Beispiel solchen auf den Vater des Verfassers, und mit erdichteten Geschehnissen vermischt, daß man die Schrift nicht den eigenen Lebensbeschreibungen zurechnen kann. Euphormion, aller Mittel entblößt, kommt in eine Seestadt, an die Gastfreundschaft der Bewohner ihres Landes glaubend, weil in Lusinien, seinem Vaterlande, die Gastfreundschaft keine Ware ist. Aber er wird bitter enttäuscht und muß sich, um die Herberge zahlen zu können, dem Callion, einem großen Herrn, verkaufen, der ihn als Narren verwendet. Sein Mitsklave Percas ist der einzige, der ihm verständnisvolles Wohlwollen zeigt, sie schließen Freundschaft und ihr Herr schickt sie nach Basilea (Orléans oder Paris) zu seinem Bekannten Fibullius. Die Abenteuer der Reise sind grotesk und passen in ihre pittoreske Schilderung. Die Ankunft in Basilea bringt die Reisenden mit einer Persönlichkeit zusammen, die eine erhebliche Rolle in dem Roman spielt, mit Acignius (der durch ein Anagramm des lateinischen Namens ihres Begründers die Gesellschaft Jesu andeutet und sie verkörpert). Der Auftrag der beiden, dem schwer kranken Fibullius ein Heilmittel zu überreichen, wird von Euphormion derart vollzogen, daß er den Kranken durch ganz andere Mittel heilt, wobei die Ärzte für den Spott nicht zu sorgen brauchen. Dankbar will Fibullius den Euphormion verheiraten, doch ist seine Erkenntlichkeit nicht ohne Nebenabsicht, er möchte auf diese Weise eine Geliebte los werden. Zu Eu-

phormions Glück ruft sein Herr ihn und Percas zurück und sie treffen vor ihm in Ilium (Ostende) bei Labetrus (Albertus, Erzherzog, Gouverneur der Niederlande) ein. Dieser hat eine aus Käse modellierte Büstengallerie, in der jeder Besucher zum Bier sich ein tüchtiges Stück Ohr abbeisen darf. Aber er hat auch in seiner Umgebung gelehrte Pedanten, deren Unterhaltungen über die Dichtkunst und die Wissenschaften ohne Anfang und ohne Ende sind. Euphormion erhält nun den Befehl, nach Italien aufzubrechen, um dort für seinen Herrn und dessen Gefolge die Unterkunft vorzubereiten. Dabei kommt er eines Tages in eine Stadt, mit deren Bewohnern er in Streit gerät, weil er durch einen Steinwurf einen leichten Unglücksfall veranlaßt hat. Er wird vor den Ortsrichter gebracht und zum Tode verurteilt. Das Urteil soll vollstreckt werden, als sein Herr gerade noch zur rechten Zeit ankommt, um ihn zu retten. Dessen Besuch bei dem Beamten, einem Fleischer, der eben in seinem Schlachthause ein Kalb verarbeitet, ist eine Wirklichkeitsschilderung, wie sie dieser neulateinische Roman auch in anderen Partien zeigt. Inzwischen hat Fibullius den Callion getroffen, den er am nächsten Tage beleidigt, so daß sie beide auf der Stelle in einen Zweikampf geraten. Fibullius unterliegt, wird aber von Callion durch eine sorgfältige Pflege besänftigt. Er kann es jedoch dem Euphormion nicht vergeben, daß dieser ihn vorher anders, als ihm von seinem Herrn befohlen wurde, geheilt hat, und Euphormion empfängt deshalb die klassische Sklavenstrafe: ein Brandmal auf der Stirn und Peitschenhiebe. Dazu muß er noch erleben, daß es gerade sein Freund Percas ist, der sich zum Henkerdienste drängt und diesen mit aller Strenge vollzieht. Das benutzt der Verfasser, um in der Art des Petronius eine Schmährede auf die falschen Freunde zu halten. Nunmehr taucht ein gewisser Archoropus auf (die Schlüssel vermuten hier eine Beziehung auf einen Kurfürsten von Brandenburg, die nicht gerade

wahrscheinlich ist). Auch sein Auftreten ist prunkvoll und sein Gefolge zahlreich. Er hat den Fibullius gesucht, um ein diesem zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen. Einen gefüllten Geldsack von gewaltigen Ausmessungen überläßt der freigebige Herr dem Zugriff der Dienerschaft des Callion und des Fibullius, wodurch auch Euphormion die ihm bisher fehlenden Mittel zur Flucht gewinnt, die er ergreift, nachdem er sich bei einem Schminkwarenhändler sein Gesicht maskiert hat. Vorher hatte er schon einen Neapolitaner in Verona kennen gelernt, der sich in eine Großstadt Norditaliens begeben will. (Daß diese aliqua civitas hier liegen muß, darf daraus geschlossen werden, daß einer ihrer Bewohner den Fibullius einen transalpinus homo nennt.) Auch Gelon, wie sich Euphormion jetzt nennt, hatte schon lange den Wunsch, diese Stadt zu besuchen und sie machen die Reise zusammen, die ebenso abeuteuerlich wie die früheren verläuft. Kaum angekommen, muß Euphormion dem Fibullius weiter entfliehen. Euphormion rettet sich nach Alexandria (Bar-le-Duc), wo Callions Herrschaftsrechte unbeschränkt sind, wo man aber nach des Entsprungenen kluger Meinung ihn gerade deshalb nicht suchen werde. Aber er wird hier von einem angeblichen Alchimisten betrogen, der ihm sein ganzes Geld abnimmt und ihm dafür Edelsteine und Goldstangen übergibt, die sich schließlich als Glasfluß und als eine Kupferzinkmischung erweisen, da Euphormion sie verkaufen will, wobei er beinahe festgenommen wird. Er gerät zu allem Unglück auch noch in einen Streit mit seinem Wirt und begegnet, als er sich einen Rechtsbeistand sucht, dem Percas, der ihn in Callions Namen als entflohenen Sklaven zurückfordert. Doch die Bewohner Alexandrias retten ihn, indem sie sich dem Percas entgegenstellen und Euphormion durch eine Hinterpforte entschlüpfen lassen, damit er ein neues Asyl suche. Hiermit schließt der erste Teil, der zweite beginnt mit den Dankesbezeugungen Euphormions über die von ihm gefundene

Zufluchtsstätte. Glücklich und zufrieden kann er nach aller Trübsal in Scolymorhodien (Großbritannien, nach der Distel Englands und der Rose Schottlands) verweilen und auf sein früheres Leben zurückblicken, dessen Ereignisse er von da an erzählt, wo er aus Alexandria entkommen, in Delphi (Pont-à-Mousson) aufgenommen wurde. Hier wollte er nachholen, was er früher nicht gelernt hatte und bat die Acignier (Jesuiten) um ihre Unterweisung, die damals mit der Delphischen Universität in Fehde lagen. Er machte die Bekanntschaft des Themistius (Wilhelm Barclay), eines ehrwürdigen Greises aus Scolymorhodien, der ihn zu seinen Erben einsetzte und von dem Jüngling nicht stets befolgte weise Ratschläge gab. Seine Absicht, das geistliche Gewand zu wählen, die er mit einem andern Schüler, Anemon (dem Einführer des diplomatischen Korps bei Heinrich IV. von Frankreich, de Bonville?) teilte, wurde ihm durch Theophrastus (dem Kardinal du Perron) ausgeredet, doch wünschte er nun einige Zeit in einem Lande Marcien (Venedig, die Stadt des Heiligen Marcus), zuzubringen, in dem die Acignier keinen Zutritt hatten. (Von jetzt ab wird die Allegorie mit ihren bisweilen sehr deutlichen Anspielungen, die bisher in der Handlung des Romans weniger hervortrat, viel weiter in den Vordergrund gerückt, so daß die Anknüpfung des zweiten Teils an den ersten die Absicht des Autors zeigt, der in jenem nach dem Beispiel des Petronius gebotenen Gesellschaftssatire die auf bestimmte Einzelgeschehnisse und Einzelpersönlichkeiten in für ihn bequemer und möglicher Weise anzuschließen. Doch beweist es seine Geschicklichkeit, daß er seinen Helden keineswegs in dem allegorischen Sumpf ertrinken läßt, sondern ihn auch als Mitspieler auf dem vergrößerten Schauplatz zur Geltung kommen läßt.) Aus dem Streit zwischen den Bewohnern Marciens und dem Gephyrus (dem Papst), den Protagon (Heinrich IV. von Frankreich) zu schlichten strebte, wird Euphormion durch einen alten Mitsklaven

(Pedon) nach Eleutheria (Frankreich) gebracht, wo man glücklich unter Protagons Herrschaft lebt. Ilium (so heißt Paris in diesem zweiten Buche) hat einen Fortunatempel, in dem Doromisus (Sully) der Göttin Gunstbezeugungen vermittelt. Euphormion sucht das Heiligtum selbstverständlich gleich nach seiner Ankunft in Ilium auf und gelangt nach vergeblichen Versuchen auch vor den mächtigen Priester Doromisus. Euphormion und ein Mitbewerber bieten ihre Opfergaben, doch muß Euphormion nun erfahren, daß Wissenschaft hier nicht gilt, sondern nur das glänzende Gold, das allein die Blicke des Doromisus anzieht. Euphormion verläßt verzweifelt dessen Palast (das Arsenal), ohne überhaupt sein Anliegen vorgetragen zu haben. Immerhin waren seine Besuche nicht ganz und gar ohne Gewinn. Beim ersten hatte er eine schöne Dame kennen und lieben gelernt. Beim zweiten konnte er die Hochzeitsfeierlichkeiten des Olympion und der Casina anstaunen (die er allegorisch-realistisch beschreibt, ohne daß darunter die historische Treue leidet). Auch seinen Freunden Theophrast und Anemon begegnet er wieder, von denen der eine Prälat, der andere aus einem Asketen ein Lebemann geworden ist, der ihm die Freuden seines jetzigen Daseins erschließt. Ein Abenteuer, bei dem sie vor der Wache fliehen müssen, bringt Euphormion in Anemons Haus, in dem er die Geliebte als dessen Gemahlin wiederfindet. Sie weiß ihn als Frau von Welt in ihre Netze zu verstricken, gemeinsam besuchen sie die Aufführung des Hippophilus und die Icoleontiner (der König von Spanien und die Vlamländer), in deren fünf Akten der Herzog Alba, der Graf Egmont und andere auftreten. Nach Beendigung des Schauspiels begleitet Euphormion die Frau des Freundes, der im Gefolge des Königs Paris verläßt. Daß er Anemon hinterging, beklagt Euphormion mit sittenstrengen Worten, aber die Entschuldigung, die er geltend macht, ist nicht gerade glücklich gewählt (bekanntlich hat Mirabeau zwei Jahr-

hunderte später sie zum Hauptmotiv seines ‚Libertin de qualité' gemacht): ‚Praemium et voluptas corruperant meam innocentiam', und weiterhin, ‚jam indignabar, supplicasse fortunae, cum liberalis matrona assiduis muneribus mutuam voluptatem cumularet'. Da die Dienerschaft seiner Geliebten, die sich vor ihren Leuten keine besondere Zurückhaltung auferlegt, mit Enthüllungen droht, entreißt sich Euphormion ihren Armen, um die Welt zu fliehen. Die Acignier sind in der Nähe und bei ihnen sucht der von weltlichem Treiben ernüchterte Euphormion die Ruhestatt seiner Seele, gerade als sie ihre üblichen Unterrichtsstunden abhalten. Ein allegorisches Gemälde ist vor den Schülern aufgestellt, die es disputierend auslegen müssen. Als einer der Zöglinge dabei die Rechtswissenschaft angreift, ergreift Euphormion (und mit ihm Barcley, des Rechtsgelehrten Sohn) das Wort um zu beweisen, daß das Bild die Universalwissenschaft darstelle, entzieht sich den Bitten des Acignius, der ihn zurückhalten will und macht sich schnurstracks auf den Weg nach Scolymorhodien. Am vierten Reisetage, der Hafen, von dem er absegeln will, ist schon beinahe erreicht, zwingt ihn die Nacht, vor einem reichen Hause halt zu machen und um gastfreundliche Aufnahme zu bitten. Das Haus wird erleuchtet, sein Tor geöffnet und ein Acignier erscheint dem erschreckt zurückprallenden Euphormion, der ausruft: Dies Wunder beweist mir, daß Acignius allgegenwärtig ist. Aber die späte Stunde zwingt ihn, dem Pater, der ihm den freundlichsten Willkommen bereitet, in den glänzenden Palast, der der Eutychia (dem Mönchsstaat) gehört, zu folgen. Das Hinauskommen ist freilich nicht so leicht, wie das Hineinkommen, doch glückt es dem Euphormion nach Überwindung mannigfacher natürlicher und übernatürlicher Hindernisse schließlich, der sich nun endlich am Meeresstrande findet und die nach England, seiner Heimat, segelnden Schiffe freudig wiedersieht. Aber er ist noch nicht am Ende seiner Leiden.

Trifartitus (der Landgraf Georg, Herzog von Leuchtenberg), von Aquilius (Kaiser Rudolf II.) als thebanischer (deutscher) Gesandter nach Skolymorhodien geschickt, bietet ihm die Überfahrt in seinem Bote an. Ein furchtbares Unwetter verschlägt sie nach Böotien (Deutschland). Ohne anders als durch diese Namensgebung seine Meinung über deutsches Wesen kundzugeben (in einem andern Werke, dem ‚Icon Animorum', hat Barclay seine Ansichten über die Vorzüge und Fehler des deutschen Geistes ausführlicher vorgetragen) benutzt unser Verfasser die Gelegenheit, um das Nationallaster der Thebaner, ihre Trunksucht, zu verspotten. Er beschreibt die Wehklagen, die sich erheben, als man auch die Rheinweinfässer dem unersättlichen Meeresgott opfern muß. Das Schiff läuft den Hafen von Theben, wo Aquilius residiert, an. Euphormion wird dem Kaiser vorgestellt und zeichnet die Züge des merkwürdigen Monarchen mit bemerkenswerter geschichtlicher Treue. Dabei kommt er auch auf die Mitteilungen zu sprechen, die ihm ein Freund im Vertrauen über jene Gemäldegalerie gemacht hat, in der der Kaiser das Ergebnis seiner geheimwissenschaftlichen Untersuchungen über die absolute Schönheit des Weibes untergebracht hatte. (Es ist die gleiche Stelle, die den Allerweltsreisenden Nicolai zu bibliographischen Seitensprüngen verlockte: Beschreibung einer Reise: 1781. Band V 1798 Seite 197): „Libertatem amorum coniugio praeponit, et vagae voluptates ad ipsius arbitrium examinantur. Nam ut venustissimas species mulierum libido in animo finxit, omnia in tabellam eruditis coloribus transfert, et imaginationis lineamenta secutus, votum suum in pictura confitetur. Appellantur deinde pellicum greges, virginesque quibus multum est, id nomen sub Aquilio exuere. Ipse sibi probator formarum, vultus mulierum ad similitudinem imaginis exigit; et quam propius ad illam venustatem natura admovit, duarum, interdum trium noctium fortuna donatur. Etiam, si cuius amore vehementius exarsit, si in alicuius

amplexibus dulcis animam egit, non statuam in rostris, sed imaginem, sua manu exaratam, in thalamo decernit." Bevor er sich von neuem einschifft, darf Euphormion noch an einer deutschen Festlichkeit teilnehmen, deren Schilderung er gibt. In Scolymorhodien angekommen, trennt sich Euphormion von Trifartitus, um mit einem Vlamen, der auch zu Tessaranactus (dem König Jacob, seiner vier Königreiche wegen, das vierte ist Frankreich, so genannt) will, in kleinen Tagereisen weiter zu wandern. An einem Sonntage genießen die beiden Reisegefährten ihr Mahl in einem Wäldchen und würzen es sich mit fröhlichem Gesang. Sie werden höflich eingeladen, in ein in der Nähe befindliches Haus zu treten und hier von einem gravitätischen Greise begrüßt, der, ohne ein weiteres Wort, Tränen vergießt. Endlich erklärt er ihnen, er heiße Catharinus und weine nicht seinetwegen, sondern über sie, die nicht zu wissen schienen, wie sehr sie sündigten, indem sie am Tage des Herrn auf der Wanderung seien und dazu noch seine frommen Betrachtungen durch ihre unanständige Freude störten. Es ist eine meisterhafte Satire auf die Puritaner, die Barclay am Schlusse seines Werkes gibt, eine Satire, die nach der Pulververschwörung der Regierung Jacobs I. jedenfalls recht willkommen gewesen sein wird. Euphormion und der Vlame besänftigten durch ihre bezeugte Willfähigkeit schließlich den Catharinus. Sie speisen mit ihm und seiner jungen hübschen Frau, die der alte Quäker mit den Augen verschlingt, zum Abend. Dann erblickt Euphormion noch ein ungewohntes Schauspiel. Sein Gastfreund raucht nach Tisch eine Pfeife. So kann sich Euphormion in Prosa und in Versen gegen den Tabak ergehen, eine Stelle, die Jacob I., der selbst eine Streitschrift gegen das amerikanische Kraut geschrieben hat, ebenfalls wohlgefällig genug gewesen sein dürfte. Aber Barclay ist auch mit diesen Zeugnissen seiner Ergebenheit noch nicht zufrieden. Er läßt zum Beschlusse den Euphormion durch Am-

phiaraus (Cecil) in das Heiligtum des Tessaranactus eingeführt werden und den begeisterten mit einem, den König mit der Sonne vergleichenden, Lobgesang das Werk beenden, von dem diese kurze Wiedergabe nur den Rahmen des Romans und einige wenige Episoden andeuten konnte.

Die erste Ausgabe des ersten Teiles des berühmten Buches müßte in London (?) 1603 (?) erschienen sein, wenn die Titelangaben der ersten bekannten Ausgabe richtig sind. Da aber ein ‚Euphormionis Lusinini Satyricon' in den Jahren 1603 oder 1604 als Druckwerk nicht nachweisbar ist, bleibt nur die Annahme einer früheren handschriftlichen Verbreitung oder die eines Druckes unter anderem Titel. Ein Anteil Barclays an der Drucklegung des bekannten Druckes des ersten Teils (Euphormioniis Lusinini Satyricon nunc primum recognitum emendatum, et varijs in locis auctum. Parisiis apud Franciscum Huby via Jacobaea. Sub signo viridis Folliculi. MDCV cum Privilegio Regis. 126 gez. Bll. 12°) dürfte auch deshalb zu vermuten sein, weil die gleiche Druckerei im gleichen Jahre ein juristisches Werk seines Vaters Wilhelm herstellte. Im gleichen Verlage ist auch die Erstausgabe des zweiten Teiles erschienen. (Euphormionis Lusinini Satyricon. Pars secunda. Nunc primum in lucem edita. Parisiis Apud Franciscum Huby, via Jacobaea, ad insigne viridis Folliculi, è regione Collegij de Marmoutier, Et in Palatio ante portam Sancti Sacrarij. MDCVII. Cum Privilegio Regis. 158 Bll. 12°.) Auch eine andere Ausgabe des zweiten Teils dürfte, nach typographischen Erkennungszeichen zu urteilen, bei Huby gedruckt sein, der sich vermutlich nicht als Verleger bezeichnete, weil das Werk inzwischen, am 9. November 1609, auf den Index gekommen war. Daß diese Auflage sich fälschlich die erste des zweiten Teils nennt, mag einen buchhändlerischen Grund gehabt haben. (Euphormionis Lusinini Satyricon. Pars Secunda. Nunc primum in

lucem edita. MDCIX 130 [132] Bll. 12⁰.) Auch der dritte Teil des Satyricon erschien im gleichen Verlage wie der erste und zweite, so daß sie zusammen eine einheitliche Erstausgabe bilden, vorausgesetzt, daß der unbekannte Erstdruck des ersten Teils nicht vorhanden ist. (Euphormionis Satyrici Apologia pro se. Parisiis. Apud Franciscum Huby via Jacobaea sub signo viridis Folliculi MDCX cum Privilegio Regis. 78 gez. Bll. 12⁰.) Wie viele deutsche oder holländische Nachdrucke des Satyricon in den Jahren 1603 bis 1607 zu zählen sind, ist für dessen bibliographische Buchgeschichte unwesentlich. An der ersten Gesamtausgabe scheint Barclay, wie sich aus den Änderungen der Widmung wohl schließen läßt, teilgenommen zu haben. Vielleicht hat er sie eilig auf seiner Reise nach Frankreich, die er 1611 (1612) der Drucklegung seiner ‚Pietas' wegen gemacht haben soll, herstellen lassen. Ihrer Druckausführung wegen ließe sich als Druckort für die erste Gesamtausgabe England oder Genf oder Lyon annehmen, Vermutungen die freilich nur Vermutungen bleiben. (Euphormionis Lusinini Satyricon Pars I nunc denuo recognita, emendata et variis in locis aucta. Anno Christi MDCX. 264 (266) S. 12⁰; Pars II nunc secundum in lucem edita. Anno Christi MDCX, 226[228]S. 12⁰; Euphormionis Satyrici Apologia pro se. Pars III Anno MDCXI 81 Bll. 12⁰.) Da die Bibliothek des Arsenals in Paris ein Exemplar dieser Ausgabe mit der Chiffre (*ΦΦ Π*) des Barclay befreundeten, auch als Bibliophilen geschätzten Peiresc aufbewahrt, dessen handschriftlicher Schlüssel von den landläufigen Lesungen abweicht, dürften Beziehungen des Verfassers zu ihr zu vermuten sein. Unter den Augen des Verfassers dürfte in London von John Beale die nun folgende Ausgabe gedruckt sein, deren Druckschrift übrigens auch der Beziehungen zu Huby, dem ersten Verleger des (ganzen) Satyricon, nicht entbehrt. (Euphormionis Lusinini Satyricon Pars I. Nunc

denuo recognita emendata et variis in locis aucta; Pars II nunc secundum in lucem edita; Euphormionis Satyrici Apologia pro se. Pars III. [Auf allen drei Titeln] Anno [auf den beiden ersten auch noch] Christi MDCXIII. 248 [252], 240, 78 [80] S. 12⁰.) John Beale, der später den Titel eines Hofbuchdruckers führte und 1620 Bacons Instauratio Magna druckte, verlegte auch die Erstausgabe von Barclays Seelenspiegel (Joannis Barclaii Icon Animorum. Londini Ex officina Nortoniana apud Johannem Billium. MDCXIV. Cum Privilegio. 6 Bl. 356 S. 8⁰). Einen anscheinend berechtigten Nachdruck dieser Erstausgabe veranstaltete Huby in Paris, der Titelvermerk dürfte eine der frühesten Anwendungen des bekannten ‚jouxte la copie imprimée' sein. (Joannis Barclaii Icon Animorum. Parisiis Juxta exemplar impressum Londini, apud Joannem Billium. MDCXVII. 4 Bl. 273 S. 12⁰.) Die erste unberechtigte, ohne Barclays Billigung und selbstverständlich auch ohne seine Mitarbeit veranstaltete Ausgabe ist eine Straßburger (Augustae Trebocorum, apud Joannem Hessium, Anno MDCXXIII 653 S. 12⁰). Sie vereinigte willkürlich das ‚Icon animorum' mit den drei andern Teilen des Satyricon und druckte einen äußerst mangelhaften Schlüssel, der von den folgenden Ausgaben, meistens mit allen seinen Irrtümern, übernommen worden ist. Auch die folgenden Ausgaben, die zu Barclays Lebzeiten veröffentlicht wurden, sind Nachdrucke ohne eigenen Wert.

Der Erfolg von Barclays Satyricon bei des Verfassers Zeitgenossen war nicht gering. Zwar hatte der erste Teil des ‚Euphormion' keine rechte Wirkung gehabt. Aber der anspielungsreichere zweite brachte den Ruf des ‚sensationellen' Sittenromans und den Streit um dessen richtigen Schlüssel. Barclay selbst schrieb dann deshalb auch noch die bereits angeführte ‚Apologia Euphormionis pro se', die späteren Aus-

gaben als dritter Teil beigedruckt wurde. Ihren literarischen Höhepunkt mag diese Polemik etwa zwischen 1617 und 1618 erreicht haben, als Barclays Landsmann William Seaton sich zum Verteidiger der durch das Werk angeblich beleidigten hohen Persönlichkeiten in seiner ‚Censura Euphormionis' aufwarf, der ein Kanonikus aus Vezelay, Pierre Musnier, mit seiner ‚Censura Censurae' entgegentrat. Beide Streitschriften, ursprünglich wohl nur handschriftlich verbreitet, sind anscheinend zum ersten Male zusammen gedruckt worden: Censura Euphormionis auctore Anonymo. Parisiis Apud Ludovicum Boulanger. 1620; p. 21 ss.: Censura Censurae Euphormionis. Auctore Petro Musnierio Vezelio. Parisiis 1620. 56 (60) S. 8°. Die ‚Apologia Euphormionis pro se', die bald abstreitet und bald zugibt, die sich gegen die falschen Schlüssel wendet und doch die Benutzung offenbar richtiger Schlüssel verwirft, verfehlte ihren Zweck vielleicht insofern nicht, als sie sich mit einigem guten Willen als eine Art Widerruf ansehen und behandeln ließ, so daß die Beteiligten immerhin, wenn sie wollten, annehmen konnten Barclay laudabiliter se subiecit. Von den Herausgebern wird dem Satyricon als vierter Teil Barclays Icon Animorum zugerechnet, ein selbständiges (erstmalig London, J. Beale, 1614 veröffentlichtes) Werk, dessen sieben letzte Abschnitte, das dritte bis neunte Kapitel, eine Art Vorläufer von La Bruyères Caractères bilden und ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur vergleichenden Völkerkunde sind. Das bisweilen den Ausgaben des Satyricon als fünfter Teil angehängte Pamphlet ‚Alitophili Veritatis Lacrymae' mit dem Untertitel ‚Euphormionis Lusinini continuatio' hat Claude-Barthélemy Morisot zum Verfasser. Es ist erst vier Jahre nach Barclays Tode entstanden. Eine Widerlegung, der ‚Alitophilus castigatus', dessen Verfasser vermutlich der Benediktiner Bugnot war, gehört als sechster Teil ebenfalls nicht zu Barclays Werk. Dagegen

ist der kurze Bericht über die Pulververschwörung (November 1605), Series patefacti divinitus parricidii, der sich in den Satyricon-Ausgaben vorfindet, eine Arbeit Barclays die jedoch keinerlei Beziehungen zu seinem Jugendroman hat.

[1]) Johannes Barclay, geboren 1582 in Pont-à-Mousson, hat sich selbst immer als Schotten betrachtet, da Aberdeen seines Vaters Geburtsstadt und die Heimat seiner angesehenen Familie war. Nach Beendigung seiner gelehrten Studien in Pont-à-Mousson und Leyden kam er 1603 in die englische Hauptstadt. Ein Anhänger des Königs Jacob, widmete er diesem den ersten Teil des ‚Euphormion', den er im gleichen Jahre 1603 (?) in London (?) drucken ließ. 1604 scheint er mit seinem 1608 gestorbenen Vater Wilhelm, der nach Maria Stuarts Sturz eine Zuflucht am Hofe des Herzogs von Lothringen gefunden hatte, wieder nach Frankreich zurückgekehrt zu sein, 1605 sind die beiden in Angers, wo der zweite erst 1607 erschienene Teil des Euphormion geschrieben wurde, der Robert Cecil, Grafen von Salisbury, gewidmet ist. Im folgenden Jahre kam Barclay nach Paris und verheiratete sich hier, 1606 ist er wieder in London ansässig. Er blieb nun, in der Stellung eines Kammerherrn des Königs, etwa zehn Jahre in England. Eine 1616 unternommene Reise nach Paris führte ihn nach Rom weiter. Hier ist er, gerade noch seine, Ludwig XIII. von Frankreich gewidmete, ‚Argenis', beendend, am 12. August 1621 gestorben. In Santo Onofrio, der Ruhestätte Tassos, ist er beigesetzt und im Büchersaal des Klosters steht neben der Büste des italienischen auch die des schottischen Dichters.

[2]) Ihre Aufzählung erübrigt sich ebenso wie die der späteren Ausgaben des Satyricon, unter denen bisher eine endgültige kritische nicht vorhanden ist. Doch seien wenigstens kurz erwähnt die Ausgaben ‚Londini, Ex officina Joannis Bil (?): 1624. 12° die vielleicht doch noch irgendwie einen Zusammenhang mit der Reihe der berechtigten Ausgaben haben könnte und ‚Lugd. Batavorum, ex officina Hackiana: 1674. 8°, (Titelausgabe ‚Hagae Comitum. Ex officina Hackiana: 1707. 8°), die zu den Editiones cum notis Variorum gerechnet wird, obschon ihre Anmerkungen allein von Bugnot herrühren. Jules Dukas hat im ‚Bulletin du Bibliophile' (daraus als Sonderdruck Etude bibliographique et littéraire sur le Satyricon de Jean Barclay. Paris, L. Techener: 1880) die Ausgaben des Barclayschen Satyricon und ihr Verhältnis zu einander genau untersucht.

BUCHFORM UND BUCHGESTALTUNG I.

G. Chr. Lichtenberg: Über Bücher-Formate.

Sollte dieser kleine Artikel manchen Leserinnen etwas zu mathematisch scheinen, so müssen wir ihnen zu bedenken geben, daß dieses Verfahren ganz à l'Angloise ist, eine Mode, die sie sonst so sehr schätzen. Man hat bekanntlich in England ein Gentleman's Magazine und ein Lady's Magazine [Bey Wilkie, auf St. Pauls Kirchhof], also eins für den Mann von Stand und eins für die Dame. Der Inhalt dieser beyden Monathsschriften steht nicht selten in einem Verhältniß, das gerade das umgekehrte von demjenigen ist, in welchem, nach der irrigen Meinung einiger Herren, die Fähigkeiten von Herren und Damen stehen sollen. Um das erstere lesen zu können, ist bloß nöthig, daß man wacht und die Augen des Leibes aufthut, die Abbildungen von alten Klöstern und halb verwesten Grabsteinen fallen alsdann von selbst hinein. Hingegen ist es mit den Wurzelzeichen und geometrischen Figuren des anderen nicht also, da muß noch mehr aufgethan werden — die Augen des Geistes. Eine so große Anstalt ist nun bey unserer Betrachtung nicht nöthig, sie wäre, ein kleines Wurzelzeichen abgerechnet, fast ganz für das Gentleman's Magazine. — Die Papiersorten, worauf unsere Bücher gedruckt werden, haben die Form von Rechtecken, in welchen die Verhältnisse der Seiten sehr variiren, einige nähern sich der Gleichheit sehr, indessen ist mir wenigstens noch kein Druck- oder Schreibpapier vorgekommen, das ganz gleichseitig gewesen wäre. In hiesiger Gegend wird aber schon ein Conceptpapier verfertigt, worin die beyden Seiten des ganzen Bogens sich verhalten wie 6 : 7, dieses giebt ein langes unangenehmes Folio von einem Seitenverhältniß von 7 : 12, worauf denn das Quarto wiederum 6:7 und das Octavo wieder 7:12 bekömmt, vorausgesetzt, daß, bey jedem Bruch des Bogens, allemahl die größere Seite gebrochen wird, welches auch gemeiniglich geschieht: Nennen wir also bey unserm Papier die beyden Seiten a und b, wo wir b größer setzen wollen als a, so sind die Verhältnisse der Seiten in den gewöhnlichen Formaten diese:

Patent = Form,	$a:b = a:b$
Folio	$\frac{1}{2}b:a = b:2a$
Quart	$\frac{1}{2}a:\frac{1}{2}b = a:b$
Octav	$\frac{1}{4}b:\frac{1}{2}a = b:2a$
Sedez	$\frac{1}{4}a:\frac{1}{4}b = a:b$

Aus dem Anblick der letzten Columne erhellet, daß sich die Formate immer abwechselnd ähnlich werden, und das verächtliche Sedez mit dem majestätischen Patent einerley Verhältnis bekömmt. Bricht man immer bloß die kürzere Seite, so erhält man zuerst ein langes Folio und dann ein verhältnißmäßig noch längeres Quarto usw. Die Stammtafel dieser Formate ist: $\frac{1}{2}a:b$, $\frac{1}{4}a:b$, $\frac{1}{8}a:b$ etc. Hiervon sind die ersten noch zu gebrauchen, und kommen in Rechnungsbüchern, Musterkarten, allerley Arten von Listen, als Demokraten = Listen usw. hier und da vor. Sehr weit geht es indessen mit dieser Reihe nicht, für Bücher wenigstens, sie verlieren sich bald in Schuster- und Schneider-Maße und Unterlagen für die Pastetenbäcker. Ein Schicksal, das freylich auch manchen anderen Büchern droht, aber nicht des Formats wegen. Bricht man abwechselnd erst nach der langen Seite, und dann nach der kurzen, so sieht das Geschlecht so aus $\frac{1}{2}b:a$; $\frac{1}{4}b:a$; $\frac{1}{4}b:\frac{1}{2}a$; $\frac{1}{8}b:\frac{1}{2}a$ . . . etc. In dieser Reihe kommen einige nicht unangenehme längliche Formate im kleinen vor, die man hier und da zu Spruchbüchern, Beichtbüchern, manchen Tabellen und überhaupt solchen Hülfsbüchelchen zu nutzen pflegt, die man wie Terzerollen bey sich trägt. — Hier entsteht nun die Frage: 1. könnte man nicht dem Papier eine solche Form geben, daß alle Formate einander ähnlich würden? und 2. wäre ein solches Format bequem und schön? Die erste Frage wird jeder Anfänger in der Algebra beantworten können. Wir wollen die Auflösung hersetzen. Weil hier immer eine Seite des Bogens so groß angenommen werden kann, als man will, so wollen wir die kleinere wiederum a, die größere aber, die gesucht wird, x nennen, so wäre also bey diesem Papier,

die Patentform $a:x$ und folglich, x gebrochen,

gäbe für das

Folio . . . $\frac{1}{2}x:a = x:2a$, wie oben. Weil nun aber diese Formate

einander ähnlich seyn sollen, so ist $a:x = x:2a$, also $x^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$. So wären also diese Verhältnisse der Seiten bey der

$$\text{Patentform} = a:a\sqrt{2} = 1:\sqrt{2}$$

$$\text{bey Folio} = \frac{\sqrt{2}}{2}:1 = 1:\sqrt{2}$$

usw. ins Unendliche. Da nun bekanntlich das Verhältniß von $1:\sqrt{2}$ das Verhältniß der Seite des Quadrats zu dessen Diagonale ist: so kann sich jedermann sogleich ein Blatt von dieser Form schneiden. Vielleicht ergeht es ihm alsdann wie mir vor mehreren Jahren, da ich unvermuthet gewahr ward, daß der Bogen Papier, den ich für das Beyspiel zuschneiden wollte, schon die Form hatte, die ich ihm zu geben willens war. Unser gewöhnliches Schreibpapier in klein Folio hat nähmlich hier zu Lande wirklich diese Form schon, und es war mir angenehm, zu finden, daß irgend jemand schon bey der ersten Bildung des Papiers, sogar die Figur desselben eines Gedankens gewürdigt hatte, also einer Ehre, die ihm nachher im Dienste selbst, bald beym Schreiben, bald beym Lesen nicht selten ver-

sagt wird. Wer dieses Papier kennt, oder sich die Mühe nehmen will, ein solches Blatt zu schneiden, wird finden, daß es ein sehr gefälliges und bequemes Format ist. Soviel zur Beantwortung der beyden Fragen und nun zum Schluß noch ein Paar Bemerkungen. Das Beschneiden des Papiers beym Binden der Bücher setzt freylich der genauen Anwendung dieser Theorie große Schwierigkeiten entgegen. Denn man sieht leicht, daß, wenn das Verhältniß der Seiten nun auch beim beschnittenen Buche noch Statt finden soll, worauf es hier hauptsächlich ankömmt, die beyden Dimensionen der Blätter beym Beschneiden auch in eben dem Verhältniß vermindert werden müßten, in dem sie selbst stehen. Indessen trifft hier der Umstand ein, daß sie nach der kleineren Dimension nur eine, hingegen nach der längeren zwey Verkürzungen erleiden, die einander nicht ganz gleich sind. Dieses, und daß das Auge geringe Abweichungen von der Regel nicht bemerken kann, trägt zusammen dazu bey, daß, wie wir aus der Erfahrung wissen, das Gefällige dieses Verhältnisses durch diese Buchbinderoperation nicht verloren geht, und alle Formate sich sehr ähnlich sehen. Wenigstens wird dadurch dem unangenehmen Sprung von einem langen Format zu einem fast quadratförmigen, wie dieses der Fall bey manchem Folio und Quart ist, sehr gut vorgebeugt. Auch würde man bey etwas größerem Papier nicht nöthig haben, zwischen Octav und Sedez noch eine halbe Staffel, ein Duodez, einzuschalten, so wenig als man, um längliche Formate zu gewinnen, jetzt zwischen Folio und Quart noch eine Terz einschaltet. Denn das Sedez, das sich bey dem gewöhnlichen Papier dem Quadrat sehr nähert, welches die unangenehmste Figur ist, die ein kleines Format haben kann, würde nun in linea recta descendente, die angenehme Bildung seiner Vorgänger erben. [Göttinger Taschen Calender 1796.]



Voltaire
Silhouette von Hubert

GABRIEL PEIGNOT ÜBER DIE BIBLIOTHEK VOLTAIRES

Man ist immer darüber erstaunt gewesen, daß der fruchtbarste, der vielseitigste, der glänzendste und gleichzeitig auch der am meisten mit Glücksgütern gesegnete der Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, daß Voltaire, keine zahlreichere und besser in allen Wissenszweigen ausgestattete Bibliothek gehabt hat, er, dessen Forschungen immens waren und dessen bändereichen Werke von Anführungen und Auszügen wimmeln [1]). Seine vollständige Büchersammlung, so wie sie sich nach seinem Tode im Schlosse von Ferney vorfand, zählte nur 6210 Bände, von denen dazu noch die meisten, wie es heißt, äußerst mittelmäßig waren, besonders diejenigen aus dem Bereiche der Geschichte und aus dem der Klassiker. Die Abteilung Romane fehlte beinahe ganz, es gab in ihr kaum dreißig Nummern. Woraus sich allerdings ihrem Besitzer kein Vorwurf machen lassen wird, da das ihn selbst nicht gehindert hat, in diesem Fache sehr hübsche Leistungen zu zeigen. Die großen und schönen Ausgaben, die Bibliotheks- und Prachtwerke, mit Ausnahme der ihm zum Geschenk gemachten, waren gleichfalls in seiner Büchersammlung recht selten. Die philologischen Werke wie überhaupt diejenigen der hohen Gelehrsamkeit fehlten ihr größtenteils. Kurz und gut, die Bibliothek Voltaires, darüber ist man einig, war weder so gewählt noch so groß noch so schön, wie das sein Bedarf, sein Geschmack und sein Vermögen hätten vermuten lassen müssen. Allerdings muß man hinzufügen, daß der Gehalt und der Glanz einiger Teile seiner Bibliothek dadurch noch Änderungen zu ihrem Vorteile erfahren haben mochten, daß Voltaire bei gewissen Schriften bisweilen das übte, was seine Muse im Tempel des Geschmacks gesehen zu haben behauptete [2]). Er brachte ganze Bände auf zehn, fünfzehn, zwanzig Seiten zurück und ließ diese auseinander genommenen Blätter kartonieren oder in Sammelbänden vereinigen. Ein eigenartiges Verfahren, das ganz gewiß, so quintessentiell es sein mag, niemals nach dem Geschmack unserer Bibliomanen und nicht einmal nach dem unserer Bibliophilen sein wird. ● Aber wenn auch die Mehrzahl der die Bibliothek Voltaires bildenden Bücher als mittelmäßig anzusehen ist, eine Anzahl von ihnen ist dadurch wertvoll geworden, daß er sie mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen hatte. Wenn er ein Buch las und dabei Anlaß zu einer Bemerkung fand, nahm er das erste beste Papierstück, das ihm zur Hand kam und kritzelte seine Anmerkung darauf, mitunter

ab irato, denn Handschrift und Stil mancher solcher Zettel erweisen seine Ungeduld und seinen Unwillen. Dann klebte er mit einer Oblate die Notiz gerade da auf die Buchstelle hin, die sie veranlaßt hatte. Wie es heißt, sind die theologischen Werke am häufigsten derart mit Anmerkungen versehen worden[3]). ● In der Mitte des Bibliotheksaales standen einige Tische, die teils mit Pappmappen, teils mit in Staub vergrabenen Haufen nicht einmal aufgeschnittener Broschüren bedeckt waren. Ein Umstand, der die Höflichkeitsbeteuerungen und Lobreden nicht verhindert haben wird, mit denen der boshafte Greis die Verfasser abspeiste, wenn er sich bei ihnen bedankte. ● Ein ausgestopfter Tiger war in dem Büchersaal nahe bei seiner Tür aufgestellt, sicherlich, um den Eintritt zu verbieten und um die Klaue des Löwen für die Fréron, la Beaumelle, Nonotte usw. zu symbolisieren, die im übrigen wohl nicht in die Versuchung gekommen waren, sich hier vorstellen zu wollen. ● Das war die Bibliothek Voltaires im Schlosse zu Ferney, als der Tod ihn in Paris am 30. Mai[4]) 1778 um 11 Uhr abends ereilte. ● Es kann Zweifeln begegnen ob Madame Denis, seine Nichte und Erbin, die Absicht gehabt hat, das bemerkenswerte Denkmal, das diese Bibliothek war, zu erhalten, denn noch im Todesjahre ihres Onkels hat sie Ferney, angeblich für 250000 Livres, an den Marquis de Villette verkauft, was ihre beiden Vettern, den Abbé Mignot und Herrn d'Ornoi, die ungehalten waren, weil sie die Bezitzung in fremde Hände übergehen sehen mußten, sehr gegen sie verstimmt hat[5]). ● Sollte indessen Madame Denis über den Gewinn, den sie aus der Bibliothek ihres Onkels ziehen könnte, unschlüssig gewesen sein, so hat Katharina II., Kaiserin von Rußland, ihren Zweifeln ein rasches Ende gesetzt, indem sie ihr durch Grimm, der damals Gesandter des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha in Paris war, den Vorschlag machte, ihr die Bibliothek für 150000 Livres zu verkaufen. Es ist leicht begreiflich, daß Madame Denis einen derartigen, von der erlauchten Freundin ihres Onkels gemachten Vorschlag, den eine wahrhaft kaiserliche Freigebigkeit kennzeichnete, nicht ablehnte[6]). Sie nahm ihn also an und die Kaiserin ließ ihr nicht allein die 150000 Livres auszahlen, sondern schickte ihr zudem noch nordisches Pelzwerk von außergewöhnlicher Schönheit und begleitete die ganze Sendung mit dem folgenden eigenhändigen unterschriebenen Briefe.

Pour Madame Denis, nièce du grand homme qui m'aimait beaucoup.

Saint-Pètersbourg, 15. octobre 1778.

Je viens d'apprendre, madame, que vous consentez à remettre entre mes mains ce dépôt précieux que M. votre oncle vous a laissé, cette bibliothèque que les ames sensibles ne verront jamais sans se souvenir que ce grand homme sçut inspirer aux humains cette bienveillance universelle que tous ses écrits, même ceux de pur agrément respirent, parce que son ame en était profondément pénétrée. Personne avant lui n'écrivit comme lui; Il servira d'exemple et d'écueil à la race future. Il faudrait unir le génie et la philosophie aux

connaissances et à l'agrément, en un mot, être M. de Voltaire, pour l'égaler. Si j'ai partagé avec toute l'Europe vos regrets, madame, sur la perte de cet homme incomparable, vous vous êtes mise en droit de participer à la reconnaissance que je dois à ses écrits. Il suis sans doute très-sensible à l'estime et à la confiance que vous me marquez; il m'est bien flatteur de voir qu'elles sont héréditaires dans votre famille. La noblesse de vos procédés vous est caution de mes sentimens à votre égard.

J'ai chargé M. Grimm, de vous en remettre quelques faibles témoignages dont je vous prie de faire usage. Catherine.

Die Kaiserin wünschte, daß den Büchern alle für den Druck geeigneten Briefe Voltaires hinzugefügt würden und auch diejenigen, die nicht zum Abdruck gelangen könnten. Madame Denis erbat lediglich die Erlaubnis, eine Abschrift nehmen zu dürfen, die ihr zugestanden wurde. Außerdem forderte Katharina die genauesten und vollständigsten Pläne des Schlosses von Ferney, da sie die Absicht hatte, ein ähnliches in ihrem Park von Zarskoje Sjelo errichten zu lassen, um dort dem Andenken Voltaires ein Denkmal zu weihen. Im Bibliotheksaale, der vollständig dem von Ferney gleichen sollte, sollten die Bücher in der gleichen Ordnung aufgestellt werden, die sie in Ferney hatten. Die Statue des großen Mannes würde in der Mitte stehen und Vagnière, der Sekretär des Verstorbenen, müsse nach Sankt Petersburg kommen, um dort diese verschiedenen Anordnungen zu leiten. ● Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob alle diese Pläne Punkt für Punkt verwirklicht worden sind. Joseph de Maistre, der von 1803 bis 1817 am Russischen Hofe als Gesandter Sardiniens verweilte, berichtet in seinenen Soirées de Saint-Pètersbourg (Band I, Seite 319, Anmerkung), daß die Bibliothek Voltaires im Eremitage-Palast untergebracht worden sei, dem prächtigen Nebenbau des Winterpalastes, den Katharina II, errichtete, und daß die Statue (die Büste), in weißem Marmor von Houdon ausgeführt, im Hintergrunde des Büchersaales aufgestellt wäre und ihn zu überraschen scheine. Die Meinung des Herrn de Maistre über den Wert der Bücher, die diese Sammlung bilden, deckt sich durchaus mit derjenigen, die bereits nach anderen Autoritäten hier vorgebracht wurde, ja, sie ist sogar noch etwas strenger. „Man kommt aus dem Erstaunen nicht heraus, wenn man die ganz außerordentliche Minderwertigkeit der Werke, die einst dem Patriarchen von Ferney genügt haben, erkennt. Man würde vergeblich in der Bibliothek nach sogenannten großen Büchern oder nach gesuchten Klassikerausgaben forschen. Das Ganze macht den Eindruck einer Büchersammlung, die zusammengestellt wurde, um die Abende eines Gutsbesitzers vergnüglich zu gestalten. Besonders hervorzuheben ist noch ein Schrank mit auseinandergenommenen Büchern, deren Seiten mit Randschriften Voltaires bedeckt sind und die (d. h. die Bücher) fast alle mittelmäßig und von schlechtem Geschmack sind . . .“ Es ist nicht nötig, das Zitat noch weiter gehen zu lassen, um zu beweisen, daß Herr de Maistre Voltaire nicht

liebte und daß er von seinem Gegenstande mit Grämlichkeit sprach. ● Das mag auf sich beruhen, jedenfalls wird der hohe Ruhm des Verfassers der Henriade, der Mérope, des Charles usw. immer seine Bibliothek als ein bemerkenswertes Denkmal erscheinen lassen. ● Herr Ancelot, der 1826 Sankt-Petersburg besuchte, spricht ebenfalls von der Büchersammlung, die er in der Eremitage gesehen hat. Es heißt darüber in seinem Werke: Six mois en Russie. 1827, Seite 214 u. f. „Die Bibliothek des Philosophen von Ferney, die in der gleichen Ordnung wie bei ihm durch seinen von der Kaiserin nach Petersburg berufenen Sekretär aufgestellt ist, setzt sich aus 6760 Bänden zusammen (ich möchte die oben angegebene Zahl für die genauere halten). Soweit ich das nach den Titeln beurteilen konnte, denn die Schränke waren geschlossen und ich konnte den Schlüssel nicht erhalten, gehören die meisten Bücher in die Fächer der Geschichte und der Philosophie. Vieles bezieht sich auch auf die Theologie und ich bemerkte, daß die hierher gehörigen Bände voller kleiner Papierzettel sind, die auf die Anmerkungen Voltaires und die Stellen, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten, verweisen. Ich habe lebhaft bedauert, nicht einige der Bücher durchblättern zu dürfen, um ein paar der Bemerkungen zu notieren, mit denen dieser feine und tiefe Geist den Seitenrand bedeckte, auf den sein voller Gedankenstrahl fiel . . . Man hat mit der Büchersammlung Voltaires eine recht erhebliche Anzahl von Handschriften des großen Mannes vereinigt. Wie behauptet wird, sind mehrere davon noch unveröffentlicht. Um so schmerzlicher war es, sie nicht wenigstens durchblättern zu können." ● Das ist der Bericht des Herrn Ancelot über die Bibliothek Voltaires. Ich teile sein Bedauern, daß es ihm unmöglich war, die Bände und besonders die Handschriften, von denen er spricht, durchzusehen. Aber befindet er sich vielleicht nicht im Irrtum über die Handschriften? Handelt es sich hier nicht einfach nur um die Sammlung der Briefe und eigenhändigen Briefentwürfe, die die Kaiserin von Madame Denis gefordert hatte. Wenn sich dabei noch unveröffentlichte Werke gefunden haben würden, ist es mehr als wahrscheinlich, daß Katharina eine Ehre darin gesucht hätte, sie herauszugeben oder wenigstens Abschriften davon den Veranstaltern der Kehler Ausgabe zu senden, die nicht verfehlt haben werden, bei ihrer Majestät deshalb vorstellig zu werden, weil sie nichts versäumten, um ihre Ausgabe so vollständig, als das damals möglich war, zu machen. ● Ich habe alles berichtet, was ich über die Bibliothek Voltaires in Erfahrung bringen konnte. Es ist gewiß eine glückliche Fügung, daß sie in ihrer ganzen Vollständigkeit erhalten worden ist. Aber wäre sie nicht besser in einem der Säle des Pariser Instituts als an den Ufern der Newa untergebracht?

Anmerkungen:

[1]) Während der bekannte Bibliograph in seiner Schrift (Souvenirs relatifs à quelques bibliothèques particulières des temps passés. Par Gabriel Peignot. Paris, Techener; Dijon, Lagier: 1836. 25 [26] Seiten 8°. 170 Abzüge), soweit er über das



Schicksal der Bibliothek Voltaires in ihrer Heimat berichtet, die besten Quellen nutzen konnte, mußte er sich für das, was er über ihre neue Aufstellung in Rußland beibringen konnte, auf die Erzählungen flüchtiger Besucher beschränken. Trotzdem ist seine Darstellung auch heute nach fast hundert Jahren noch nicht veraltet. Denn wenn auch die wissenschaftliche Durcharbeitung der Sankt Petersburger Voltaire-manuskripte inzwischen Fortschritte gemacht hat (zu verweisen ist hier auf die im Erscheinen begriffene Ausgabe der ‚Oeuvres inédites' Voltaires [Paris, H. Champion], so ist doch die Verwertung aller Hand- und Randschriften Voltaires für eine endgültige Gesamtausgabe seiner Werke anscheinend noch im weiten Felde). — Nach Peignot berichtete über die Büchersammlung Voltaires L. Léouzon Le Duc in dem seinem Werk ‚Voltaire et la police' (Paris, Ambroise Bray: 1867) angehängten Essai sur la bibliothèque de Voltaire. Dazu: (Léouzon Le Duc, Sur les Papiers et Livres de Voltaire à Saint-Pètersbourg [Archives des Missions Scientifiques pre série, tome I]; comte de la Ferrière, Troisième Rapport sur les Recherches faites à la Bibliothèque Impériale de Russie [Archives, 2e série, tome IV]). Bei seiner Besichtigung dieses Bücherschatzes waren bereits die ‚anstößigen' Aufzeichnungen Voltaires auf Befehl Nikolaus I. sekretiert. Im allgemeinen urteilt er: „La Bibliothèque n'offre par elle-même d'autre intérêt spécial que celui d'avoir été la propriété d'un grand homme. Plusieurs volumes, il est vrai, sont couverts de notes marginales autographes; mais la plupart de ces notes sont ou trop insignifiantes, ou trop indignes, pour qu'il vaille la paine de les relever. Ce qui est vraiment intéressant dans la bibliothèque de Voltaire, ce sont les manuscrits qui en font partie . . . Ces manuscrits se divisent en deux catégories: la première comprend les pièces relatives à l'histoire de la Russie sous Pierre-le-Grand; la seconde, un grand nombre d'ouvrages et de sujets de composition publiés ou inédits. Les manuscrits de la première catégorie sont renfermés dans cinq portefeuilles reliés en veau, dont deux in-folio et trois in-quarto; ceux de la seconde ne forment pas moins de treize portefeuilles, reliés en maroquin rouge, dont trois in-folio et dix in-quarto".

[2]) Dies ist die frei wiedergegebene Stelle der anmutigen kleinen Dichtung, die ihm mehr als einen Feind gemacht hat: In der Bibliothek des bezaubernden Palastes (des Temple du Goût), sie ist nicht gerade groß, sind beinahe alle Bücher von der Hand der Musen verbessert und zusammen gestrichen. Man sieht da unter anderen Rabelais' Werk auf ein Achtel seines Umfanges vermindert; Marot, der nur eine einzige Schreibart versteht und in gleichem Tone alle Davidpsalmen und Alicens Wunder singt, hat nicht mehr als acht oder zehn Blatt erhalten. Voiture und Sarrazin haben zusammen nicht mehr als sechzig Seiten. Bayles ganzer Geist befindet sich in einem einzigen Bande, wie er selbst zugesteht . . .

[3]) In England verfuhr der berühmte Fox, durchaus in gleicher Absicht, dabei in einer für die Bücher weniger mörderischen Art. Ein geborener Feind der langen Phrasen, der anspruchsvollen Worte, der überflüssigen Epitheta, hatte er es



sich zur Gewohnheit gemacht, zwar nicht die Bände zu zerreißen, aber mit einem Bleistift alle Wendungen und Wörter auszuscheiden, die ihm überflüssig dünkten Dadurch brachte er in ähnlicher Weise dicke Bücher und lange Auseinandersetzungen auf einen geringen Umfang. So ist sein Exemplar der Werke Gibbons berühmt und nach seinem Tode zum Sammlerstück geworden; Lord Lauderdale, der es erwarb, hat gezählt, daß in diesem Exemplar 2398 Redensarten, Stellen und Wörter ausgestrichen sind.

(Die Gewohnheit Voltaires, auf besonderen Zetteln seine Zusätze zu machen, ist auch bei den Handexemplaren seiner eigenen Werke, zum Beispiel denen in der Bibliothek Friedrichs des Großen erhaltenen, erkenntlich. Allerdings dürften hier auch noch andere Gründe sie bestimmt haben. Einmal, daß der Rand nicht ausreichte, sodann, daß er, der von den Abschreibern und Nachdruckern verfolgte, Niederschriften, die der Öffentlichkeit noch vorenthalten werden sollte, erst dann einzufügen wünschte, wenn der Band bereits vom Buchbinder zurückgekommen war.)

[4]) Es ist der Jahrestag der Hinrichtung der unglücklichen Jeanne d'Arc, die 1431 von den Engländern in Rouen verbrannt, 1656 von Chapelain besungen und 1745 von Voltaire verspottet worden ist, drei Geschehnisse, die das Schicksal dieses armen jungen Mädchens wirklich beklagenswert erscheinen lassen.

[5]) Der Marquis de Villette war allerdings dem Schlosse von Ferney nicht ganz und gar ein Fremder, denn er hatte im Jahre 1777 Fräulein de Varicourt geheiratet, die Schülerin und, glaube ich, auch die Verwandte der Madame Denis. Und im Pariser Palaste des Marquis de Villette ist Voltaire gestorben. Er war weiterhin Mitglied der Nationalversammlung und ist in seinem eigenen am Quai Voltaire gelegenen Palaste in Paris am 10. Juli 1793 gestorben. Madame Denis war durch den Tod ihres Onkels sehr wohlhabend geworden, der sie in seinem eigenhändig 1776 geschriebenen Testamente (dessen Nachbildung nebst derjenigen aller auf den Tod Voltaires bezüglichen Urkunden in dem Werke ‚Le dernier Volume des Oeuvres de Voltaire'. Paris, H. Plon: 1862 gegeben wird) sie zur Universalerbin gemacht und ihr außer einem Barvermögen von 400000 Livres 80000 Livres Rente hinterlassen hatte. Seinen beiden Neffen, dem Abbé Mignot und Herrn d'Ornoi, setzte er je 100000 Livres aus. Dazu seien noch einige weitere Testamentsbestimmungen erwähnt, die sicherlich nicht durch Dankbarkeit, Großmut und Sentimentalität ausgezeichnet sind: Vagnière, seinem Sekretär, von dem er sich nicht trennen konnte, den er seinen Freund, seinen Fidus Achates nannte, bestimmt er letzwillig ein für allemal 8000 Livres, nichts für die Frau, nichts für die Kinder des Fidus Achates. Seinem Diener, einem gewissen Lavigne, der dreiunddreißig Jahre in seinen Diensten gestanden hatte, einen Jahreslohn, nichts weiter. Der Barbaras, der treuen Haushälterin langer Jahre, 800 Livres ein für allemal. Einem Herrn Durieu sechs englische Bücher nach freier Wahl in seiner Büchersammlung. Im übrigen keinen roten Heller an irgendwen.

[6]) Als diese Fürstin, die die französischen Schriftsteller denen aller anderen



Länder vorzog, in Erfahrung gebracht hatte, daß Diderot seine (übrigens nicht gerade ausgezeichnete) Bibliothek (2900 Bände) zu verkaufen beabsichtigte, um die Aussteuer seiner Tochter zu beschaffen, ließ sie die Büchersammlung für 50000 Livres für sich erwerben und überließ deren Benutzung weiter dem Philosophen. Ja, sie vermehrte den Kaufpreis um ein Bibliothekarsgehalt oder vielmehr um eine jährliche Pension von 1000 Livres, die Diderot bis zu seinem im Alter von 71 Jahren in Paris am 30. Juli 1784 erfolgten Tode bezogen hat. Diderot ist plötzlich in den Armen seiner einzigen Tochter, Frau Caroillon de Vaudrenille, gestorben, die ihn 40 Jahre überlebt hat, denn sie verstarb 1824. Ein einzigartiger Umstand ist es, daß Diderot bei Tisch verschieden ist, daß zwei seiner Onkel, daß sein Vater und sein Großvater bei Tisch starben. Die Kaiserin von Rußland hatte auch die Bibliothek des Marquis de Galiani gekauft, des Bruders des in Paris so bekannt gewordenen Abbé, die nur etwa 1000 die schönen Künste und die Architektur betreffende Werke enthielt.

[1]) Die Silhouette Voltaires wird, da sie von einem aufmerksamen Beobachter des Philosophen von Ferney herrührt, und von einem Künstler, dem sein Zeichenstift gehorchte, wohl zutreffend, das heißt ähnlich sein. Ob sie als Karikatur, ob sie als Porträtskizze anzusehen ist, bleibt dafür gleichgültig. Denn die Karikatur verzerrt allerdings Bewegungen, Gestalt, Mienen, die wesentlichen Züge bewußt übertreibend; aber auch die Skizze sucht gerade solche Züge zu treffen, sie bisweilen unbewußt verstärkend, um bei der Ausführung eines Bildnisses die Grundlinien der in ihm geschilderten Persönlichkeit aufdecken zu können. So haben Karikaturen und Skizzen aus jenen alten Tagen, in denen noch nicht das Lichtbild aufschrieb, wie die Berühmtheit sich räusperte und wie sie spuckte, einen eigentümlichen Wert. Denn sie zeigen uns den Menschen in seinem natürlichen Auftreten, während die Bildnismalerei oder die Bildnisgriffelkunst immer etwas auf die Apotheose ausging, wie das ja schon in ihrer Bestimmung lag, die gesammelte Persönlichkeit in aller dieser nur möglichen Vollendung zu porträtieren strebte. Eine Anmerkung, die hier keine umfangreiche Untersuchung über Heroenkultur und Karikaturtypisiernng eröffnen sondern lediglich erklären soll, weshalb auch die weiteren Bildnisse, die in diesen Blättern sich der Voltaire-Silhouette anschließen werden, ihr verwandte Porträtskizzen wiedergeben. —



CORNELIS ADRIAENSEN'S PREDIGTENBUCH

Eine Fischart Studie Meusebach's [Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Halle a. S., Max Niemeyer: 1879. Seite 264 f.] beschäftigt sich mit der Cornelischen Büßung und stellt das folgende zusammen: „Ja es war noch auff disen Tag eyn guter heyliger Grawbruder zu Bruck, mit namen Bruder Cornelius der Geyssler, der durch mittel diser heyligen Orenbeicht eyn grosse menig Weiber jres fleysches abzusterben vnd sich zu demütigen, auff folgend weiss zu lehren pflag: Nemlich dass sie zu vollstreckung jrer buss, vnd absolution jrer sünden, Muternackend auff händen und füssen zu jrem Heyl. Beichtvatter krochen. Vnd wann er merckt, dass das fleysch nicht genugsam abgestorben was, so hat er eyn Rut inn der Hand (Randglosse: „O Adams Rut!"), vnd Capitelt sie hinden her damit, biss sie vollkommene buss gewürcket hatten. Dernhalben dann eyn gantz Buch von disem Meydleinfitzer Frater Cornely, sampt seinen Wütigen Nasenschändhurischen Predigen ist aussgegangen: Welchs in kürtze Jesuwalt Pickhart dem Hennengreifenden Frater Nasen, sampt dem Heyligen Brotkorb der Würdigen Heylthums procken wird wissen zu verehren". Binenkorb 1580 Bl. 161. In den Ausgaben [1581 ab und] 1586 Bl. 161 a, 1588 und in allen folgenden s. a. Bl. 176 heißt es in etwas anderer Fassung: „... Derhalben man eyn gantz Buch von diser Bruder Cornelischen neuerfundenen büsung mit Ruten fitzen vnd seinen wütigen Nasenschändhurischen Predigen hat beschriben: welches in kürtze Jesuwalt Pickhart sein ordensbruder dem Hennengreiffenden Frater Nasen, sampt dem Heyligen Brotkorb der würdigen Römischen Heylthumbs procken wird wissen zu verehren". [1579 Bl. X1a fehlt die Angabe der Quelle sowie die Verheißung ihrer Bearbeitung für Nasus noch.]

Den ‚Brotkorb' hat Fischart 1583 [1580] dem Nasus wirklich verehrt, auch den ‚Cornelius'? Ein deutsches Buch „Joh. Fabri Historia von Bruder Cornelio Adrians Sohn von Dordrecht aus Holland, Franciscaner Münch zu Brück in Flandern ... 1613. 8°" wird genannt in folgenden Katalogen: Bibliotheca Salthenii 1751 S. 449, Bibliotheca Solgeriana 1762 III, 195, Supellex libraria J. Conr. Feuerlini 1768, S. 332 (mit der Verweisung auf Vogt S. 345 und Freytag Anal. S. 452) und Bibliotheca Ge. W. Panzeri 1807 III, 284.



Vulpius liefert in seiner Vorzeit III, 2 (Erfurt 1819 8°.) S. 145—152 daraus einen Auszug und gibt S. 150 den genauen Titel mit der Bemerkung: „Das Original dieser Historie von Corn. Adriansen erschien 1569, erlebte — gedruckt zu Amsterdam und Brügg — noch fünf Ausgaben: 1592, 1596, 1607, 1628 und 1640. Der Twede Deel erschien in zwey Ausgaben 1608 und 1639. Clement Biblioth. curieuse I, 54". Von einem Fischartischen Anteil weiss weder Clement noch Vulpius. Nach einer Bemerkung im Literar. Wochenblatte I (Nürnberg 1770), S. 385 ist die deutsche Übersetzung vom Jahre 1613 17 Bogen stark. In der Bibl. Thomasiana, III Sect. II, 127, befand sich: „Historie van Cornelis Adriaensen van Dortrecht, Minrebroeder binnen die Stadt van Brugghe. Delft 1576. 8°."

Die Meusebachschen Notizen über eine eigenartige Predigtsammlung, deren Ruf aber schlimmer ist als ihr Inhalt, verdienen wohl auch dann Beachtung, wenn ihre eigentliche Absicht, eine Bearbeitung dieser Sammlung durch Fischart nachzuweisen, sich nicht verwirklichen konnte, weil Fischart anscheinend seinen Plan nicht zur Ausführung brachte. Denn bereits die Absicht Fischarts oder vielmehr die seiner holländischen Vorbilder, beweist ja, daß das von ihm benannte Buch ihm merkwürdig genug erschienen war, um auch seinerseits an dessen Verbreitung mitwirken zu wollen. Einige genauere Mitteilungen über den Inhalt und den Verfasser des berufenen Werkes, die in der Hauptsache auf H. S. Ashbee's gründlichen Untersuchungen beruhen [Pisanus Fraxi, Centuria librorum absconditorum. London: 1879, S. 213 ff] mögen deshalb die Aufzeichnungen des Berliner Fischartfreundes weiterführen.

Der genaue Titel der ersten Auflage des Werkes lautet: Historie van B. Cornelis Adriaensen vñ Dordrecht, Minrebroeder binnen die Stadt van Brugghe. Inde welcke warachtelick verhaelt wert, de Discipline eñ secrete penitencie of geesselinghe, die hy ghebruycte met zyn Deuotarigen: de welcke veroorsaect hebbē zeer veel wonderlicke Sermoenen, die hy te Brugge gepredict heeft, teghen den Magistraet aldaer, eñ teghen die vier Ledē des lants vñ vlaenderē: Item tegen het vergaderen vande Generale staten, eñ tegen die tsamen gheconfederierde Edel lieden: met noch veel andere gruwelicke blasphemien teghen Godt ende de naturee: Dock veel bloetdorstighe Sermoenē tegē de Caluinisten, Lutherianē eñ Doopers vol leelicke leugenen eñ abominabile woordē. Inhoudende ooc twee vermaen brieuen van STEPHANUS LINDIVS, anden seluen B. Cornelis in Latine gesonden, ende nu ouergheset in Nederlants: met noch sommighe Pasquillien ende Refereynen tusschen de Sermoenen begrepen. Ghedruct int Jaer 1569. [8°. 271 bezifferte Blätter, der 8 unbezifferte Blätter der auf der Rückseite des Titelblattes beginnenden Vorreden vorangehen und 2 unbezifferte Blätter Aen den Christelicken Leser folgen.] Die erste Auflage ist in einer klaren gotischen Schrift wahrscheinlich in Brügge von Pieter de Clerk gedruckt worden. Als ihre Ergänzung ist der zweite Band von 1578, [Nu eerstmael in druck vuytgegeuen] zu betrachten.

Andere Ausgaben erschienen: Delft, Chrétien de Neuter: 1576 [allein der erste Band]; Buyten Noirdwitz: 1578 [Zwei Teile, die Ausgabe ist von den nach



Norwich in England geflüchteten vlämischen Protestanten veranlaßt worden]; (t' Amstelredam. Voor Cornelis Lodowycsz van der Plane. [Zwei Bände, u. 1600?]?); Amsterdam by Cornelis Claesz: 1607 [Zwei Bände, der zweite mit dem Vermerk: Tweeden boeck herdruckt by Albert Bouwmeester 1608, der erste Band mit einer Holzschnitttitelvignette]; (Amsterdam: 1614?); Gedruckt 't jaer 1628. [Zwei Bände, 384 und 494 Seiten, Druckvermerk des zweiten Bandes: Tot Deventer By Coenraet Thomassen Boeckdrucker 1639", Gestochene Titelblätter.]; Na de Copie van Brugge. t' Amsterdam, By Abraham Boekholt, Boekverkooper op de Beurssluys. 1698 [Zwei Bände, 384 und 494 Seiten, gedruckte und gestochene Titelblätter]; Na de Copie van Brugge. t' Amsterdam, By Samuel Schoonwald en Christiaan Petzold: 1714 [Zwei Bände, 384 und 494 Seiten, gedruckte und gestochene Titel].

Der zweite Band der beschriebenen Ausgaben enthält den zweiten Teil von Adriaensens Predigten, zwischen denen seine Disputationen mit Jacob Rore und Herman Vleckwyck stehen und denen eine kurze Vorrede von Justus van Vredendael vorangeht.

Die Historie von B. Cornelis Adriaensen (geboren in Dordrecht 1521, Franciscanermönch seit 1548, gestorben am 13. Juli 1581 in Brügge) berichtet über den Ursprung und den Beginn seines späterhin von Voetius als disciplina gymnopygica Corneliana bezeichneten) Flagellationssystems in Brügge, über die von ihm angewendeten Mittel, seine Büßerinnen zu bedingungslosem Gehorsam zu bringen und sie zu veranlassen, sich selbst zu entkleiden, um ihre Züchtigung zu empfangen, wie die Öffentlichkeit und der Magistrat von seinem geheimen Treiben 1563 durch eine Liesbeth Mars unterrichtet worden und wie er durch ein Verhör von dem Magistrat eines unsittlichen Lebenswandels überführt, auf Befehl des Bischoffs 1563 in ein Kloster zu Ypern verbannt wurde, das er nach drei Jahren verließ, um gegen den Willen seiner Oberen nach Brügge zurückzukehren, wo er in der Kirche ‚Saint Sauveur' gegen den Magistrat predigte. Dem Bericht schließt sich eine Analyse von Adriaensens Predigten gegen die Calvinisten und gegen die Lauheit der Stadtverwaltungen in ihrer Verfolgung an.

Die Predigten sind in flämischer Umgangssprache geschrieben, heftig und mit starken Ausdrücken untermischt, aber keineswegs so ‚frei' wie diejenigen mancher seiner Zeitgenossen, allerdings auch nicht mit lateinischen Redeteilen vermischt. Wobei man sich, um Adriaensen nicht Unrecht zu tun, auch noch vergegenwärtigen muß, daß in seinem Streit mit dem Magistrat in Brügge kein schlimmerer Vorwurf gegen ihn erhoben wird als der, er habe die Büßerinnen gezwungen sich vor ihm zu entkleiden, um ihre Züchtigung zu empfangen. Eine Praxis, die die Sanktion der Römischen Kirche hatte. Verschiedene und darunter manche noch jetzt bekannte Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen haben mit Achtung von ihm gesprochen. Diejenigen seiner Gegner, die ihn am heftigsten angriffen, P. Marnix [De Bijenkorf, im Kapitel über die Beichte, Fischarts Quelle] und Emanuel van Meteren [in der erst lateinisch geschriebenen, dann vom Verfasser selbst ins

Vlämische übertragenen Geschichte der Niederlande] haben ihm ebenfalls keine andere ‚unzüchtige Handlung' nachweisen können außer der eben erwähnten.

Aber sie waren die Quelle, aus denen P. Bayle [Dictionnaire], der Abbe Boileau [Histoire des Flagellants], Delome [History of the Flagellants] ihre Nachrichten über Adriaensen zogen, die ihn allmählich in den Begründer eines Geheimordens der Büßerinnen, den es vermutlich garnicht gegeben hat, verwandelten. So sind die Predigten eines fanatischen Mönches, in denen sich sehr viel mehr politische Ausfälle gegen die Fürsten und Magistrate, die nicht den Protestantismus unterdrücken wollten, als religiöse Betrachtungen finden, im Schriftenstreit der Katholiken mit den Calvinisten und anderen Ketzern allmählich ein berühmtes Skandalbuch geworden, eine Werkgeschichte, die lehrreich ist.

Die Frage, ob Adriaensen der Verfasser der unter seinem Namen veröffentlichten Predigten war, ist streitig. Borluut de Noortdonck hält Hubert Goltzius und insbesondere Jean de Casteele oder Castelius, der sich unter dem Decknamen des Stephanus Lindius verborgen habe, für die Autoren. Sollte diese Ansicht zutreffen, so würde das Buch in die Gruppe jener Streitschriften aus der Zeit der Reformation und Gegenreformation gehören, in der die Epistolae obscurorum virorum am berühmtesten geworden sind.

Am Ende sei auch noch der vollständige Titel der deutschen Übertragung wiedergegeben, auf die sich Meusebach in seiner Notiz bezieht: HISTORIA VOn Bruder Cornelio Adrians Sohn von Dortrecht auß Holland, Franciscaner Münch zu Brugk in Flandern. In welchem wahrhafftig erzehlet wird die Disciplin vnnd geheime Buß, so er mit seinen Andechtigen Frawen, vnd Jungfrawen gebraucht hat: Durch welche hernach viel seltzame hierinnen auch begriffene Predigten, die er in gemelter Stadt Brugk öffentlich gehalten, verursacht sein worden. Erstlich in Flandrischer Sprach beschrieben durch Christian Neuter, seinen langezeit gewesenen Zuhörer: Nun aber auf Hochteutsch mit sondern fleiß verdolmetschet vnnd den gutherzigen Leser zugefallen in Druck verfertigt. Durch IOHANNEM FABRUM zu Leipzigk. Gedruckt bey Peter Schmidt, Im Jahr, M. DC. XIII. [7 Bll., 152 Bll.] 8°.



MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

Die tschechische Bibliophilenbewegung. Die bedeutende Entwicklung, welche die bibliophile Arbeit im tschechischen Volke, namentlich während der letzten Jahre genommen hat, ist in den deutschen bibliophilen Kreisen so ziemlich unbeachtet geblieben. Es ist dies auch kein Wunder, da es den Deutschen die sehr schwer zu erlernende tschechische Sprache verwehrt, sich auf dem Gebiete der modernen Bücherliebhaberei bei dem tschechischen Volke näher umzusehen.

Schon lange vor dem Beginne einer eigentlichen bibliophilen Bewegung in den ehemals österreichischen Provinzen Böhmen, Mähren und Schlesien, also noch vor dem Erscheinen der bisher einzigen tschechischen bibliophilen Zeitschrift und vor der Gründung des großen tschechischen bibliophilen Vereins sind schon einzelne sehr bedeutende bibliophile Veröffentlichungen auf dem tschechischen Büchermarkte aufgetaucht. Wir wollen hier nur eine, wohl die bedeutendste dieser Erscheinungen, herausgreifen, das prachtvoll ausgestattete Werk des verstorbenen Pfarrers der Königlichen Weinberge, einer volksreichen Schwesterstadt Prags, Ferdinand Lehner, das schon im Jahre 1902 unter dem Titel „Eine tschechische Malerschule des 11. Jahrhunderts", selbstverständlich in tschechischer Sprache herausgegeben, jedoch in tschechischen Fachkreisen rücksichtlich seiner wissenschaftlichen Resultate allgemein scharf abgelehnt wurde. Allein für den Bibliophilen hat das Buch trotz dieser allgemeinen Ablehnung ein großes Interesse, es ist auf prachtvollem Papier geradezu verschwenderisch gedruckt, die beigegebenen Abbildungen sind eine genaue farbige Nachbildung des in dem berühmten Vyšehrader Kodex der Prager Universitäts-Bibliothek enthaltenen reichen Bilderschmuckes. ● Der Vyšehrader Kodex, dessen romanische Bilder den Bibliophilen natürlicherweise weit mehr interessieren, als der beigegebene Text Lehners, war lange Jahrhunderte hindurch, von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts an bis zum Jahre 1728, im Besitze des Domkapitels auf dem Berge Vyšehard bei Prag, kam in letzterem Jahre in den Besitz der Bibliothek des fürsterzbischöflichen Priesterseminars in Prag und erst später in jenen der dortigen Universitäts-Bibliothek. Die ungemein kostbare Handschrift fällt schon beim ersten Anblicke durch ihren uralten, byzantinische Einflüsse zeigenden Einband auf. Die beiden Holzdeckel des Manuskripts sind nämlich mit einem mit kostbarer byzantinischer farbiger Stickerei bedeckten Leinwandstücke überzogen, das allerdings nur schlecht erhalten ist, aber in dieser seiner mangelhaften Erhaltung einen der ältesten, überhaupt erhaltenen Reste der mittelalterlichen Textilindustrie darstellt. Der Überzug des zweiten Buchdeckels der Handschrift ist übrigens besser erhalten und stellt den mit der Mandorla geschmückten, auf einem Thronsessel sitzenden und die Welt segnenden Christus in noch teilweise gut erhaltener Goldstickerei dar. Ist schon dieser Deckelüberzug von immensem Werte, so erhöht sich dieser Wert noch

zweifellos durch den reichen Bilderschmuck der Handschrift, welche eigentlich ein Meßbuch war und als solches die Meßperikopen aus den Evangelien enthält. Der handschriftliche Text ist in Kapitalschrift geschrieben, und zwar erscheinen die Buchstaben in schwarzer, und nur fünf Meßperikopentexte mit goldener Farbe niedergeschrieben. Der Text ist mit 105 prachtvollen farbigen Initialen und mit einer größeren Anzahl von Bildern geschmückt, welche zuerst die Abbildungen der vier eifrig schreibenden Evangelisten, dann den aus 53 Bildern von Urvätern bestehenden Stammbaum Christi und schließlich die Lebens- und Leidensgeschichte des Erlösers illustrieren sollen. Unter den großen Initialen ist die erste, die ganze Seite einnehmende L-Initiale die schönste; die kleinere Wenzelinitiale, als eine der wenigen erhaltenen figuralen Initialen, die interessanteste. In der Mitte dieser letzteren Initiale, welche die Meßperikope am Wenzelfeste einleitet, erscheint das Bild des heiligen Königs; am Rande des Pergamentblattes sind, um ja keinen Zweifel zu lassen, noch die Worte: „S. Wenceslaus rex" beigesetzt. Der eigentliche Bilderkreis des Kodex umfaßt auf 26 Seiten 33 Bilder, die mit der Geburt Christi beginnen und mit der Sendung des heiligen Geistes abschließen. Die Bilder gehören der romanischen Zeit der Malerei an und zeigen wohl einen einheitlichen Stil, doch eine nur wenig gelungene Nachahmung der Natur. Die dargestellten Häuser, Kirchen, Altäre und Wohnungseinrichtungen zeigen den reinen byzantinischen Stil. Die dargestellten Naturgegenstände zeigen noch wenig Natursinn und Naturkenntnis, die menschlichen Gesichter erscheinen ebenso ausdruckslos, wie unnatürlich; nur auf dem die Auferstehung der Toten schildernden Bilde zeigen die Gesichter der Toten mancherlei charakteristische Züge, welche ein Streben des Malers nach Charakterisierung und Differenzierung seiner Gestalten zeigen.

Dem kostbaren Nachdruck des Vyšehrader Kodex mit seinem reichen malerischen Schmuck hat nun der Herausgeber seine wissenschaftlichen Erläuterungen vorangestellt, die auch mir, wie bereits erwähnt wurde, ganz verfehlt zu sein scheinen. Lehner läßt sich durch einzelne an der Handschrift gemachte, ganz richtige Beobachtungen dazu verleiten, viel zu weitgehende. und deshalb schiefe Schlüsse zu ziehen. Er hat in rastloser Arbeit noch drei weitere Handschriften, welche aus derselben Zeit stammen und dieselben charakteristischen Merkmale an sich tragen, wie der Vyšehrader Kodex aufgestöbert, die sich derzeit in der Bibliothek des St. Veiter Domkapitels auf dem Hradschin in Prag, im Museum des Fürsten Czartoryski in Krakau und in der erzbischöflichen Dombibliothek in Gnesen befinden. Der Vyšehrader Codex, besitzt einen reicheren Bilderschmuck, als diese drei weiteren, angeblich von derselben Malerschule hergestellten Handschriften, nur zeigen diese letzteren allein den Perikopentext durchweg mit goldenen Buchstaben hergestellt. Wie weit der Bilderschmuck des Vyšehrader Kodex den der drei verwandten anderen Kodices übertrifft, mag man daraus ersehen, daß die Krakauer Handschrift nur fünf, die St. Veiter 91, die Gnesener Handschrift 92 und der Vyšehrader Kodex 105 Initialen aufweist. Die Krakauer Handschrift enthält nur

einen Teil des Perikopentextes, und nur die erste Hälfte der Bilder des Vyšehrader Kodex, während der Gnesener die 2. Hälfte dieses Bilderzyklus bietet. Der künstlerische Stil ist in allen vier Handschriften zweifellos ganz einheitlich, die Malertechnik ist ein und dieselbe, in allen werden dieselben Symbole verwendet, wird Gott Vater durch eine aus den Wolken hervorgestreckte, segnende Hand, Christus durch den Kreuznimbus auf dem Haupte dargestellt.

Da mag nun Lehner, ob mit Berechtigung oder nicht, immerhin frohgemut eine im 11. Jahrhundert blühende tschechische Malerschule statuieren, deren Arbeiten eben teilweise in den angeführten vier Handschriften erhalten sind. Viel schwieriger wird es jedoch für uns, Lehner zu folgen, wenn er, weiter schließend, den Vyšehrader Kodex zum Krönungsevangeliar der böhmischen Könige stempelt. Weil nämlich in diesem Kodex die Perikopentexte nur zu den höchsten Feiertagen und zum Meßevangelium „in die ordinationis regis" mit goldenen Lettern geschrieben sind, so schließt er frischweg, daß dieses letztere Evangelium nur deshalb so reich ausgestattet wurde, weil der neugewählte König auf dieses Blatt seine Schwurfinger haltend, den Krönungseid zu leisten hatte. Und da nun nach Cosmas in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, aus welcher nach dem ganzen Stilcharakter der Handschrift dieselbe stammen muß, nur eine einzige Königskrönung in Böhmen, und zwar am 15. Juni 1086, stattfand, an welchem Tage der Erzbischof von Trier Egilbert Wratislaw zum Könige krönte, während die nächste derartige Krönung erst wieder im Jahre 1158 stattfand, so muß der Vyšehrader Codex partout bei der Krönung dieses Wladislaw als Krönungsevangeliar gedient haben. Das sind kühne, sehr kühne Schlußfolgerungen, denen wir ebensowenig folgen können, wie den weiteren Ausführungen. Lehner sucht in denselben die Frage zu beantworten, wer denn der hervorragende Künstler war, welcher den Bilderzyklus des Vyšehrader Kodex geschaffen hat. Da ist Lehner sofort wieder mit neuen unbeweisbaren Konjekturen zur Hand. Das größte und wegen seiner künstlerischen Erzeugnisse berühmteste Kloster in Böhmen war das große, heute längst verschwundene Benediktinerkloster an der Sazawa, einem südlich von Prag in die Moldau mündenden Nebenflüßchen. In diesem Kloster galt der Mönch Božetěch, der nach dem Ableben seines Abtes der Nachfolger desselben in der Leitung des Klosters wurde, als der begabteste und fleißigste Maler, wie uns ebenfalls der schon angeführte Chronist Cosmas berichtet. König Wladislaw galt als besonderer Gönner dieses Klosters, also war Abt Božetěch sein Freund und selbstverständlich auch jener Künstler, welcher in des Königs Auftrag den malerischen Schmuck des Kodex ausführte. Auch die anderen drei Kodices dieser selben Malerschule hat der fleißige Abt illustriert und die beiden heute in Gnesen und Krakau, also in polnischem Besitz befindlichen Handschriften sind ohne Zweifel durch Wratislawa, die Gattin des polnischen Königs Wladyslaw Hermann, nach Polen gekommen. So konjiziert Lehner hurtig weiter! ● Aber von diesen unbegründeten Theorien Lehners abgesehen, ist seine Publikation ein wirkliches Prachtstück, ein echt bibliophiles Werk,

dessen Kosten sehr hoch sein mußten. Wie Lehner selbst in der Einleitung zu seinem Werk mitteilt, wurde die Publikation nur durch die werktätige Unterstützung der Stadt Prag, welche 6000 K beisteuerte, der tschechischen Akademie, welche 2000 K hergab und der Schwesterstädte Prags, Kön. Weinberge mit 2000 K, Karolinental mit 4000 K und Smichow mit 2800 K überhaupt ermöglicht. Die Tschechen hatten überhaupt seit jeher für nationale und künstlerische Zwecke eine offene Hand und so fand Lehner mit seinen Bestrebungen überall die beste Aufnahme. Erst im Jahre 1908, also sechs Jahre nach dem Erscheinen des eben ausführlich besprochenen Werkes, erfolgte die Gründung des Spolek cělských bibliofilů, des Vereins der tschechischen Bibliophilen, und erst seit 1917 erscheint die einzige tschechische bibliophile Zeitschrift, der Knichomil, der Bücherfreund. Der Verein gibt seit 1908 eine große Sammlung von slavischen literarischen Erzeugnissen unter dem Titel: Knihy spolku bibliofilů, Bücher des Vereins der Bibliophilen, heraus. Diese apart und ganz modern ausgestattete Sammlung enthält u. a. ein Gedenkbuch an Prag aus dem Jahre 1913, Praga caput regni betitelt, ein Gedenkbuch an den großen Reformator Johann Hus, Ausgaben von Werken Komenskys, Puschkins und des im Vorjahre verstorbenen jungen Prager tschechischen Lyrikers und Bibliotheksbeamten Ottokar Theer, der sich mit einem „Faëthon" auch im Drama erfolgreich versucht hat u. a. Die Zeitschrift, welche von dem Hauptverleger der tschechischen Bibliophilie, dem Buchbinder Ludwig Bradáč in den Kön. Weinbergen verlegt wird, gibt in ganz schmuckloser Aufmachung ein gutes Bild der ganzen tschechischen bibliophilen Bewegung. Neben Originalgedichten von Baudelaire, Verlaine, Puschkin und tschechischen Lyrikern, neben allerlei Berichten und Kritiken enthält dieselbe gute bibliophile Aufsätze, die teilweise auch von bekannten Gelehrten, wie dem Privatdozenten an der Prager tschechischen Universität, Arne Novák, dem Statthalterei-Archivdirektor Miloš Klicman u. a., herrühren. Doch auch außerhalb des Vereins der tschechischen Bibliophilen erscheinen zahlreiche bibliophile Büchersammlungen, die meist Erzeugnisse der neuesten tschechischen Literatur in kostbarer Ausstattung enthalten. Aber auch anderssprachige literarische und literarhistorische Werke erscheinen in solchen tschechischen bibliophilen Sammlungen, von denen als die bedeutendste neben den Knihy spolku bibliofilů die Edice krasných keih, die „Ausgabe prachtvoller Bücher" zu bezeichnen ist, in welcher Werke von Heine, Wilde u. a. erschienen sind. ● Dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes lag es nur daran, zu zeigen, wie umfangreich die Zahl der tschechischen bibliophilen Veröffentlichungen in den letzten Jahren geworden ist. Daß in den Kriegsjahren die ganze Bewegung etwas in den Hintergrund getreten ist, darf ja nicht Wunder nehmen, ist es ja doch zweifellos, daß dieselbe diesen selbstverständlichen Rückschlag bald überwunden haben wird. Der rührige Eifer des Verlegers Bradáč ist Gewähr für diesen bald zu erwartenden neuerlichen Aufschwung der jungen, kraftvollen Bewegung.

Richard Kukula.



Daß die bibliographische Kasuistik keineswegs eine ausgeklügelte Theorie ist, sondern ihre Bestätigung immer von neuem durch Bücherschicksale findet, zeigt der Diebstahl der Kupferplatten von Max Slevogts Radierwerk zu Mozarts ‚Zauberflöte', Der Dieb hat, im Oktober 1919, acht Platten beim Drucker gestohlen und dann beim Altwarenhändler für den Kupferwert, 6 Mark für die Platte, verkauft. Die Platten gelten als verloren, vorläufig wenigstens, und das fertige Werk ist vor seiner Drucklegung zerstört worden. Vorhanden sind nur die gerade ausgestellt gewesenen fertigen Probedrucke, so daß immerhin eine fertige erste Auflage vorhanden ist. Die Probedrucke werden jetzt für eine zweite Auflage, die die geplante erste ersetzt, photomechanisch vervielfältigt, so daß die veröffentlichte erste Auflage nicht mehr den ursprünglichen Wert der eigentlichen ersten Auflage hat. Wenn aber die Platten wiedergefunden werden und auch in ihrer Frische nicht gelitten haben sollten, bleibt trotzdem die veröffentlichte erste Auflage, soweit sie von den nicht gestohlenen Platten gedruckt ist, mit diesen Radierungen erste Auflage und die Drucke der gestohlen gewesenen acht Platten könnten sie zwar ergänzen, aber nicht mehr eine selbständige erste Auflage bilden, da ja die ersten Drucke der anderen Platten bereits hergestellt und veröffentlicht wurden. Absichtlich ist dieses Beispiel, das als einen bibliographischen Rattenkönig sich weiter auszudenken der Bibliophilenphantasie überlassen bleibe, hier vermerkt worden. Denn es ist ja keineswegs einzigartig und ähnliche bibliographische Verhältnisse oder Verwirrungen bestehen für eine ganze Reihe anderer berühmter Bilderwerke, es sei nur an die Bücher des Kaisers Maximilian I. oder an die Folgen Goyascher Radierungen erinnert.

Die Reformationsbibliographie entbehrte bisher eines eigenen Handbuches, das als Mittelpunkt der ihr gewidmeten Forscher- und Sammlerarbeit gelten konnte. Ein Mangel, der um so stärker empfunden werden mußte, als einerseits die Beschaffung der hierher gehörigen bibliographischen Spezialliteratur oft ohnehin schwierig ist, andererseits aber gerade die Reformationsschriften infolge der zahlreichen Doppeldruckausgaben, Nachdruckausgaben usw. bibliographisch genaue Feststellungen häufig nur auf der Grundlage umfangreicher Druck- und Textvergleichungen zulassen. Die Bereitstellung erheblicher Mittel zur Förderung der Reformationsgeschichte, die der Preußische Landtag bewilligt hat, ermöglicht nun auch die Inangriffnahme einer wissenschaftlichen Bücherkunde des gedruckten und handschriftlichen Schrifttums der Reformation und Gegenreformation. Abgesehen von der Unterstützung der bereits bestehenden gelehrten Gesellschaften des ‚Vereins für Reformationsgeschichte' und der ‚Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum' ist jetzt die Begründung einer besonderen ‚Kommission für die Geschichte der Reformation und Gegenreformation' durchgeführt worden, die katholische und protestantische Forscher zu ihren Mitarbeitern zählt und die zunächst, neben einer Ausgabe der Humanistenbriefe und einer großen Biographie der Reformatoren und ihrer Gegner die Reformationsbibliographie in

Angriff genommen hat. Diese soll nicht auf eine Beschreibung der älteren Drucke und Handschriften beschränkt bleiben, sondern auch die Literatur über die kirchlichen Bewegungen in Deutschland in der Zeit von 1500—1585 verzeichnen. Von der Aufnahme der Bestände der in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Reformationsliteratur ausgehend, werden allmählich auch diejenigen der anderen über Reformationsliteratur verfügenden Sammlungen in die Aufnahme einbezogen und damit Unterlagen geschaffen werden, die einen nach allen Seiten sicheren Ausbau der Bibliographie gestatten. Dabei dürften dann manche bisher nicht recht gewürdigte oder übersehene Einzelheiten bekannt werden und, an der richtigen Stelle verzeichnet, nicht wieder verloren gehen. So sollen die Einblattdrucke des sechzehnten Jahrhunderts systematisch überprüft werden, die druck-, kunst-, lebensgeschichtlichen Beziehungen sollen aufgeklärt werden, die Exemplareigentümlichkeiten (eingeklebte Blätter, Eintragungen, Einbände mit religiösen Verzierungen) sollen untersucht werden. Das alles läßt sich natürlich nur in jahrelanger angestrengter Tätigkeit leisten und das Erscheinen der Reformationsbibliographie ist vorläufig nur eine Hoffnung, aber doch eine Hoffnung, deren Erfüllung einigermaßen gesichert scheint. Zudem wird das Anwachsen der Aufnahmen Auskünfte aus ihnen gestatten und also noch vor der Drucklegung der Reformationsbibliographie der Forderung zugute kommen können.

ANZEIGEN

Aarbog for Bogvenner. Udgivet af Svend Dahl. Tredie Aargang. København, V. Pios Boghandel, Poul Branner: 1919. 8, 280 (284) S. 4°.

Der dritte Band dieses Jahrbuches ist gleich seinen Vorgängern vorzüglich gelungen, er hat, bei sonst gleicher Ausstattung, seinen Bilderschmuck und seinen Inhaltsumfang noch vermehrt und beweist damit das gesunde Wachstum eines lebenskräftigen Unternehmens, dessen nicht verschwenderische aber vornehme Weise das beste Zeugnis ablegt für den gediegenen Gehalt der Bibliophilie in Dänemark, die in den letzten Jahren dort auch mit ihren äußerlichen Erkennungszeichen, begünstigt durch die für einen im Weltkriege neutralen Staat günstigen Zeitumstände, eine sie verbreiternde Entwicklung genommen hat. Die Reihe der Beiträge eröffnet eine bibliosophische Plauderei von Einar Christiansen, der sich eine Abhandlung von Johannes Dam über Petrarca und die Bücher anschließt. Dann folgt Robert L. Hansens anekdotenreiche, auf das bekannte Werk von Octave Uzanne zurückgreifende, für die Bibliophiliegeschichte interessante Darstellung des Lebens und Treibens an den Pariser Bücherkais im Wandel der Zeiten und ein Essai von



J. Christian Bay über Büchersammler und Büchersammlungen in den Vereinigten Staaten von Amerika, der auf eigener Sachkunde beruht und schon deshalb einen besonderen Hinweis verdient, weil die amerikanische Reportergeschwätzigkeit, die gern von den europäischen Zeitungen aufgenommen wird, nicht gerade zu richtigen Vorstellungen über die berühmten amerikanischen Privatbibliotheken beiträgt. Auch die Bilder dieses Aufsatzes werden die europäischen Bibliophilen erfreuen, und sie wenigstens in effigie, wofern ihnen die persönliche Anschauung versagt blieb, etwa durch die Skizze von Mr. John Pierpont Morgans Büchertempel und das Bildnis von Mr. Henry E. Huntington, daran erinnern, daß die ‚großen' Bibliophilen jetzt in den Vereinigten Staaten leben. (Nebenbei gesagt, auch Mr. John Pierpont Morgan war sehr viel mehr Bibliophile, als man gemeinhin dem Geldfürsten zutrauen möchte, und er zeigte sogar recht deutlich die Züge eines Bibliotaphen, eine Eigenschaft, die er weit weniger für seine anderen Sammlungen bewies. Und für einen Mann mit Mr. Henry E. Huntingtons Mitteln, der zudem über eine wissenschaftlich organisierte Bibliotheksverwaltung verfügt, ist seine Sonderart des Sammelns durch Bibliothekaufkauf die billigste und zweckmäßigste. Wobei schließlich auch nicht die Absicht seines Sammlerehrgeizes übersehen werden sollte, seinem Lande eine Bibliothek zu stiften, die für die alten Ausgaben der Weltliteratur den Vergleich mit den jahrhundertelang ausgebauten großen europäischen Bibliotheken wagen will. Erschöpfend ist der kleine Aufsatz natürlich nicht, denn es ist nicht leicht, sich genau über die amerikanischen Privatbibliotheken zu unterrichten, weil die bedeutenden amerikanischen Büchersammler sehr exklusiv und mit ihren kostbaren Privatdrucken sehr sparsam sind. Gustav Philipsen schrieb den Umriß einer Geschichte des angesehenen Philipsenschen Verlages und lieferte damit auch einen schätzenswerten Beitrag zur dänischen Geistes- und Schrifttumsgeschichte, der Herausgeber mit gründlicher Ausführlichkeit über zwei berühmte Bücherdiebe (den spanischen Buchhändler Don Vincente und den italienischen Mathematiker Libri). H. O. Lange setzte seine dankenswerten Biographien dänischer Büchersammler mit der Lebens- und Sammlungsbeschreibung Bolle Willum Luxdorphs fort. Den Band beschließen, wie in den früheren Jahrgängen, Herman Lynges Bericht über die dänischen Bücherversteigerungen des Jahres 1918 und derjenige des Herausgebers über die öffentlichen Bibliotheken Dänemarks in den Jahren 1918—1919. H. S. Hendriksen gibt vorher noch eine mit zahlreichen Proben erläuterte Übersicht der dänischen Brotschriften im letztverflossenen Halbjahrhundert und repräsentiert das Buchgewerbe Dänemarks, das durch die Ausführungen der Bibliophiliechronik, als welche das Jahrbuch erscheint, ein neues Beispiel seiner Leistungsfähigkeit gegeben hat.

Forsøg til en Ordbog for Bogsamlere af Svend Dahl. København, V. Pios Boghandel, Poul Branner: 1919. 122 (132) S. 8⁰.





Das bequeme Hand- und Hilfsbüchlein wird auch nichtdänischen Benutzern besonders dann willkommen sein, wenn es sich um die Aufklärung eines dänischen Fachausdruckes handelt, zumal die üblichen Wörterbücher hier oft überhaupt im Stiche lassen oder ungenaue Angaben machen. Da der Herr Verfasser seinen Vorgängern gegenüber die selbständige Stellung wahrt, kann seine dankenswerte Zusammenstellung bei Vergleichen mit diesen weiterhin nützlich werden. Hervorzuheben sind die Abbildungen, die die Benennungen der Bucheinbandteile und die Buchseiteneinteilung erläutern, wie denn überhaupt die Ausstattung des Bändchens, die geschickt unangebrachte Übertreibungen vermeidet, als ein geschmackvolles Muster für ähnliche Arbeiten zu rühmen ist. Den Bemerkungen der Vorrede über die Antiquariatskatalog-Praxis bei den Angaben über die Erhaltung der angebotenen Bücher ist durchaus beizustimmen. Im allgemeinen dürfte man indessen die Ansicht als zutreffend bestätigt finden, daß die französischen Antiquare die meiste Sorgfalt in den Bemerkungen über die Erhaltung eines Exemplares beweisen und einigen Wert darauf legen, geringwertigere Buchware in ihre Preislisten nicht aufzunehmen. Darin sind Deutsche und Engländer erheblich sorgloser.

Weltbibliographie und Einheitskatalog von Wilhelm Ermann. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder: 1919. 18 S. 8⁰.

Der Herr Verfasser entwickelt in seiner Flugschrift einen von ihm schon früher einmal zur Erörterung gestellten Plan der Organisation einer Weltbibliographie auf der Grundlage der von den öffentlichen Bibliotheken durchgeführten Katalogisierungsarbeiten und ihrer Beendigung und Fortsetzung in einer Drucklegung solcher Kataloge. Die Begründung, die in der kleinen Schrift für ihre Forderungen gegeben wird, verdient eine allseitige Prüfung und Überlegung der Ausführbarkeit dieses Planes. Darüber, daß seine Verwirklichung sehr viele Wünsche, die bisher von den Forschern und Sammlern vergeblich erhoben wurden, befriedigen könnte, dürften keine Zweifel bestehen und die Verbindung von Generalkatalog und Weltbibliographie, wie sie hier vorgezeichnet ist, wäre eine wissenschaftliche Großtat. Auch die Nutzanwendung der in dieser Werbeschrift gemachten Vorschläge auf die Privatbibliothek ist leicht gegeben. Allgemeine nach Fächern geordnete Handbücher, die gleichzeitig einen festen Anhalt für Numerierung und System geben, müßten, auf absehbare Zeit wenigstens, den Sammlern sehr willkommen sein. Und die Möglichkeit, Zetteldrucke für ihre älteren Bestände erhalten zu können, dürfte für Privatbibliotheken ebenfalls recht erfreulich sein. Ein einheitliches, einziges Nachschlagewerk, das das Rohmaterial zusammenstellt, könnte die Einzeluntersuchungen auf dem Gebiete der angewandten Bücherkunde erheblich fördern und die jetzt noch vielfach notwendigen Wiederholungen bei bibliographisch-kritischen Untersuchungen sparen. Alles in allem, die Vorzüge des Planes sind nicht von der Hand zu weisen, aber seine Ausgestaltung wird doch wohl



erst noch eine genauere bibliothekswissenschaftliche Prüfung vorzunehmen haben. Schließlich sei auch noch darauf verwiesen, daß sich aus der Lektüre der Schrift mancherlei praktische Anregungen für die Organisation der Privatbibliothek ergeben können, so daß sie allen Büchersammlern zu empfehlen ist.

Wegweiser durch Hamburgs Büchersammlungen. Von Philipp Thorn. Hamburg, Meißner: 1919. 23 S. 8⁰.

Der Frankfurter Markt oder die Frankfurter Messe (Francofordiense Emporium). Von Henricus Stephanus (Henri Estienne). Im Auftrage der Städtischen Historischen Kommission in deutscher Übersetzung herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. Mit 13 Abbildungen und dem Marktschiff-Gedicht vom Jahre 1596 als Anhang. (Verfasser: Marx Mangold.) Frankfurt a. M., Diesterweg: 1919. 83 S. 8⁰.

Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek (1818 bis 1901) von Wilhelm Erman. Halle, Karras: 1919. XII, 299 S. 8⁰. (Sammlung bibliothekwissenschaftlicher Arbeiten 37/38.)

Cornell University Library. Catalogue of runic literature forming a part of the Icelandic collection bequeathed by Willard Fiske. Compited by Halldór Hermannsson. Oxford, University Press: 1918. VIII, 105 S. 4⁰.

Stendhal-Tagebuch in Braunschweig. Musarion-Verlag, München: 1919. 97 (100) S. 8⁰. 1 Bildtafel.

In den Aufzeichnungen, die Henry Beyle in seinen Braunschweiger Jahren (1806—1808) niederschrieb, vermerkte er einmal, daß er dieses Tagebuch nach seinem Tode vernichtet wünsche. Die Erfüllung seines Wunsches blieb dem Zufall anheimgestellt, der wenigstens ein Bruchstück erhalten hat, das nun, da es in der endgültigen französischen Gesamtausgabe von Stendhals Werken, die bei Champion in Paris erscheint, bisher nicht veröffentlicht worden ist, zum ersten Male in der deutschen Übersetzung bekannt gemacht wird. Es ist unnötig zu sagen, daß der Leser, dem jede Zeile dieses eigenartigen Geistes merkwürdig sein wird, begierig auch die Bekenntnisse des jungen Beyle über sich und die anderen kennen lernen möchte und der deutsche Leser wird um so interessierter zu diesen Blättern greifen, als sie, schon ausgezeichnet durch den psychologischen Scharfsinn und

die anderen Vorzüge des großen Schriftstellers, die Bemerkungen und Beobachtungen enthalten, in denen der jugendliche Franzose sich seine Stellung zu deutschen Sitten und deutschem Wesen sucht. Insofern ist das wichtige literarhistorische Dokument mit allen hier durch die Art seiner Entstehung gebotenen Einschränkungen auch ein beachtenswerter Autokommentar zu Beyles andern Aussprüchen über Deutsche und Deutschland. Das wird besonders deutlich in den Anmerkungen Beyles über das deutsche Schrifttum, wie er es damals kennen lernte, die sich in seiner Art sogleich zu vergleichenden Betrachtungen ausdehnen und zu Urteilen verdichten, in die er das allgemein menschliche eines Sonderfalles zu fassen strebt. Was er etwa über die Begegnung Goethes mit Napoleon sich notiert oder über die nationalen Eigentümlichkeiten in den Büchern, die ihm auf den Gedanken einer vergleichenden Ideengeschichte des Schrifttums bringt, könnte anregend für die literaturwissenschaftliche Behandlung ähnlicher Fragen werden. Geistreiche Einfälle finden sich beinahe auf jeder Seite, abgeleitet aus den verschiedenartigsten Erfahrungen und Geschehnissen. Doch mehr noch als dergleichen Einzelheiten ist es das ganze Tagebuch, soweit es vorliegt, das die Lektüre lohnt, weil das biographische Element wie bei allen ausgeprägten individualistischen Charakteren untrennbar mit Beyles Werk verbunden ist. Die Ausstattung des Buches vermittelt das Vergnügen, mit dem jungen Beyle in seinen deutschen Jahren zusammen zu sein, in ansprechender Weise. Beyle hat sich auch, worüber er genau berichtet, in das Brockenstammbuch eingetragen. Eine Eintragung, die anscheinend bisher unbeachtet war, die aber aufzufinden keine allzu große Mühe verursachen würde.

Shakespeares Mädchen und Frauen. Mit Erläuterungen von H(einrich) Heine. Geleitwort von Eduard Engel. (Berlin und Hamburg, Hoffmann & Campe Verlag: 1919.) XXX, 301 (302) S. 8°. 46 Blatt Bildtafeln.

Was zunächst an diesem ersten Heine-Gedächtnisdruck erfreut, ist die buchhändlerische Absicht, den berühmtesten Autor des Verlages durch eine Folge von Ausgaben zu ehren, die, zum Geburtstage Heines herausgegeben, dem Andenken des Dichters dienen möchten, indem sie vor allem einzelnen seiner weniger beachteten Werke durch die Art ihrer Neuveröffentlichung einen erweiterten Leserkreis schaffen sollen. Das ist natürlich auch ein ausgezeichnetes Werbemittel für den alten Heine-Verlag. Aber es bleibt trotzdem eine Handlung verlegerischer Pietät, die schon als solche Anerkennung verdient. Heine ist ‚frei‘! Da kann der Verlag, wenn er trotzdem seinen schon beinahe verlorenen Autor wiedergewinnen will, ihn nur durch bessere Ausgaben seiner Werke, als sie schon im Handel sind, wiedererlangen. Er will das tun, indem er eine große kritische Neuausgabe vorbereitet, deren Ergebnisse auch neuen verbesserten volkstümlichen Ausgaben zu-

gute kommen werden. Und er errichtet sich mit seinen Heine-Gedächtnisdrucken ein auch zum Buchdenkmal Heines werdendes Denkmal der Verlagtradition. Man möchte wünschen, daß auch der Cottasche Verlag es nicht verschmäht hätte, in den Wettbewerb der zahlreichen Liebhaberausgaben von Goethes und Schillers Werken einzutreten, und daß der ‚Faust' Verlag sich dem Wagnis eines schönen Faustdruckes nicht entzogen hätte. Aber heute ist der Insel-Verlag mehr und mehr zum Mittelpunkt bedeutender Goethe und Goetheana-Ausgaben geworden, indessen Schiller einer solchen Pflegestätte noch entbehrt. (Eine hoffentlich nicht zur Begründung eines Schiller-Verlages anregende Bemerkung, denn es kommt hier ja nicht auf die Firma sondern auf ihre Leistungen an.) ● Eine glückliche Wahl ist bereits für den ersten Heine-Gedächtnisdruck getroffen, in dem ein Heinesches Werk durch einen Neudruck nicht als Bestandteil der Werke sondern als Buch dem Leser wiedergegeben wurde, das seit seiner ersten Sonderveröffentlichung in einer solchen bisher nicht wieder aufgelegt worden ist, das als selbständiges Buch auch den Heinedrucken des Hoffmann & Campeschen Verlages bisher gefehlt hatte (denn die Urausgabe war in einem anderen Verlage erschienen) und das schließlich insofern unvollständig in den Werken wiedergegeben wurde, als die den Anlaß für Heines Shakespearekommentar bildenden Bildnisse bisher in diesen ausgelassen sind. Und wenn man auch sagen muß, daß die Porträtsammlung im Modegeschmack der Books of Beauty nur der äußere Anlaß des Textes für Shakespeares Mädchen und Frauen gewesen ist, daß sich Heine nicht weiter um den Bildervorwand seines Werkes gekümmert hat, so bleibt doch, wie Eduard Engel sehr zutreffend in seiner Einleitung des Neudrucks ausführt, diese Auslassung für die Beachtung der Schrift durch die Leser nicht unwesentlich: sie haben die Schrift als eine Zugabe zu den Bildnissen aufgefaßt und sie deshalb als unvollständig in den Werken überschlagen. Damit aber haben sie zweifellos dem Dichter kein geringes Unrecht getan, weil sein Shakespearekommentar zwar einer Gelegenheit die Niederschrift verdankt, indessen das Ergebnis einer langjährigen, liebevollen Beschäftigung mit dem Meister der neuzeitlichen Schaubühne war, ein Werk, das, obschon nicht überall die Heineschen Erklärungen und Urteile für richtig hingenommen werden können, mit historischer Intuition Ergebnisse moderner Shakespeare-Philologie vorwegnimmt und das nicht allein durch blendenden, geistreichen Witz erfreut, sondern auch mit der Stellungnahme eines großen Poeten zu der Dichtkunst eines anderen die Ästhetik als Wissenschaft auf das vielfältigste bereichert hat, ein Werk allerersten Ranges der deutschen Shakespeareliteratur. (Wie denn überhaupt die literaturwissenschaftlichen, und auch die politischen, Schriften Heines noch immer nicht überall ihre richtige Wertschätzung finden, aus Gründen, die teilweise durch die Art ihrer Entstehung und Veröffentlichung, teilweise durch die persönliche Polemik Heines zu erklären sind, wodurch dann diese Schriften sich dem nicht in sie eindringenden Leser leicht als überaltert zeigen.) ● Bei der Wiedergabe der Stahlstiche der London-Pariser-Leipziger Aus-



gabe hat der Verlag fast des Guten zu viel getan, er legt sie in auf die bequeme Größe des Neudruckes, der im Hoffmann & Campeschen Heineformat erscheint, verkleinerten Lichtdrucken von Frisch-Berlin vor. Aber die Verkleinerung hat die allzu scharfen Umrisse leicht verschleiert, die Härten des Originals sind in den weicheren Tönen seiner Wiedergabe gemildert worden. Das ist ein unbeabsichtigter, jedoch ein recht angenehmer Zufall. Im übrigen unterschätze man die Bedeutung der Bildnisse für das Buch Heines nicht, sie geben ihm die literarhistorische Perspektive, zeigen an, in welcher Epoche der Shakespeare-Auffassung und Darstellung es entstanden ist. Denn es sind idealisierte Theaterporträts; die Darstellerinnen von Shakespeares Mädchen und Frauen auf den Bühnen Englands in Heines Tagen mühten sich, so auszusehen, wie die Bildnisse sie zu typisieren suchen. Beachtet man das und vergleicht man mit dem Geschmack, dem die Stiche entsprechen wollten, es war der damals herrschende, Heines Text, dann kann man erst des Dichters Eigentum an seiner Darstellung von Shakespeares Wesen recht würdigen. Auch Eduard Engel unterstreicht in seinem, mit manchen beachtenswerten Hinweisen versehenen Vorworte Heines Selbständigkeit gegenüber den Shakespeare Problemen, die als solche damals freilich noch der engeren Fachgelehrsamkeit angehörten und von denen der Dichter nicht allzuviel gewußt haben wird. Vielleicht wäre es nützlich gewesen, gegenüber der berühmt gewordenen Erklärung, die Heine für den Charakter Shylocks und dessen von ihm angenommene Tendenz gibt, auf andere Erklärungen zu verweisen, die jener widersprechen, etwa auf diejenige Joseph Kohlers [Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Zweite Auflage. Berlin, Rothschild: 1919.] Aber das hätte schon in die fast unermeßlichen Weiten der Shakespeareliteratur geführt und das unmittelbare Verdienst der Neuausgabe beschränkt, den Heineschen Kommentar in seiner ganzen Selbständigkeit den deutschen Lesern wiederzugeben. ● Der Verlag hat sich um eine, gegenwärtig recht schwierige, angemessene Ausstattung der bezifferten Auflage von 1000 Abzügen erfolgreich bemüht, einen guten Druck auf gutem Papier herstellen lassen und auch dem Halblederbande Sorgfalt zuteil werden lassen. Die Absicht der Vorsatzzeichnung war vortrefflich, indessen ist sie in der Ausführung nicht gerade gelungen. Ein Umstand, der an und für sich bei den sonstigen Vorzügen der Ausstattung nicht schwer wiegt, den besonders zu erwähnen aber der an und für sich löblichen Absicht wegen nicht vergessen werden soll.

Ida Gräfin Hahn-Hahn. Faustine. Ein Roman aus der Biedermeierzeit. Mit der Lebensgeschichte der Dichterin und einem unveröffentlichten Bildnisse erneut herausgegeben von Arthur Schurig. Berlin, R. Bredow: 1919. 349 (352) S. 8°. 1 Bildtafel.

Das künstlerische Hauptwerk der einst vielgelesenen und vielverleumdeten Gräfin Ida Hahn-Hahn ist von hohem psychologischen Interesse. Und es ist ein aristokratischer Roman, nicht, weil er in der ‚Gesellschaft' spielt, sondern weil seine Gedanken und Gestalten aristokratische sind. Seine selbstsichere Haltung, trotz einer gewissen äußeren Formlosigkeit, verdankt er aber auch seiner Entstehungszeit, dem nicht gerade glücklich so genannten Biedermeier, einer Epoche, in der sich eine bestimmte deutsche Zivilisation ausgeprägt und verbreitet hatte, die dann in der Vielgestaltigkeit des neuen Deutschland verloren ging und die wiederzugewinnen die Sehnsucht vieler ist. So geben mancherlei Gründe dem Neudruck seine Berechtigung, der anders gearteten Lesern ein Werk zuzuführen wünscht, das bei seinen Zeitgenossen eine glänzende Aufnahme gefunden hatte und von den Literaturgeschichten nicht ganz und gar vergessen worden war. Freilich die Begeisterung, die das Buch bei seinem ersten Erscheinen erregt hatte (es ist 1841, 1843, 1845, 1851 in einer Gesamtauflage von 16000 Abzügen verbreitet worden), ist heute nur historisch zu erklären. War doch die ‚Gräfin Faustine' das allerpersönlichste Bekenntnis der berühmten Unterhaltungsschriftstellerin zur Emanzipation der Frau, der dritte der drei Romane [die beiden anderen sind Madame de Staëls Corinna (1804) und George Sands Lelia (1833)], die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Frauenbewegung verkündeten. Andere Seiten ihres nicht leicht zu erfassenden Wesens hat die sich frei ausschreibende Gräfin in ihren vielen anderen Beiträgen zur belletristischen Literatur gezeichnet, aber nur in der ‚Gräfin Faustine' tritt sie dem Leser trotz oder gerade wegen ihres unbefangenen Bekennermutes als Vollweib, uneingeschränkt durch Rücksichten einer Weltdame, entgegen, indem sie ihre Freundschaft für Adolf Freiherr von Bystram als einen Naturzwang erklärt, dem zu widerstreben eine Sünde wider den heiligen Geist wäre. Bystram, oder richtiger Bistram, den man wohl am besten charakterisiert, wenn man ihn einen melancholischen Dandy nennt, einen Repräsentanten jener Geistesrichtung, deren Hauptvertreter sich weit über alles Maß des gewöhnlich modischen erhebend, in der Sphäre des Genies Stendhal und Schopenhauers sind, ist der Andlau der ‚Gräfin Faustine', die als Schlüsselroman noch weiter auszuwerten, leicht möglich sein würde. Aber die Neugierde alten Tagesklatsches liegt uns jetzt fern und mit Recht hat der Herausgeber seine Ausgabe nicht mit solchem gelehrten Ballast beschwert, Dafür gesellte er zu seinem Verdienst, den Neudruck überhaupt veranstaltet zu haben, noch das weitere, ihn durch ein verständnisvolles auf gründlichen Vorarbeiten beruhendes Lebensbild der Gräfin zu bereichern. Auch der beigefügte bibliographisch-ikonographische Anhang wird willkommen sein. Ein schöner Schmuck des ansehnlichen Buches ist die ausgezeichnet gelungene Lichtdruckwiedergabe einer Bildniszeichnung der zweiunddreißigjährigen Gräfin von F. v. Klock. ● Die Ausgabe beabsichtigt, dem Roman die Leser, die er verdient, von neuem zuzuführen. Deshalb hat sich der Herausgeber zu einigen Änderungen für befugt

gehalten, die nicht überall Beifall finden werden. Bereits der Titel ist nicht ganz genau. Sodann sind nach den Angaben des Herausgebers (Seite 341), der die dritte Auflage (1848) zugrunde legte, die Fremdwörter teilweise durch deutsche Ausdrücke ersetzt worden, weil die Gräfin selbst in ihren späteren Schriften ihren Fremdwörterüberfluß eingeschränkt habe und Anstreichungen in dem Bystramschen Exemplar der ‚Gräfin Faustine' ebenfalls auf eine solche vielleicht beabsichtigt gewesene Umarbeitung hinzudeuten schienen. Aber die Fremdwörter gehören nun einmal zum guten oder schlechten Stil der Gräfin Hahn-Hahn und ihn sollte man nicht verändern wollen. Sodann sind, ‚auch einige belanglose, kleine Kürzungen', im ganzen etwa drei bis vier Seiten, erfolgt. Auch sie wären besser unterblieben, zumal sie ja für den Umfang des Neudrucks nicht in Betracht kommen konnten. Das sind Bedenken, die ein Benutzer der Neuausgabe haben wird, wenn er sich jeweilig auf ihren richtigen Text verlassen will und die ihn bestimmen werden, in diesem Falle doch auf die früheren Ausgaben zurückzugehen. Zur Bibliographie wäre noch anzumerken, daß die Bücher der Gräfin Hahn-Hahn später in den Verlag der Gebrüder Paetel-Berlin übergegangen sind. Nachzutragen ist ihr Beitrag (Sklavin und Königin) für das in zwei Bänden, Berlin 1838 und 1840 von Alfred (von) Reumont herausgegebene Sammelwerk ‚Italia', der dessen ersten Jahrgang eröffnet und der für das ‚Berliner Taschenbuch': 1843. (Einleitung zu Simon de Guyomar. Poetische Erzählung.)

Bücherkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur. Von Dr. Victor Loewe, Archivrat in Breslau. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Johannes Räde: 1919. VIII, 148 S. 8⁰.

Die Kriegsmusik der deutschen Klassiker und Romantiker Aufsätze zur vaterländischen Musikgeschichte als Zeitbild zusammengestellt von Leopold Hirschberg. Mit zwei Faksimiles und sechs bisher unbekannten Gesängen von Carl Maria von Weber, Carl Loewe, Giacomo Meyerbeer und Robert Schumann. Berlin-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg G. m. b. H.: 1919. (16), 270 (272) S. 8⁰. 1 Bl. Bildtafel.

Die Sammlung musikgeschichtlicher Plaudereien gibt ihr Grundthema durch ihren Titel an. Gerade die Kriegsmusik ist ein Gebiet, auf dem sich Dichter und Tondichter häufig begegnen, teils, indem sie aus gleichem Bestreben einen durch Kriegsereignisse gegebenen Anlaß künstlerisch zu begreifen suchen, teils, indem



die Komponisten den Schöpfungen der Poeten eine noch größere Verbreitung und Volkstümlichkeit verleihen. Deshalb finden sich in dem angezeigten Buche vielerlei Wechselbeziehungen der Literatur zur Musikgeschichte angedeutet oder aufgdeckt und es wird schon aus diesem Grunde auch unter den nicht musikkundigen Schrifttumsfreunden Leser finden. Vor allem aber werden die dreiunddreißig Abhandlungen den Musiksammler erfreuen. Das Finderglück ist ihrem Verfasser auch auf seinen musikwissenschaftlichen Spürfahrten treu geblieben und er kann deshalb mancherlei bibliographisch wichtige Mitteilungen über vergessene oder verschollene wichtige Notenausgaben machen. Die Anordnung der einzelnen Aufsätze verbindet sie mit Laune zu einem einheitlichen Ganzen und gewinnt damit geschickt die Abrundung des Buches. Erfreulich ist es, daß der Verfasser die ursprüngliche Kriegs- und Siegesstimmung nicht verwischt hat, sondern auch in diesen Zeiten raschesten Umlernens und Vergessens die von ihr eingegeben gewesenen Melodien weiterklingen läßt. Damit gab er seinem, von einer schönen Begeisterung für deutsche Musik und Poesie getragenem Werk einen inneren Halt, den es durch eine eilige Umarbeitung gewiß verloren hätte. Die Titelangabe mit zwei Faksimiles kann leicht irreführen, da sie sich auf eine doppelseitig bedruckte Tafel bezieht, auf der zwei Seiten eines jetzt seltenen, in Berlin bei Bote & Bock 1848 erschienenen Albums wiedergegeben werden, das zum Besten des Frauenvereins zur Erwerbung eines vaterländischen Kriegsfahrzeuges herausgegeben wurde.

Angekündigte Bücher.

Die **Officina Serpentis**, die Presse von **E. W. Tieffenbach** in **Berlin-Steglitz**, Martinstraße 10, deren Erzeugnisse den gegenwärtigen Höhepunkt der deutschen Kunst im Buchdruck bezeichnen dürften, beginnt ein Unternehmen, das des Beifalls aller Buchfreunde sicher sein sollte. Eine Reihe der ‚Auctores graeci et latini' soll die ein Jahrhundert zurückliegenden, leider unvollendet gebliebenen Versuche J. G. Goeschens wieder aufnehmen, mit denen dieser ausgezeichnete deutsche Buchhändler, den Didot und Bodoni folgend, den antiken Klassikern ein Buchdenkmal errichten wollte. Danach hatten zwar schon im 17. und 18. Jahrhundert die englischen, französischen, holländischen Prachtausgaben erfolgreich gestrebt, aber die Eleganz der Philologie sollte in ihnen doch nur durch die Eleganz der Typographie eine Ergänzung finden, und der in ihnen für die Auserwählten entfaltete Pomp der charta magna und charta maxima blieb nicht frei von der bloßen Raritätssucht, die im Sammlergeschmack jener Zeiten sich stark ausgeprägt hat. Die Absicht der Officina Serpentis ist eine humanistische, reicht viel weiter als die Editoreneitelkeit einer die Klassiker nur philologisch ausstatten wollenden Epoche. Sie hat, wie ja überhaupt die Buchkunst der Gegenwart von William Morris an, da, wo sie rein als solche sich zeigt, das Bemühen der Verinnerlichung, das, was den alten Buchmalern und Buchschreibern ihre eigentlich noch heute unvermindert wirkende Kraft verlieh, die Empfindungsinbrunst

ihres Werkes, den Glauben an den lebendigen Wert der Geistesschöpfung, dessen Buchform sie gestalten möchte. Diese Einheitlichkeit der Auffassung und Ausführung der Arbeit führt wieder in das Jahrhundert zurück, in dem abschreibend und lesend die ersten Humanisten sich die Klassiker von neuem aneigneten, eine Arbeit und ein Genuß, bei der die Philologie noch diente und nicht schon herrschte, indem sie mit der Autorität des Dogmas vom klassischen Altertum jeden freien Verkehr mit den Geistern der Vergangenheit verbieten wollte, der nicht nach den Regeln der Schule sich vollzog. Doch darüber läßt sich mancherlei sagen, hier ist nur auf den edlen Sinn zu verweisen, der in der neuen Ausgabenreihe ohne Rücksicht auf den Erfolg des Tages Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwartsschöpfung eines schönen Buchwerkes verknüpft, dem Humanismus Menschheitsdenken ist. Daß jedoch auch die Humaniora nicht vernachlässigt werden, daß die wissenschaftliche Bearbeitung der Texte dessen getreueste Fassung zu gewinnen sucht, gehört, ohne sein Endzweck zu sein, zum richtig verstandenen Humanismus und wird bei den neuen Ausgaben nicht übersehen werden, worüber ausführlicher die Voranzeige berichtet. Sie hat als Druckwerk und Sammlerstück Eigenwert und vervollständigt ihre Darlegungen über die benutzten Druckschriften durch den Abdruck einer Ode der Sapho, der die Anwendung der Tischendorf-Type erläutert. Zur Ergänzung des in dieser Voranzeige über die Veredlung der griechischen Druckschrift Mitgeteilten sei an die verwandten Versuche erinnert, die in England, gleichzeitig mit den Morris'schen Revival of printing, Ähnliches erstrebt haben. Nachdem Robert Proctor in einer berühmt gewordenen Untersuchung (The Printing of Greek in the fifteenth Century) gezeigt hatte, daß die griechischen Kalligraphen die Mißverständnisse der frühen Wiegendruckzeit in der Ausformung griechischer Typen veranlaßt hatten und daß erst 1514 eine griechische Druckschrift von typographischer Schönheit entstanden sei, die in der Complutensischen Polyglotte des Kardinals Ximenes für die Editio princeps des griechischen Neuen Testamentes angewendete, schuf er, die ihr fehlenden Akzente und Majuskeln hinzufügend, nach deren Vorbild seine ‚Otter'-Type, in der 1904 von der Chiswick Press die Oresteia des Aeschylos und 1909 nach seinem Tode von der Clarendon Press die Odyssee gedruckt worden sind, beides Meisterwerke in ihrer Sonderart und wert, den schönsten Erzeugnissen neuenglischer Buchkunst angereiht zu werden. Bereits 1827 hatte Julian Hibbert sich mit dem Problem der griechischen Type beschäftigt und dabei Marmorinschriften, wie er sie im British Museum studieren konnte, zum Muster genommen. Freilich gelang es ihm so nicht, eine Druckschrift zu finden, die mehr als Kuriositätswert hatte und erst Professor Selwyn Image glückte es weit später, den verschüttet gewesenen Weg zu den Quellen aufzufinden. Er hat im Anschluß an paläographische Studien seine sehr bekannt gewordene Type konstruiert und begegnet sich darin mit Tischendorf, der ebenfalls griechische Handschriften des Mittelalters verwertete, allerdings weniger zu einer Ausbildung der griechischen Druckschrift, als zur Nach-

bildung bestimmter alter Schreibschriften. Jedenfalls ist es ein bedeutendes Verdienst der Officina Serpentis, die von Tischendorf benutzten, vergessen gewesenen, in schwer zugänglichen Prachtwerken versteckten Druckschriften des deutschen Bibelforschers unter dem von ihm weniger beachteten Gesichtspunkt druckästhetischer Wertung wieder entdeckt und gebrauchsfähig gemacht zu haben. Ein noch größeres aber, überhaupt das ästhetisch-typographische Problem der griechischen Schrift, das seit Proctors Tod kaum beachtet worden ist, durch bewußte Buchkunstübung seiner Lösung näher zu bringen. Und auch ein wissenschaftliches Verdienst. Denn wem wären beim eindringlich genießenden Lesen griechischer Klassiker, sofern er als Buchkunstfreund über die für den Buchgebrauch zweckmäßigste Buchgestaltung nachgedacht hat, nicht in ihrer erwünschten Anwendung auch auf die griechische Druckschrift die Worte eingefallen, mit denen William Morris einmal das Ziel seiner Arbeiten bestimmt hat: It was the essence of my undertaking, to produce books which it would be a pleasure to look upon as pieces of printing and arrangement of type. Das Ergebnis der leichten Lesbarkeit als Folge der Druckvollendung bedarf gerade für die griechische Schrift noch vieler Anstrengungen, die nun die Officina Serpentis auf sich nehmen will. Wobei aber für den Anfang auch darauf hinzuweisen ist, daß die vielleicht nur allmähliche Gewöhnung an eine neuartig wirkende Schrift nicht mit einem Urteile über ihre Lesbarkeit verwechselt werden darf. ● Die Almanach-Mode des 18. Jahrhunderts hat in den deutschen Verlagsjahrbüchern des zwanzigsten eine Erneuerung erfahren, für die der Insel-Verlag mit dem Insel-Almanach vorbildlich wurde und geblieben ist. Jetzt verwirklicht, den Almanach ersetzend, das Inselschiff den Gedanken einer Verlagszeitschrift in reizvoller Weise. (Aus dem ersten Hefte sind besonders Georg Witkowskis Mitteilungen über Büchners Woyzeck hervorzuheben, die als Vorboten seiner kritischen Büchnerausgabe deren Erscheinen mit Spannung erwarten lassen.) Die kleine Zeitschrift hat, den buchgewerblichen Widerständen unserer Gegenwart trotzend, auch einen sicher sich ausprägenden typographischen Charakter, wie überhaupt die Veröffentlichungen des Insel-Verlags das zum Ausdruck bringen was mit einem nicht gerade glücklich gewählten Wort auf der Leipziger Buch-Weltausstellung die Kennzeichnung eines Kulturverlages erhielt. Auch in solcher, unter ein hohes Mittelmaß niemals zurückweichenden Gleichmäßigkeit der Leistung, die in allem nicht versagt, in der Ausstattung nicht und in der Preishaltung nicht, liegt sehr viel kaufmännische Vornehmheit, die einmal auch als solche gerühmt werden soll. Aus München kommen drei Almanache, die als Sendboten der sich mehr und mehr zum Mittelpunkt des süddeutschen Buchhandels entwickelnden Kunststadt gern begrüßt werden sollen. Der Musarion-Almanach 1920 des aufblühenden Musarion-Verlages (dessen Musarion-Bücher erfolgreich gegenüber den immer häufiger werdenden Luxusbuchindustriepublikationen beweisen, daß gerade diejenigen Bestrebungen der Buchkunst, die jene mit starkem Aufwande und vielen Vorwänden zu fördern behaupten, sich ebenso mit verhältnismäßig

billigen Büchern fördern lassen) bietet unter seinen Kostproben eine bisher unveröffentlichte Abhandlung des jungen Nietzsche (Über das Pathos der Wahrheit). Sie zeigt die Musarion-Ausgabe von Nietzsches Gesammelten Werken an, die, von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche in Verbindung mit dem Nietzsche-Archiv zu Weimar herausgegeben, die erste vollständige Nietzsche-Ausgabe sein wird. Der Almanach der Rupprecht-Presse auf das Jahr 1920, herausgegeben von Rudolf von Delius im Verlage von Walther C. F. Hirth (1919) nach Anordnung von F. H. Ehmcke in dessen Rustika gedruckt, ist mit seinen Beiträgen zu einem Programmbuch dieser Presse gestaltet worden. Vorläufig zwar noch in bescheidenerer Form. Aber sein Beispiel könnte die anderen deutschen Pressen darauf hinweisen, daß dergleichen Jahrbücher vorzüglich geeignet sind, mit ihren Freunden in einer dauernden Verständigung zu bleiben. Eine sachverständige Übersicht (das Sachverständnis muß ausdrücklich hervorgehoben werden, es erscheinen jetzt manche Besprechungen, die über buchgewerbliche Leistungen berichten, ohne ihre buchgewerblichen Grundlagen zu berücksichtigen) der deutschen Pressen der Gegenwart gibt Günther Hildebrandt im Almanach der Bücherstube 1920 (Horst Stobbe, München: 1919). Der kleine Buchführer, der nicht mehr den Verlagsjahrbüchern, sondern der Gruppe der kritischen Wegweiser zugehört, ist von frischer, selbständiger, aber nicht aufdringlich selbstzufriedener Haltung. Im Anschluß an die von dem Verlage vorbereiteten Bibliophilen-Zeitschriften soll er in den folgenden Jahrgängen sich ausdehnen. Sein ‚Autorenlexikon‘ hat einen tieferen Sinn als den eines launigen Faschingsscherzes. Wer sich mit den höchsten Leistungen des Schrifttums beschäftigend, einmal zwischen Vergangenheit und Gegenwart einen statistischen Vergleich wagt, wird erstaunt sein, wieviel Dichter allerersten und ersten Ranges allein in Deutschland seine Zeitgenossen sind, wenn Werbewesen und Zeitungen Recht haben sollten. Gegen dergleichen Gegenwartsüberschätzungen helfen Enthusiasmusduschen wie die des Autorenlexikons, sie hinterlassen den besonnenen Zweifel. Von den Übersichten über die Bücher des Jahres ist allein „Buch und Bild“ die Jahresrundschau der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig, E. A. Seemann), als kritischer Leitfaden zu rühmen. Denn auch die Dürerbund-Führer versprechen mehr, als sie halten und halten können. ◉ Wenn am Ende noch auf zwei bereits im Buchhandel vergriffene Werke verwiesen wird, so geschieht das, um auf geplante Neuerscheinungen aufmerksam zu machen, für die sie als Probe gelten können. Das originale Wanderbuch von Arminius Hasemann (Himmel und Hölle auf der Landstraße. Berlin, B. Behr: 1915, 4°), dessen Neuauflagen in einer Ausgabe verkleinerten Formates weitergeführt werden, bis die alte Ausstattung zu ihrem freilich sehr billig gewesenen Preise sich wieder ermöglichen lassen wird, enthält Holzschnitte eines Künstlers, deren ursprüngliche Kraft sie in die Nähe der großen Meister der Schwarz-Weiß-Wirkung, eines Beardsley, eines Vallotton bringt. Ein neues, der Eigenart des Künstlers entsprechendes

Werk ist in Vorbereitung, über das der Verlag vor dessen festgesetzter Veröffentlichung keine näheren Mitteilungen wünscht. Der ausgezeichnet gelungenen Liebhaberausgabe von Goethes Balladen mit Radierungen von Sepp Frank (Berlin, Paul Graupe: 1919, 4°), die zu den schönsten deutschen illustrierten Büchern gehört, wird eine Hamletausgabe in englischer Sprache mit Radierungen des gleichen Künstlers folgen, ein Unternehmen, bei dem sich, nach dem Balladenbuch zu schließen, der Illustrator wieder als Interpret des Dichters bewähren wird. Nicht in der Weise des banalen Buchbildes, das ängstlich die von dem Dichter vorgezeichneten Bilder von Gegenständen und Geschehnissen nachzeichnet. Aber auch nicht in jener Art, für deren Illustrationen der Inhalt eines Werkes so gleichgültig bleibt, daß sie Widersprüche gegen ihn nicht weiter beachtet, wenn sie dem freien Phantasieren des Künstlers sich entgegenstellen. Gewiß, auch Paraphrasen, Variationen, künstlerische Schöpfungen, deren Thema ein Buchtitel wurde, können bedeutende Kunstwerke sein. Nur sollten sie nicht mit Hartnäckigkeit in die Buchform eingeschlossen und Illustrationen genannt werden. Sonst läßt sich schließlich noch mit Fug und Recht behaupten, aller Kunstwerke Endzweck sei, die Bilder zu illustrierten Kunstgeschichten zu liefern.

ANFRAGEN UND ANTWORTEN

13 Buchillustrationen Michelangelo Buonarrotis?

‚Camillo Agrippa, Trattato di Scientia d'Arme, con un dialogo di Filosofia. Roma, Antonio Blado: 1553. 4°‘ enthält unter seinen Stichen zwei, die nach einer Eintragung Tassos in seinem Exemplar dem Michelangelo zugeschrieben werden. Die erste, auf der Rückseite des 4. Blattes, zeigt den Agrippa im Kreise seiner Schüler, die andere, auf der Rückseite von Blatt 63, wie die Römer und Venetianer den berühmten Fechtmeister sich gegenseitig streitig machen. [Auch wenn die Annahme der Autorschaft Michelangelos zutreffen sollte, wird man den Meister eines Nebenwerkes wegen nicht gleich als Buchkunstklassiker verehren wollen. Es ist leider eine bibliographische Manie geworden, anonyme Brot- und Jugendarbeiten berühmter Illustratoren, besonders solcher des 19. Jahrhunderts, zu entdecken und lediglich ihres Ursprungs wegen auch aus Geringfügigkeiten große Kunstwerke zu machen. So dankens- und wünschenswert derartige bibliographische Hinweise an und für sich sind und so erklärlich die Forscher- und Sammlerteilnahme erscheint, die auch die Kleinigkeiten eines bedeutenden Künstlers nicht vergißt, so wenig begründet ist es, daß aus diesen Kleinigkeiten nun ihr Gegenteil, Kostbarkeiten „allerersten Ranges“, gemacht werden sollen.



ZEITSCHRIFTENSCHAU.

Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen. Årgang 5. Upsala: 1918. Nummer 3—4.

O. Wieselgren: Johann Siebenhirters breviarium. Med 4 fig. / W. Norvin: Bidrag til Gottorperbibliothekets Historie. VI. / H. Nohrström: Et nyfunnet exemplar af Bechtels „En Kort Catechismus" og några ord om dess fyndort, Borgå lycei bibliotek / A. Lindhagen: Kalendarium för birgittin klostret i Mariager efter Cod. Holm. K. 46 / G. Carlsson: Vårt största enskieda medeltidsbibliotek och dess ägare. / P. Sjöbeck: En hittills okänd upplaga af Döbelius' beskrifning om Ramlösa / A. Stender-Petersen: Slaviske og russiske håndskrifter i det kongel. Bibliotek i København / Miscellanea (R. Paulli: Den aeldste danske Griseldis Udgave / J. Collijn: Troon. Stockholm 1578. / H. Nohrström: Helsingfors Universitetsbiblioteks exemplar af den äldsta kända finska evangelieboken och en hypotes om en tidigare edition.) / Recensioner. / Karl Warburg †. Af O. Wieselgren. M. portr. / Från bok-och biblioteksvärlden. / Nordiska Biblioteksscheffer VI: Georg Schauman. portr.

Das Plakat. Zeitschrift des Vereins der Plakatfreunde. 10. Jahrgang. Berlin: 1919.

Januar-Heft 1. [Die Kunst in der Reklame.] Dem zehnten Jahrgang zum Geleit. / P. Jessen: Paul Scheurich / F. Rudolf Uebe: Das ‚neue Plakat' / H. Kropf: Erwiderung. / O. Schwindrazheim: Naturstudien des Reklamekünstlers. / Sopa Bruno Banner: Reichswerbeamt-Werbehochschule. / Bahnbrecher der deutschen Plakatkunst IV. R. Heßberg: Bruno Paul. V. A. Heilmeyer: Franz Stuck. / Gustav E. Pazaurek: Die Schönheitswerte der Postmarken. / K. Gubalke: Albert Schaefer. / Hermine C. Schützinger: Künstlerisches Kriegsnotgeld. W. Kurth: Frank Brangwyns Kriegsplakate. / Besprechungen und Berichte. E. Collin: Aus anderen Blättern. H. Inheim: Das Berliner Plakatjahr 1918 / Vereinsnachrichten. [Die Kultur der Re-



klame.] Zur Einführung. / A. Heller: Vom Werben zum Schaffen. / W. Moede: Die Psychologie der Reklame auf experimenteller Grundlage, ihre Aufgaben und ihre Methoden. / H. Reckendorf, Die Werbearbeit der 9. Kriegsanleihe. E. Lauenburger: Papiernot — Papierverschwendung. / Buchbesprechungen. / Kleine Mitteilungen.

Archiv für Buchgewerbe. Jahrgang 1918. Band 55. Leipzig.

Heft 7/8. H. Schwarz: Ein Streifzug durch 50 Jahrgänge des Archivs für Buchgewerbe (8. Fortsetzung.) / R. Zeise: Bedeutung der Schulwerkstätte für das graphische Gewerbe. / H. Inheim: Die Leipziger Papiermesse. / R. Koch: Maximilian- und Frühling-Schrift. / W. A. Eberwein: Ausstellung deutscher Buchkunst. / E. Wetzig: Dr. Ludwig Volkmann. / Protokoll des Preisgerichts für eine Reichspostmarke. / Buchgewerbliche Rundschau. / Zeitschriften- und Bücherschau // [Zeitschrift . . . Nr. 7/8] V. Gardthausen: Die epichorische (prähellenische) Schrift im Westen Kleinasiens. / R. Stübe: Die erste Druckerei in Amerika. / F. Schulze: Der Karikaturenzeichner Konstantin v. Grimm. / Mitteilungen des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. / Das Deutsche Kulturmuseum zu Leipzig. / Bücher- und Zeitschriftenschau.

Heft 9/10. H. Schwarz: Ein Streifzug durch 50 Jahrgänge des Archivs für Buchgewerbe (9. Fortsetzung.) / R. Zeise: Bedeutung der Schulwerkstätte für das graphische Gewerbe (Schluß.) / H. K.: Der neue Zwanzigmarkschein. / R. Matzke: Die Gefahr der leichten Zerstörbarkeit der Zeitungen und andrer Drucksachen. / Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau. / Zeitschriften- und Bücherschau. / [Zeitschrift . . . Nr. 9/10] R. Stübe: Die Sinai-Inschriften. Neue Beiträge zum Ursprung des Alphabets. / H. Loubier: Neudrucke der Heiligenlegenden. / R. Stübe: Die Einführung des Buchdrucks in der Türkei. / G. E. Pazaurek: Notgeld. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum. / Mitteilungen des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. / Deutsche Bibliothekarschule zu Leipzig. / Bücher- und Zeitschriftenschau.

Zeitschrift f. Bücherfreunde. Neue Folge. 10. Jahrgang. Leipzig: 1918/19.

Heft 8/9. M. J. Husung: Zur Praxis und zur Psychologie der älteren Buchbinder. I. Der Plattenstempel. 5. Hans von Köln, Jean Norvis und das Eichelmuster. Mit drei Bildern. II. Der Rollenstempel. 1. V. D. M. I. E. Mit drei Bildern. / Kl. Löffler: Die Fuldaer Klosterbibliothek. / H. Pander: Die Sammlung Huntington und ihre Quellen. / H. W. Rath: Mörikes musikalische Sendung mit unveröffentlichtem Material aus dem Nachlaß des Dichters und Wilhelm Hartlaubs. Mit einem Schattenriß. / F. M. Feldhaus: Bücherlesemaschinen. Mit drei Bildern. / M. Ostrop: Zur Geschichte des Eigennamens als Buchtitel. / H. Klenz: Gelehrtenkuriositäten. VI. Häßliche und gebrechliche Gelehrte. / Beiblatt.

Heft 10. G. Stuhlfauth: Drei zeitgeschichtliche Flugblätter des Hans Sachs mit Holzschnitten des Georg Pencz. Mit fünf Bildern. / A. Tulla: Kleine Bausteine zur Bibliographie des Wiener Schauspiels im 18. Jahrhundert. I. / G. Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart. III. Die Rupprecht-Presse. / A. Warburg: Zum Gedächtnis Robert Münzels. Mit einem Bilde. / A. Pulinx: Zur Neugestaltung der Zeitschriften-Bibliographie. / Beiblatt.

Heft 11. A. Schmidt: Deutsche Privatbibliotheken. IV. Die Bibliothek des Grafen Axel von Kalckreuth in Wiesbaden. Mit zehn Bildern. / C. Enders: Die Rettung des Kunstwerks. / B. Lembke: Zur Geschichte des spanisch-amerikanischen Bücherwesens. / J. Kurzwelly: Vom gastfreien Pastor und seinen Vorläufern. / Beiblatt.

Heft 12. W. von zur Westen: J. G. Schadows Gebrauchsgraphik. / A. Tuka: Johann Georg Heubel (1721—1762). / R. Müller-Freienfels: Über das Lesen von Gedichten. / M. Stois: Bücherfreund und Luxussteuer. / S. Witkowski: Ein rätselhafter Goethe-Einband. / Beiblatt.

O. Hupp: Zum 60. Geburtstag von Rudolf Koch. / Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau. / Zeitschriften, Bücher und Eingänge. [Zeitschrift . . . Nr. 5/6.] G. Bergsträsser: Zur ältesten Geschichte der Kufischen Schrift. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum. / Mitteilungen des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. / Bücher- und Zeitschriftenschau.

Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen. Upsala Årg. VI. 1819. Nr. 1/2.

A. Andersson: Upsala Universitetsbiblioteks om- och Tillbyggnad åren 1913—17. / E. E. Areen: Upsala universitetsbiblioteks byggnads historia. / v. Grundtvig: Statens Avissamling i Aarhus. / A. Lindhagen: Erklärung eines Inkunabelblattes. / J. Collijn: Madonnan i solen med Sixtus IV: s aslatsbön. / F. Bryk: Kopparstiken till Olof Rudbeck d. y: s Propagatio plantarum. / E. Jørgensen: Biskop Christen Worms Manuscriptsamling. / S. Hildebrand: Några anteckningar om det von Engeströmsk biblioteket I. / Miscellanea (P. Hierta: En gantzke kort Extract 1611; O. Wieselgren: En undersökning of Codex aureus' tillkomst-Tid; T. Hannaas: Den norske Dalevisa) | Recensioner. / J. Collijn: Fredrik Vult v. Steijern. / E. Naumann: Severin Bergh. / Från bok- och biblioteksvärlden. / A. Bugge: Foreningen „Brukskunsts" utstilling av nyere norsk boktryk.

Folgende interessante Neuerwerbungen erlaube ich mir anzubieten:

Alloftis, Die Tugend des Genusses. Jena 1904. XII. 429 S. Orig.-Br. M 3.—
Schönes Exemplar des vergriffenen Werkes. Mit Titelzeichnung von F. Staffen. Ein Buch für denkende Menschen. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage untersucht der Verfasser die Zwecke des menschlichen und außermenschlichen Lebens und begründet eine Lebensphilosophie des Genießens. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich eine bekannte Berliner Persönlichkeit, die auch unter dem Pseudonym „Heinrich Nienkamp" das Aufsehen erregende Werk „Fürsten ohne Krone" veröffentlichte und den Freybund begründet hat.

Arndt, E. M., Deutsche Trachten. Erstes (und einziges) Heft. Mit Vorrede von 4 S. und 4 prachtvollen farbig gedruckten Kupfertafeln (12 altdeutsche Trachten). Berlin 1815. Fol. In O.-Umschl. M. 28.—
Der Versuch Arndts, eine deutsche Nationaltracht einzuführen, hatte bekanntlich keinen Erfolg.

Czetz, Joh., Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 49. Hamburg 1850. IV und 387 S. mit 1 Faksimile-Tafel. O.-Br. M 6.—
Behandelt auch die wallach. Nationalversammlung und den wallach. Aufstand. Am Schlusse 14 kurze Biographien von Bem und seinen Helden (Kiss, Toth, Sandor, Banffy, Stein u. a.). Verfasser war selbst ungar. General.

Freytag, G., Über den Antisemitismus. Eine Pfingstbetracht. Berlin 1893. 16 S. Privatdr. M 4.—

Gregorowitsch, F., Die Fischer. Roman. Aus dem Russischen. Nebst Einl. v. Alex. Herzen. In 2 Bdn. Hamburg 1859. O.-Br. M 8.—
Schönes Exemplar eines interessanten Romans, der das russische Volksleben trefflich schildert. Es wird der Kampf zwischen den russischen Bauern und dem bourgeoisen Proletarier dargestellt.

Gensichen, O. F., Haideröslein von Sesenheim. Straßburg 1896. 318 S. Br. M 5.—
Zur Goethe-Litteratur gehörig.

Hayn, H., Bibliotheca Germanorum gynaecologica et cosmetica. Verzeichnis deutscher sexueller und kosmet. Schriften mit Einschluß der Übersetzungen nebst Angabe der Originale. Zugl. Suppl. zur 2. A. d. „Bibl. Germ. erotica". Leipzig 1886. Br. M 5.—

Hebbel, Fr., Mutter und Kind. Ein Gedicht in 7 Gesängen. Hamburg 1859. 12°. O.-Br. unbeschn. M 10.—
Erster Druck.

Klemm, H., Beschreibender Katalog des Bibliographischen Museums. Dresden 1881. VIII. 509 S. mit 1 Tafel. O.-Br. M 6.—
Manuskripte und (besonders) Druckwerke des 15. und 16. Jahrhunderts aus den 18 frühesten bis 1470 bekannt gewordenen Druckstätten, zusammen über 1000 werden eingehend beschrieben: aus Mainz, Bamberg, Straßburg, Augsburg, Köln, Eltville, Venedig, Mailand, Lübeck, Rom, Ulm, Nürnberg usw. Die Tafel zeigt Gutenbergs erste Buchdruck-Presse. Das Buch enthält ausführliches Sach- und Namen-Register und ist für die Inkunabelforschung noch immer wertvoll.

Kriegsgedichte für Feldgrau und Marineblau. Zweites Bändchen. (Berlin) 1917. 384 S. 12°. O.-Br. M 6.—
Das als nicht „verkäuflich" bezeichnete Buch enthält am Schluß Inhaltsverzeichnisse nach Überschriften und nach Verfassern geordnet. Unter den Dichtern finden sich u. a.: W. Bloem, K. Bröger, Hans Dowidat, O. Enking, Fritz Engel, K. Ettlinger, W. Flex, Br. Frank, Max Friedländer, L. Fulda, Gerh. Hauptmann („Prolog"), Rud. Herzog, H. Hesse, H. Lersch, A. de Nora, R. Presber, L. Thoma, E. Zahn usw. und viele Unbekannte.

Mosen, Jul. und Ad. Stahr, Über Goethes Faust. Zwei dramaturg. Abhandlungen. Oldenburg 1845. 133 S. In O.-Umschlag unbeschnitten. M 5.—
Erstdruck. I. Dramaturg. Anweisung zur Aufführung auf der Oldenburger Hofbühne. II. Bericht über die Aufführung auf der Oldenburger Hofbühne im Jahre 1845.

Muther, Rich., Die ältesten deutschen Bilder-Bibeln. Bibliographisch-kunstgeschichtlich beschrieben. München 1888. O.-Br. M 8.—

Nanz, C. Fr., Emanuel Swedenborg, der nordische Seher. Sein Leben und seine Lehre nebst einer kurzen Kritik der letztern. 2. A. Schw.-Hall 1861. 67 S. O.-Br. M 4.—

Prutz, R., Geschichte des deutschen Journalismus. Erster (und einziger) Teil. Hannover 1845. 14 u. 488 S. O.-Br. M 24.—

Scherr, Joh., Goethes Jugend. Der Frauenwelt geschildert. Leipzig 1874. 188 S. O.-Lwdbd. M 3.50

Wagner, R., Lehr- und Wanderjahre. Autobiographie. Lpz. 1871. 30 S. In O.-Umschl. unbeschn. M 8.—
Beginnt: „Ich heiße Wilhelm Richard Wagner und bin den 22. Mai 1813 in Leipzig geboren . . ." und schließt: „zum ersten Male sah ich den Rhein — mit hellen Tränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue". — Diese Schrift zog Wagner s. Z. aus dem Handel zurück.

Wirth, Max, Kultur- und Wanderskizzen. Wien 1876. 387 S. O.-Br. unbeschnitten. M 5.—
Reichhaltig, interessant und vielseitigen Inhaltes. — Um dies anzudeuten seien einige Abschnitte hier erwähnt: Ein Besuch bei R. Cobden. Freihandel in Deutschland und Österreich. Welt-Ausstellung in Paris 1867. Soziale Frage. Lohnumwälzung in England. Zur Geschichte der Preise. Deutscher Welthandel. Weltpostvertrag. Bismarck contra Arnim. Acht Tage in Eis und Schnee. Rollschuhbahnen usw. usw.

Max Harrwitz + Abteilung Antiquariat + Nikolassee

Zeitschrift f. Bücherfreunde. Neue Folge. 11. Jahrgang. Leipzig: 1919/20.

Heft 1/2. G. Stuhlfauth: Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen Manß. Math. VII. Ein neugefundener Einblattdruck des Hans Sachs vom Jahre 1524. Mit einer Beilage. / H. Benzmann: Vom Stil der deutschen »Volksbücher« und seiner Entstehung aus dem Wesen der Gotik. Mit sechs Bildern. / F. M. Huebner: Ein altflämisches Faustdrama. / H. Ullrich: Der zweihundertste Geburtstag von Defoes Robinson (25. April 1919.) / H. Loubier: Das künstlerische Buch der Gegenwart. IV. Ein Neudruck von Luthers September-Bibel. / F. Behrend: Stoßseufzer aus Weimars lustiger Zeit. Otto Pniover zum 60. Geburtstage 23. Mai 1919. / Beiblatt.

Archiv für Buchgewerbe. Jahrgang 1918. Band 55. Leipzig.

Heft: 11/12. H. Schwarz: Ein Streif zug durch fünfzig Jahrgänge des Archivs für Buchgewerbe (Schluß.) / J. Baensch-Drugulin: Verleger und Mensch. Ein Beitrag zur Geschichte des Hauses J. J. Weber in Leipzig. / E. Kühnast: Vom Werte schnellaufender Buchdruckmaschinen / P. Martell: Über technische Bibliotheken. / H. Hoffmeister: Das Ornament der Zukunft. / Die bisherigen Normierungsbestrebungen im Buchgewerbe. / E. Collin: Technische Kriegserfahungen in der Buchbinderei. / Buchgewerbliche Rundschau. / Zeitschriften- und Bücherschau. [Zeitschrift . . . Nr. 11/12.] O. Nachod: Die ersten Bibliotheken Japans. (8. bis 9. Jahrhundert.) / E. Collin: Deutsche Einbandkunst. / Schramm: Altslavische Drucke in der Bücherei der Moskauer Synodaldruckerei./ Mit Rotstift und Schere. / Mitteilungen aus dem deutschen Kulturmuseum. / Mitteilungen des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. / Bücher- und Zeitschriftenschau.

Archiv für Buchgewerbe. Jahrgang 1919. Band 56. Leipzig.

Heft 1/2. E. Wetzig: Breitkopf & Härtel in zweimal hundert Jahren (1719 bis 1919./

F. Bauer: Das Buch als Werk des Buchdruckers./P. Volkmann: Die Buchbinderei im Weltkrieg. / H. Hoffmeister: Die Proben der Schriftgießereien. / F. Martini: Fischhaut zu Bucheinbänden. / Normierungsaufgaben im Buchgewerbe./ Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau. / Zeitschriften, Bücher und Eingänge. [Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. 1919. Nr. 1/2. V. Gardthausen: Die alten Zahlzeichen. / H. Vedder: Buschmannzeichnungen. / A. Schering: Brief-Autographe im Geschäftsarchiv von Breitkopf & Härtel in Leipzig. / H. H. Bockwitz: Die periodische Geheimpresse im besetzten Belgien [1914 bis 1918.] / H. Voss: Zum Tode Otto Richard Bosserts. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum. / Bücher- und Zeitschriftenschau.

Heft 3/4. H. Leunig: Bolschewismus und Graphik / A. Koenig: Über gezackten und glatten Schnitt an Rotationsmaschinen. / P. Kersten: Etwas über die Geschichte des Bucheinbandes./P. Eberhard: Das Es zett und die deutsche Sprache. / Elektrische Beheizung für Setzmaschinen-Schmelzkessel und für Stereotypieöfen./ H. Inheim: Georg Collin. / Normierungsaufgaben im Buchgewerbe. / M. Fiedler: Aus den technischen Sammlungen des Deutschen Buchgewerbevereins. / Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau / Zeitschriften Bücher und Eingänge, / [Zeitschrift ... Nr. 3/4] E. Erkes: Das chinesische Haus im Deutschen Kulturmuseum zu Leipzig. / A. Fröhlich: Zur Geschichte der Druckerei des Kiewer Höhlenklosters. /A. Ficker: Das Zwingli-Gedächtniswerk 1919. / J. Zeitler: Schweizerische Graphik. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum. / Bücher und Zeitschriftenschau.

Heft 5/6. Schramm: 100 Jahre Schelter & Giesecke / F. Bauer: Das Buch als Werk des Buchdruckers. II. Papierformat und Satzformat. W. Hellwig, Über die Möglichkeit eines Normalschnittes mathematischer Zeichen. / M. Pellnitz: Neue deutsche Postwertzeichen. / E. Wetzig: Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht von Oskar v. Hase. Zweiter Band: 1828 bis 1918. /

ANREGUNGEN

aus unserem Leserkreise, die uns dankenswerterweise zahlreich zugingen, sollen einmal eine ausführlichere Beantwortung finden, die sich im einzelnen nicht immer geben läßt. Zunächst mag darauf hingewiesen sein, daß unsere kleine Zeitschrift nicht alle Aufgaben lösen kann und will, zumal da für viele Gebiete größere Fachblätter bestehen, auf die bereits die vom dritten Jahrgange an noch beträchtlich erweiterte Zeitschriftenschau verweist. Die Vierteljahrsschrift möchte in der Hauptsache der bibliographischen Textkritik bemerkenswerter Bücher des Weltschrifttums dienen, indem sie deren beste (und auch schönste) Ausgaben festzustellen und zu beschreiben unternimmt, wobei die gelegentliche Bekanntgabe unveröffentlichter oder verschollener Stücke sich ebenso zwanglos anschließen soll, wie der Hinweis auf unbekannte oder vergessene Werke und deren Verfasser. Weiterhin will die Vierteljahrsschrift die Methodik und Systematik der Bibliographie pflegen, sowie in Verbindung mit ihrem Hauptzwecke die Buchdruckgeschichte, die Geschichte des privaten Büchersammelwesens und die Handschriftenkunde. Da zu der Verkörperung eines Werkes in der Buchform nicht allein die Textrichtigkeit sondern auch die sinngemäße Druckwiedergabe des Werkinhaltes gehört, so ist auch der äußeren Buchgestaltung die ihr hier noch sehr notwendige Teilnahme, die sich im allgemeinen nur auf die Druckschönheit zu erstrecken pflegt, zuzuwenden. Wenn alle diese Absichten sich bisher noch nicht vollständig verwirklichen ließen, so liegt das größtenteils an den durch die gegenwärtigen buchgewerblichen Verhältnisse bedingten Raumrücksichten. Daß neben dem schönwissenschaftlichen Schrifttum nach der Abgrenzung des Arbeitsgebietes der Vierteljahrsschrift auch das ältere fachwissenschaftliche Schrifttum der angewandten Bücherkunde zugehört, ist selbstverständlich, doch sind gerade die hierher gehörigen Untersuchungen vielfach so spezieller Art, daß sie bei einem größeren nicht fachwissenschaftlichen Leserkreise nicht immer die vorauszusetzende Aufnahme finden dürften. Dagegen gehört die Literaturwissenschaft als solche, insbesondere auch die Literaturgeschichte nicht zu dem eigentlichen Arbeitsgebiete unserer Zeitschrift, ebensowenig wie in ihr die Bestrebungen der sogenannten modernen Bibliophilie, das heißt die Beschäftigung mit den Erzeugnissen der Buchkunst Berücksichtigung finden können. Doch ist für späterhin eine Bibliophilie-Chronik vorgesehen worden, die in auswählender Berichterstattung wenigstens eine weiterleitende Übersicht aller den Buchfreund und Büchersammler interessierenden Erscheinungen der Gegenwart vermitteln soll und damit den hierzu geäußerten Wünschen einigermaßen gerecht werden wird.

Unter der Überschrift: Die Bücherwahl wird vom dritten Jahrgange an das Beiblatt eine Ausgestaltung erfahren, indem in ihm teils in zusammenfassenden Darstellungen (Briefe an einen Büchersammler) die besten und schönsten Ausgaben der Hauptwerke hauptsächlicher Sammelgebiete ihre bibliographische Würdigung aus bibliophilen Gesichtspunkten finden werden, teils in der Form von gewissermaßen nach den Gesichtspunkten einer retrospektiven Kritik angeordneten Bücherlisten Meisterwerke des Weltschrifttums im Urteile der Mit- und Nachwelt verzeichnet werden sollen. In ähnlicher Weise werden Zusammenstellungen über das Buch und die Bücher Äußerungen über die Bibliophilie als über die Wissenschaft vom Buche ordnend sammeln. Auch die Sammlerpraxis wird, soweit das der Raum gestattet und soweit es nützlich erscheint, das heißt insoweit es sich nicht um allgemein bekannte, in den Handbüchern ausreichend behandelte Dinge handelt, nicht übersehen. Wozu die Bemerkung gestattet sei, daß uns dafür die Form von Sonderheften, von denen schon einige vorbereitet werden, als die zweckmäßigste erscheint, da sie einerseits gründlichere und vollständigere Anleitungen zu geben erlaubt, andrerseits den Aufgabekreis, der kleinen Zeitschrift nicht allzusehr zu erweitern zwingt. Dem sehr verständlichen Begehren, daß bei den angezeigten Büchern auch die Preise vermerkt werden möchten, läßt sich augenblicklich noch nicht entsprechen, da gegenwärtig Bücherpreise manchen

Schwankungen ausgesetzt zu sein pflegen und für ausländische Bücher sich nicht einmal ungefähre Schätzungspreise angeben lassen.

Schriftleitung und Verlag.

Zeitschrift f. Bücherfreunde, Neue Folge. 11. Jahrgang. Leipzig: 1919/20.

Heft 3. M. Rassow: Ein unbekannter Brief Goethes. Mit einer Nachbildung. / Th. Stettner: J. Ch. François Erfindung der Kreidemanier. Mit fünf Bildern. / G. Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart. V. Die Drucke der Marées-Gesellschaft. / M. Martersteig: Der Untergang des Abendlandes. / E. Steinthal, Julius Meier-Gräfe und G. Witkowski: Buch oder Mappe? Ein bibliophiler Briefwechsel. / F. v. Zobeltitz: Rara et Curiosa. I—V. / H. Drahn: Friedrich v. Raumer über Volksbibliotheken. / Beiblatt.

Heft 4. O. Clemen: Eine Titelbordüre Pamphilus Gengenbachs. Mit einer Beilage. / H. Gräf: Aus dem Stammbuch Johann Georg Ecks in Leipzig. / A. Tulla: Kleine Bausteine zur Bibliographie des Wiener deutschen Theaters im 18. Jahrhundert. II. / R. v. Kehler: Ricarda Huch über Theodor Fontane. / G. Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart. VI. Die Nibelungen-Drucke. / Beiblatt.

Heft 5/6. R. Krauß: Schweizer Exlibriskunst. Mit sechzehn Bildern. / H. W. Rath: Familienbriefe aus dem Nachlasse Eduard Mörikes und Nachrichten über das Leben des älteren Bruders des Dichters nebst unveröffentlichten Briefen. Mit einem Schattenriß. / M. Schnitzer: Grimmelshausens Bärenhäuter. Mit einem Bilde. / W. List: Kentaur und Syanthropos oder Der Musterbibliophile. Mit einem Bilde. / A. Schmidt: Die Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde in Darmstadt und ihre erste Veröffentlichung. / F. Rupp: Die Preisgestaltung auf dem Altbüchermarkt in den Jahren 1916 und 1917. / F. Hansen: Der Bücherwurm. Mit zwei Bildern. / Beiblatt.

Archiv für Buchgewerbe. Jahrgang 1919. Band 56. Leipzig.

Heft 7/8. L. Volkmann: Neue Zeiten — neue Formen. / K. Loele: Buchhandel und Bugra-Messe. / R. Graul: Kunstgewerbe und Messe. / E. Collin: Leipziger Mustermesse und Bugra-Messe. / H. Schwarz: Die Schriftgießerei auf der Bugra-Messe in Leipzig. / J. R. Haarhaus: Die Leipziger Buchhändlermessen der Vergangenheit. / 31. Hauptversammlung des Deutschen Buchgewerbevereins. / A. Koenig: Über gezackten und glatten Schnitt an Rotationsmaschinen. / F. Bauer: Das Buch als Werk des Buchdruckers. III. Schrift und Satz und ihr Verhältnis zum Satzformat. / W. Hellwig: Über die Möglichkeit eines Normalschnittes mathematischer Zeichen. II. / J. Zeitler: Alte Drucker und Illustratoren im Leipziger Stadtgeschichtlichen Museum. / E. Kühnast: Der Autotypiedruck. / Die Nationalversammlungs-Marken. / Normalisierungsaufgaben im Buchgewerbe. III. Normalisierungsbestrebungen beim Schriftmaterial. V. Normierung der Werbedrucksachen bei uns und drüben. / Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau. / Bücher und Eingänge. / (Zeitschrift ... Nr. 7/8) G. Möller: Die Buchschrift der alten Ägypter. / Wackernagel: Ein Holzschnittzyklus des Hausbuchmeisters? / E. Collin: Das deutsche Künstlerplakat der Revolutionszeit. / E. Schultze: Verbrannte Bücher. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum. / Bücher- u. Zeitschriftenschau.

Deutsches Notgeld 1914—19. I. Kleingeldersatz 1914—19. Von Albert Schramm. Leipzig, Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum: 1918,

Stambuler Buchwesen im 18. Jahrhundert. Von Franz Babinger. Leipzig, Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum: 1919.

Archiv für Buchgewerbe. Jahrgang 1919. Band 56. Leipzig.

Heft 9/10. F. Bauer: Das Buch als Werk des Buchdruckers. IV. Das Druckformat und das fertige Buch. / A. Koenig: Über gezackten und glatten Schnitt an Rotationsmaschinen IV. / J. Zeitler: Die Bugra-Herbstmesse 1919. / E. Collin: Bugramesse und Papiermesse — ein Rückblick und ein Ausblick. / E. Köditz: Facetten an Ätzungen. / P. Martell: Zur Geschichte der Setzmaschine. / T. Zöller: Zeitungsreklame und Entwürfe. / E. Wetzig: Heinrich Schwarz. / Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau. / Bücher und Eingänge. — (Zeitschrift ... Nr. 9/10.) V. Gardthausen: Protokoll, Text und Schrift. / E. Schultze: Verbrannte Bücher (Schluß). / G. A. E. Bogeng: Adreßbuch-Studien. / G. A. E. Bogeng: Deutscher Prachtband des 17. Jahrhunderts. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum. / Bücher- und Zeitschriftenschau.

Ägyptisches Schrifttum von Dr. Hans Bonnet. Leipzig, Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum: 1919.

Gesamtinhaltsverzeichnis der ersten fünfzig Bände des Archivs für Buchgewerbe 1864 bis 1913. (Von Max Säuberlich.) Leipzig, Deutscher Buchgewerbeverein: 1919.

Frankfurter Bücherfreund. Mitteilungen aus dem Antiquariate von Joseph Baer & Co. 12. Jahrgang 1914—19. Neue Folge. Nr. I. Heft 4. Frankfurt a. M.: 1919.

Mitteilungen: E. F. Koßmann. Ein Fragment der Hinfahrt Mariä von Konrad von Heimesfurt.

Der Kunstwanderer. 1. Jahrgang. Berlin: 1919.

1. **Septemberheft** (u. a.) Max J. Friedländer: Über das Kunstsammeln. / Eine Raffael-Quittung (Faksimile). / A. Donath: Die Aussichten des deutschen Kunstmarktes.

2. **Septemberheft** (u. a.) H. Schmitz: Der Hausbuchmeister im Kunstgewerbe. / F. Hoefner: Der römische Kunsthandel. / Ein Brief Menzels. Mit zwei Zeichnungen des Meisters. / Karl Philipp Emanuel Bach als Kunstfreund. Ein Autograph des Komponisten (Faksimile). Mit Bemerkungen von Wilhelm Altmann.

1. **Oktoberheft** (u. a.) H. W. Singer: Rembrandt und die neuere Radierung. / H. Schmitz: Der Hausbuchmeister im Kunstgewerbe (Schluß). / F. v. Zobeltitz: Der Luxusdruck. / G. A. E. Bogeng: Einbandkunst der Gegenwart.

2. **Oktoberheft** (u. a.) Max J. Friedländer: Die Kupferstich-Auktion Vincent Mayer. / G. A. E. Bogeng: Deutsche Einbandkunst der Gegenwart (Schluß). / L. Zahn: Von den Ursachen der graphischen Massenproduktion.

1. **Novemberheft** (u. a.) Ein Autograph von Robert Schumann. Aus der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliotheken. Mit Bemerkungen von Wilhelm Altmann. / G. A. E. Bogeng: Betrachtungen zur Buchkunstbewegung der Gegenwart. I. Buchkunst und Liebhaberausgabe.

2. **Novemberheft** (u. a.) Hans Wahl: Neuerwerbungen des Goethe-National-Museums im Jahre 1919. / R. Weinzetl: Die Kopie in der ostasiatischen Malerei. Echtheit von Rollbildern.

2. **Dezemberheft** (u. a.) H. W. Singer: Einige Glossen zur neueren Künstler-Illustrationskunst. / Ein Autograph Joseph Haydns. Mit Bemerkungen von W. Altmann.



Zeitschrift für Bücherfreunde.
Neue Folge. 11. Jahrgang.
Leipzig: 1919/20.

Heft 7. M. Ostrop: Das künstlerische Verlagszeichen der Gegenwart. Mit 132 Bildern und 1 Tafel. / W. Deetjen: Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek. VIII. Eine literarisch-philosophische Satire. / O. Clemen: Die Titelbordüre mit dem Parisurteil. / Charlotte Steinbrucker: Goethe als Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste. Mit zwei ungedruckten Briefen Goethes. / M. Schnitzer: Kästners Freundin. [Hofrätin Baldinger]. Zu seinem 200. Geburtstag (27. September 1919). / Beiblatt.

Heft 8. Th. Stettner: Das Münchner Künstlerfest von 1840 (Eugen Neureuther und Gottfried Keller). Mit zwei Beilagen und zwei Bildern. / F. Seebaß: Neues von und über Grabbe. / P. Schubring: Vespasiano da Bisticci. / G. Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart. VII. Die Drucke der Wahlverwandten. / O. E. Deutsch: Goethe und Vinzenz Raimund Grüner. Mit einem unbekannten Goethebriefe. / S. Hirsch: Ein unbekanntes Jugendgedicht von Novalis. / Beiblatt.

Heft 9. G. Stuhlfauth: Neue Beiträge zum Schrifttum des Hans Sachs und insbesondere zum Holzschnittwerk Hans Sachsischer Einzeldrucke. Mit sechs Bildern. / W. Waetzoldt: Ein Bildnis Wackenroders. Mit einer Beilage. / F. v. Zobeltitz: Rara et Curiosa VI—XIII. / C. Michaelis: Bibliographiscbe Miszellen. / Beiblatt.

Jahrbuch
für Bücher=Kunde und =Liebhaberei

Herausgegeben von

G. A. E. BOGENG

Vierter Jahrgang. Nikolassee 1912

148 Seiten und 16 z. T. farbige Tafeln. Quart=Format

Nr. 1—50 auf holländisch geschöpftem Bütten. Preis M 30.—
Nr. 51—800 auf weichem India=Papier. . . . . Preis M 18.—

In der Offizin von W. Drugulin in Leipzig hergestellter Luxusdruck.

INHALT

Die letzten 14 Tafeln sind farbig gedruckt und auf den Handpressen der verschied. Schriftgießereien (z. T. auf Japan= und Büttenpapier) hergestellte Musterdrucke.

Oben angezeigter vierter Jahrgang bildet die auf Wunsch splendider ausgestattete Fortsetzung des von 1909—11 (Jahrg. I—III) als Beiheft zum „Taschenbuch des Bücherfreundes" erschienenen Jahrbuchs für Bücher=Kunde und =Liebhaberei, dessen Inhalt den lebhaften Beifall aller Subskribenten und Käufer fand. Verzeichnis des Inhalts der ersten 3 Jahrgänge steht zu Diensten.

LUXUSAUSGABEN DES VERLAGES VON
MAX HARRWITZ IN NIKOLASSEE BEI BERLIN

Poeschel & Trepte, Leipzig





